Kulturreflexive Entwicklung des Habitat in Afrika am Beispiel Nordkameruns

Dipl. Ing. Arch. **Lucienne Marthaler**

von der Fakultät VII Architektur Umwelt Gesellschaft der Technischen Universität Berlin

zur Erlangung des akademischen Grades
– Dr.-Ing. –

genehmigte Dissertation

Promotionsausschuss:

Vorsitzender: Prof. Dr. Schäfer
Berichter: Prof. Dr.-Ing. Herrle
Berichter: Prof. Dr. Schellenberg
Tag der wissenschaftlichen Aussprache: 07. Januar 2004

Berlin 2004
D 83

Meinem Vater Daniel Dikoué und meiner Familie gewidmet

In der vorliegenden Arbeit sind die – sicherlich wiederum vorläufigen – Ergebnisse eines mehrjährigen Prozesses des Nachdenkens und Forschens zusammengefasst, das um die Frage nach Orientierungen und Möglichkeiten für eine Entwicklung des Habitat in unserer und für die zukünftigen Generationen kreist.
Mit den Analysen zum Beispiel des Habitat und der Regionalentwicklung in dem Gebiet, in dem meine Eltern aufgewachsen sind, und in dem ich verwurzelt bin, lege ich mein Steinchen ins Mosaik eines hoffentlich immer breiteren Diskurses, der für den Einzelnen in seinen Auswirkungen auch positiv spürbar wird. So möchte ich meinen Beitrag zu den Bemühungen der Menschen in den Städten und Dörfern Kameruns leisten, dort Stätten humanen Wohnens und Zusammenlebens zu schaffen.
Die Durchführung und Fertigstellung dieser Arbeit wäre mir ohne die Unterstützung vieler mir sehr lieber und tief verbundener Menschen nicht möglich gewesen. Ihnen möchte ich von ganzem Herzen danken:

Zunächst meinem Mann Thomas – ohne dessen Liebe und Unterstützung ich diese Arbeit nicht hätte realisieren können – und meinen beiden Töchtern Bernardette und Cecilia, die mir trotz ihrer jungen Jahre verständnisvoll zur Seite stehen.

Ganz besonders danke ich auch meiner Familie, der Familie meines Mannes und unserem Freund Hagen Hultsch mit seiner Familie.

Ich danke meinen beiden Doktorvätern, Herrn Prof. Peter Herrle von der TU Berlin und Herrn Prof. Heiko Schellenberg von der TU Dresden für ihre geduldige Begleitung, Hilfe und Unterstützung und nicht zuletzt die Ermutigungen in den Momenten des Zweifels.

Besonders bedanken möchte ich mich beim KAAD (Katholischer Akademischer Ausländer-Dienst), der mir durch Vertrauen und finanzielle Unterstützung die Durchführung der Arbeit ermöglicht hat.

Ein weiterer Dank gilt den Verantwortlichen und Mitarbeitern des MINUH in Yaounde und der sektoralen *Délégation* in Kaele, die mich unterstützt haben, für Fragen zur Verfügung standen, und die mir ihr Interesse an meiner Arbeit gezeigt haben; danken möchte ich auch den Einwohnern von Kaele, die zu einem Interview bereit gewesen sind.

Ich danke allen Freunden – in Deutschland wie in Kamerun –, die mir geholfen, und die mich unterstützt und mich mit ihren Gedanken und guten Wünschen begleitet haben.

Danke für alles, himmlischer Vater.

Inhaltsverzeichnis

I.	**Einführung in das Thema**	7
I.1.	Hintergrund der Arbeit	7
I.2.	Bedeutung und Zielrichtung der Arbeit	18
I.3.	Auswahl der Fallstudie	22
I.4.	Stand der Forschung und Einordnung des Themas	23
I.5.	Forschungsmethode	25
II.	**Traditionelle Architektur in der Provinz *Extrême Nord* (Äußerster Norden), Kamerun**	27
II.1.	Die Provinz *Extrême Nord*	27
II.1.1.	Allgemeines	27
II.1.2.	Gesellschaft und Lebensweise	27
II.2.	Traditionelle Architektur in der Provinz *Extrême Nord*	29
II.2.1.	Allgemeine Bemerkungen zu den Wohnformen	29
II.2.2.	Die Mandara-Berge und die Mandara-Hochebenen	29
II.2.2.1.	Die Wohnstätten der Bewohner der Mandara-Berge	30
II.2.2.2.	Die Wohnstätten der Mandara-Hochebenen	44
II.2.3.	Die Uferzonen des Logone	51
II.2.3.1.	Allgemeines	51
II.2.3.2.	Die Wohnformen – Überblick	51
II.2.3.3.	Die Wohnstätten der Musgum (*teulek*)	52
II.2.3.4.	Die Wohnstätten der Massa (*sina* oder *tzina*)	54
II.2.3.5.	Die Wohnstätten der Tupur (*tin*)	56
II.2.4.	Die Umgebung des Tschadsees	59
II.2.4.1.	Allgemeines	59
II.2.4.2.	Die Wohnstätten der Kotoko	60
II.2.4.3.	Die Wohnstätten der Choa-Araber	61
II.2.5.	Zwischen Tiefebene und Gebirge	62
II.2.5.1.	Allgemeines	62
II.2.5.2.	Die Wohnstätten der Fulbe (*saré*)	62
II.2.5.3.	Die Wohnstätten der Guisiga (*hay*)	64
II.2.5.4.	Die Wohnstätten der Mundang	65
II.3.	Zusammenfassung	67
II.3.1.	Parameter der traditionellen Architektur	67
II.3.1.1.	Die objektiven Parameter	67
II.3.1.2.	Die subjektiven Parameter	69
II.3.2.	Soziale Organisation und Raumaufteilung	70
II.3.2.1.	Gemeinsamkeiten	70
II.3.2.2.	Unterschiede	71

III. Wandel des Habitat und der Siedlungen ... 74
III.1. Symptome des Wandels – die Auflösung der traditionellen Bauweise ... 74
III.2. Faktoren des Wandels ... 76
III.2.1. Soziopolitische Faktoren ... 76
III.2.1.1. Der strategische Aspekt in der Geschichte – die Strategie von Schutz und Verteidigung ... 76
III.2.2. Sozioreligiöse Faktoren ... 78
III.2.3. Sozioadministrative Faktoren ... 83
III.2.4. Sozioökonomische Faktoren ... 90
III.2.4.1. Handel ... 90
III.2.4.2. Produktion ... 91
III.2.4.3. Der Einfluss des wirtschaftlichen Aspekts auf das Bauen ... 92
III.2.5. Sozioökologische Faktoren ... 92
III.2.5.1. Der Baum in der traditionellen Gesellschaft ... 92
III.2.5.2. Die Abholzung ... 93
III.2.5.3. Die Wiederaufforstung ... 93
III.2.6. Auswirkungen der soziokulturellen Transformationen auf die Bauweise ... 95
III.3. Resultat des Wandels – die Ausbreitung der modernen Bauweise ... 97
III.3.1. Allgemeines ... 97
III.3.2. Das ›solide Haus‹ (*maison en dur*) ... 97
III.4. Beispiel: Wandel einer Kleinstadt im ländlichen Raum – Kaele ... 100
III.4.1. Kaele – die allgemeinen Gegebenheiten ... 100
III.4.2. Stadtentwicklung ... 101
III.4.2.1. Geschichte ... 101
III.4.2.2. Bevölkerungsentwicklung ... 102
III.4.2.3. Wirtschaft ... 103
III.4.3. Siedlungsstruktur/Siedlungsentwicklung ... 106
III.4.3.1. Allgemeines ... 106
III.4.3.2. Die Entwicklung des *Quartier Mundang* ... 106
III.4.3.3. Die von der Stadtverwaltung durchgeführte Siedlungsentwicklung ... 107
III.4.3.4. Beispiel: Besondere Räume für traditionelle Zeremonien ... 109
III.4.3.5. Stadtstruktur ... 110
III.4.3.6. Entwicklungstendenzen ... 110
III.4.4. Parzellierung/Erschließung ... 111
III.4.4.1. Allgemeines ... 112
III.4.4.2. Die traditionelle Verwaltung – Parzellierung durch die traditionelle Verwaltung am Beispiel von Kaele ... 112
III.4.4.3. Parzellierung des Grundes durch die öffentliche Verwaltung ... 113
III.4.5. Auszüge aus dem PSUK: Bebauungsstruktur ... 115
III.4.5.1. Wohngebiete ... 115
III.4.5.2. Überbauungsgrad ... 116

III.4.5.3. Flächenbedarfsermittlung (Flächennutzung) ... 118
III.4.5.4. Umzugestaltender oder neuzuordnender Bereich ... 119
III.4.5.5. Bedingungen für die Nutzung und Bebauung von Flächen ... 119
III.4.5.6. Erschließung – Versorgung – Entsorgung ... 126
III.4.5.7. Infrastruktur ... 130
III.5. Schlussfolgerung ... 135

IV. Potenziale für eine kulturreflexive Entwicklung des Habitat in Kamerun ... 138
IV. 1. Auswirkungen der kamerunischen Stadtplanungs- und Wohnungsbaupolitik im städtischen und im ländlichen Raum ... 138
IV.1.1. Einführung ... 138
IV.1.2. Maßnahmen des Ministeriums für Stadtplanung und Wohnungswesen ... 139
IV.1.3. Institutionen und Agenten der staatlichen Stadtplanungs- und Wohnungsbaupolitik ... 139
IV.1.4. Schlussfolgerung ... 141
IV.2. Die neue Strategie der kamerunischen Wohnungsbaupolitik – Ein neuer Weg in der Entwicklung des Habitat? ... 144
IV.2.1. Einführung ... 144
IV.2.2. Die neue Strategie in Kamerun seit den 80er Jahren ... 146
IV.2.3. Zusammenfassung/Anmerkungen zu den Projekten ... 151
IV.3. Potenziale im Finanzsektor für die ärmeren Bevölkerungsschichten ... 155
IV.3.1. „Die Mikrofinanzrevolution – Tontines in Kamerun: Die Verknüpfung traditioneller und semi-formeller Finanzierungssysteme“ ... 155
IV.3.2. Blick auf die finanzielle Situation der Bevölkerung: Beispiel von Kaele ... 157
IV.3.3. Bauart und Finanzierung ... 158
IV.3.3.1. Kosten der traditionellen Häuser ... 158
IV.3.3.2. Kosten der modernisierten traditionellen Häuser (Häuschen) ... 159
IV.3.3.3. Kosten der ›modernen‹ Häuser (in der Provinz *Extrême Nord*) ... 160
IV.3.3.4. Übersicht über die Baukosten im Vergleich ... 161
IV.3.3.5. Der Anteil der Eigenleistung an den Baukosten ... 162
IV.4. Anforderungen an die Entwicklung des Habitat aus den Interviews in Kaele ... 163
IV.4.1. Die Vor- und Nachteile der Bauweise ... 163
IV.4.2. Zusammenfassung der Anforderungen aus den Interviews ... 166
IV.5. Entwicklungspotenziale in der traditionellen Architektur ... 168
IV.5.1. Einführung ... 168
IV.5.2. Baustoffe und Baukonstruktion – Möglichkeiten für eine nachhaltige Entwicklung des Habitat ... 170
IV.5.2.1. Baustoffe ... 170
IV.5.2.2. Die Verbesserung der Baukonstruktion ... 176
IV.5.2.3. Verbesserung der Installationen ... 178

IV.5.2.4. Verbesserung der Bauplanung gemäß der soziokulturellen Gegebenheiten ... 178
IV.6. Die Rolle des Architekten/Stadtplaners in Afrika ... 184
IV.6.1. Einführung ... 184
IV.6.2. Der Architekt/Stadtplaner heute ... 185
IV.6.3. Überlegungen zur Neudefinition der Rolle des Architekten/Stadtplaners ... 186
IV.6.4. Die Rolle des Architekten/Stadtplaners in der Zukunft ... 188
IV.6.4.1. Sich bekannt machen ... 188
IV.6.4.2. Die Bevölkerung bilden ... 188
IV.6.4.3. Der Architekt/Stadtplaner als Berater ... 190
IV.6.4.4. Der ›ambulante‹ bzw. ›fliegende‹ Architekt/Stadtplaner ... 191
IV.6.5. Zusammenfassung ... 195

V. Zusammenfassung und Schlussfolgerung ... 196

A. Anhang ... 202
A.1. Abbildungsverzeichnis ... 216
A.2. Kartenverzeichnis ... 226
A.3. Literaturverzeichnis ... 227
A.4. Abkürzungsverzeichnis ... 244

Hinweis zur Darstellung: Sämtliche englisch- und französischsprachigen Zitate wurden von der Autorin ohne weitere Kennzeichnung ins Deutsche übersetzt.

I. Einführung in das Thema

I.1. Hintergrund der Arbeit

Die Länder des Südens wurden in den letzten Jahrhunderten – durch die Kolonisation und die damit verbundene Einführung neuer Technologien – von der ›Westlichen‹ Welt unwiderruflich geprägt und transformiert. In der Kolonialzeit entstanden Großstädte und somit neue Siedlungs- und Lebensformen; die Bau-Kultur wandelte sich durch die Einführung der ›modernen‹ Architektur, die Städte- und Landschaftsplanung. Die Entwicklung des Habitat in diesem Zusammenhang zeigt sich auf den ersten Blick als Uniformisierung und Standardisierung nach dem Vorbild des ›Westens‹.

S. Nebel beleuchtet die andere Seite dieses Phänomens, wenn sie schreibt: „[...] die Gestaltung der Wohnung und der Alltagsumgebung [sind, L.M.] eine Komponente gesamtkultureller Anpassungen von Individuum und Gemeinschaft [...]“ (1995, S. 7); damit würde die Uniformisierung des Habitat auf eine kulturelle Uniformisierung verweisen, wäre der Habitat ein Indiz für den Charakter einer kulturellen Entwicklung.

Was bedeutet dies jedoch für den traditionellen Habitat? Passt dieser sich der Modernisierung an? Wird er einfach verdrängt und durch völlig andere Formen des Habitat ersetzt? Gibt es hier eine kontinuierliche Entwicklung oder einen harten Bruch? Kann dabei überhaupt von ›Entwicklung‹ in einem positiven Sinne gesprochen werden?
Das Wort von einem ›Dialog der Kulturen‹ wird heute vielfach benutzt (vgl. z.B. UNESCO 2001, Hempel 2002, Schwarz 2002), und in diesem Zusammenhang auch vom Habitat (und damit der Architektur, Städte- und Landschaftsplanung) als einem ›Leitmedium der Kulturen‹ gesprochen (Hempel 2002); vernichtet und verdrängt jedoch eine Baukultur einfach eine andere, ist der Ausdruck ›Dialog‹ nicht mehr angebracht.
Liegt es da nicht auf der Hand, dass die Länder des Südens, und insbesondere Afrika, sich mit der Frage der Entwicklung des Habitat auseinandersetzen müssen? Das aber bedeutet nichts anderes als die Entwicklung einer eigenen Reflexivität in Bezug auf die kulturellen Aspekte von ›Entwicklung‹ und des Verhältnisses von Tradition und (Post-)Moderne.

Hierfür ist es zunächst erforderlich zu erörtern, was ›Kultur‹ und ›kulturell‹, schließlich auch, was ›Entwicklung‹ bedeuten kann; dabei ist zu beachten, dass die zugewiesenen Bedeutungen ihrerseits einem Wandel unterliegen.
Nach dem französischen Wirtschaftswissenschaftler Serge Latouche kann ›Kultur‹ in zweifacher Weise gefasst werden: „Mit den Anthropologen kann Kultur definiert werden als die Antwort, die Gruppen von Menschen auf ihre soziale Existenz geben; man kann diese Sicht auf Kultur als eine ‚kulturale’ bezeichnen. In den vor-modernen Gesellschaften

beinhaltet Kultur *alle* Aspekte menschlicher Tätigkeit. Diese Gesellschaften kennen eben keine Wirtschaft als solche. Die ‚Sphäre' der Wirtschaft ist in das gesamte Leben ‚eingelassen' und hat damit an dieser globalen Antwort auf die Herausforderungen des Daseins ihren Anteil" (2000, S. 89; Hervorh. i. Orig.).

Dieses Verständnis einer ›kulturale‹ Kultur war für die vormodernen Gesellschaften Europas ebenso charakteristisch wie für heutige ›traditionelle‹ Gesellschaften in den ländlichen Gebieten der Länder des Südens; es spiegelt sich in der Tat auch in verschiedenen afrikanischen Sprachen wieder, so in den Sprachen der Tupur und der Fulbe in Nordkamerun, in denen ›Kultur‹ mit dem Ausdruck ›unsere Art zu leben‹ gefasst wird.
Ein wichtiges und charakteristisches Merkmal einer kulturalen Kultur ist dabei nach Latouche, dass auch die Ökonomie ins gesamte Leben integriert ist: „Ist Kultur kein Luxus oder ein simpler ästhetischer Genuss, sondern die Gesamtheit der Lösungen, die die Menschen auf die Probleme, die ihnen die Umwelt stellt, finden: dann gehören Produktion, Verteilung und Konsum des Überflusses, mithin die Wirtschaft, durchaus zur Kultur" (ebd., S. 91).

Viele Kulturen stehen jedoch seit Beginn der kolonialen Eroberungszüge in Afrika, Asien, Lateinamerika unter dem Einfluss der europäischen Länder, und auch nach der Zeit der Kolonialisierung setzt sich ein gemeinsamer, kultureller Transformationsprozess – in allen Ländern der Welt – fort: das Phänomen der Modernisierung.
Ihm entspricht ein anderer Zugang zu ›Kultur‹, ein ›kultureller‹, so die Begrifflichkeit von Latouche; dieser ist danach der modernen Gesellschaft eigen. Kennzeichen der modernen Gesellschaft ist nach Latouche, dass sie die Wirtschaft ›erfunden‹ habe: „[...] Indem sie eine autonome ‚Sphäres' der Produktion, der Verteilung und des Konsums materiellen Überflusses geschafft hat, eine Sphäre, innerhalb derer eine optimierte Anhäufung von Mitteln legitim und notwendig ist, hat sie [die moderne Gesellschaft, L.M.] die Kultur reduziert auf die Handlungsfelder der *Ministerien*, deren Namen diesen Begriff beinhalten. Diese Reduktion hat ihren Ursprung in der westlichen Metaphysik, in der seit Platon die Einheit des Daseins in Geist und Materie geschieden wird. Die Kultur wäre damit lediglich das Bewusstsein (resp. das falsche Bewusstsein [*fausse conscience*, L.M.]), das eine Gesellschaft hinsichtlich seiner ‚materiellen' Handlungen hat, und zwar mittels der Religion, der Kunst und all ihrer Ausdrucksformen. [...] Die Vorherrschaft der Wirtschaft in den modernen Gesellschaften hat somit die Kultur in die Museen verbannt" (ebd., S. 89; Hervorh. i. Orig.).

Der Soziologe F. Kandil sagt zum Verhältnis von moderner Ökonomie und moderner Kultur: „Ich glaube schon, dass die [...] Entstehung der Moderne im europäischen Kontext bereits die enge Verknüpfung zwischen moderner Ökonomie einerseits und moderner Kultur andererseits anzeigt. Erst die [...] Entzauberung der Welt und der hierdurch einsetzende Prozess der Durchdringung aller Lebensbereiche vom Rationalismus als allgemeingültiges, anerkanntes Gestaltungsprinzip hat den Modernisierungsprozess als solchen vorangetrieben. [...] Auch ökonomische Prozesse, politische Strukturen und technisch-industrielle Systeme enthalten in

sich eine kulturelle Dimension. In all diesen gesellschaftlichen Bereichen ist Kultur als eine Art soziale Kosmologie [...] enthalten“ (1995, S. 157).
Und Latouche weiter: „In der modernen Gesellschaft, in der die materielle Praxis [*pratique materielle*, L.M.] ihren Sinn immer mehr verloren hat und auf eine reine Funktionalität reduziert wurde, besteht die *kulturelle* Kultur aus einem Erbe an Wissen und Werken, mit denen sie verbunden ist; sie umfasst bildende Künste und Naturwissenschaften, technisches Wissen und ästhetische Empfindungen. Es handelt sich dann weniger um ein Symbolsystem, das der Existenz einen Sinn verleihen würde, sondern eher um einen selektiven Code von Zeichen der *Unterscheidung*. Diese Kultur neigt zu einer ausschließenden Aneignung. Sie wird zum inneren Wert der Zivilisation“ (2000, S. 91; Hervorh. i. Orig.).
Hier ist Kultur dann durchaus ein ›Luxus‹ und ›simpler ästhetischer Genuss‹. Latouche bezeichnet sie kritisch als „Anti-Kultur“ (S. 94) und in ihrer Wirkung als „de-kulturierend“ (S. 91).

Innerhalb der eigenen Gesellschaft sei man „[...] mehr oder weniger kultiviert, und der größte Teil der Bevölkerung kennt die meisten ‚kulturellen' Werke nicht, die die eigene Zivilisation hervorgebracht hat; sie sind weitgehend ‚*inkult*'“ (ebd.).
Nach außen hat die moderne Gesellschaft, die ihren Ursprung im westlichen Europa hat und nach Verbreitung und Dominanz strebt, das kulturelle Phänomen der Verwestlichung der Welt hervorgebracht, mit der aus dieser Sicht entsprechend eine Ent-Kulturation der Völker einhergeht; sie verwandelt nach Latouche „[...] die Völker der ‚Dritten Welt' in wilde Massen. Eine solche Kultur bringt passive Konsumenten hervor, die ihrer eigenen Kultur als Fremde gegenüberstehen“ (ebd.).
Für uns ergeben sich hier Fragen nach dem Wesen der Modernisierung, der Verwestlichung und ihren Bezug zur ›Entwicklung‹. In der entwickelten kritischen Perspektive liegt für mich der Ansatzpunkt für ein differenziertes Verständnis von ›Entwicklung‹.

Aus der Perspektive der ›kulturalen‹ Definition von Kultur (Latouche) ergibt sich folgender Zusammenhang: „Da nun jede Gruppe von Menschen die Herausforderungen ihrer Existenz auf eigene Weise beantwortet, gibt es theoretisch auf die Probleme, die wir aus unserer europäischen Sicht mit Unterentwicklung bezeichnen, ebenso viele Antwortmöglichkeiten wie es Kulturen gibt. In dem Fall ist die Kultur nicht eine *Dimension* von Entwicklung, vielmehr wäre die Entwicklung eine Dimension der einen ‚westlichen Kultur'“ (ebd., S. 91/92; Hervorh. i. Orig.).

Was wäre dann also ›Entwicklung‹, und inwiefern stellt sie eine Dimension der ›westlichen Kultur‹ dar? – „[...] Entwicklung beinhaltet das Streben nach dem westlichen Modell des Konsums, nach der Magie der Weißen, nach dem Status, der mit dieser Lebensweise verbunden ist. Das Mittel der Wahl um diese Hoffnungen zu erfüllen ist natürlich die Technik. Streben nach Entwicklung bedeutet, den Glauben an die Wissenschaft anzunehmen und die Technik zu verehren, aber auch selbst von der Verwestlichung Besitz zu ergreifen, um

so noch verwestlichter zu sein, sich noch mehr zu verwestlichen“ (ebd., S. 82; Hervorh. i. Orig.).

Diese Entwicklung entkulturiert, verwandelt die Völker in ›wilde Massen‹, bringt ›Konsumenten‹ hervor. Damit ist die Selbstzerstörung schon eingeleitet. Sofort stellt sich die Frage nach einer ›anderen‹ Entwicklung; dies ist nach unserer bisherigen Analyse auch für die ›westlichen‹ Länder von Bedeutung, da in dieser Logik deren eigene Weiterentwicklung und Existenz ebenso auf dem Spiel steht.

Mit Blick auf die eingangs sehr drastisch formulierte Dominanz des ›Westens‹ soll – noch einmal mit Latouche – nach der Charakteristik der ›kulturellen‹ Kultur der Modernisierung oder Verwestlichung gefragt werden.
Charakteristisch für den Westen ist nach Latouche Folgendes: „Er ist nicht auf ein bestimmtes Territorium festzulegen, er ist nicht nur eine religiöse, ethische, rassische oder wirtschaftliche Entität. Der Westen als synthetische Einheit aus diesen unterschiedlichen Ausdrucksformen ist eine ‚kulturelle’ Entität, ein Phänomen von Zivilisation. [...] Geografisch und ideologisch ist er ein Polygon mit drei Haupt-Dimensionen: Er ist jüdisch-hellenistisch-christlich. Die Umrisse des geografischen Raums, den er umfasst, sind in den verschiedenen Epochen einigermaßen klar; seine Grenzen werden jedoch immer stärker ideologisch gezogen“ (ebd., S. 84; vgl. Kandil 1995, S. 153).

Gleichzeitig verschwimmen die geografischen Grenzen zunehmend; ›Entwicklung‹ – weltweit – wird nach den Maßstäben des Westens definiert, allen Risiken und Schwächen zum Trotz, die diesem Modell innewohnen.
Der Soziologe J.-M. Ela schreibt in der Einleitung zu einem Artikel in *Le Monde Diplomatique*: „Auf dem Gebiet der Wirtschaft, stellt sich Afrika als armer und marginalisierter Kontinent dar. Seit dem Ende des Kalten Krieges erscheint es als eine deklassierte Zone, die für die Großmächte keine geopolitische oder diplomatische Rolle mehr spielt. Außer in besonderen Notsituationen, in denen humanitäre Aktionen notwendig werden, interessiert sich niemand mehr wirklich für das Schicksal der 700 Millionen Menschen, die diesen Teil der Welt bevölkern. ‚Scheitern’ der Entwicklung? ‚Verzögerung’? – Oder vielleicht eher der Widerstand der afrikanischen Gesellschaften, die Verweigerung, in die neoliberale Falle zu tappen und die Emergenz von Lösungen, die das westliche Modell der Entwicklung verändern könnten?“ (1998, S. 3).

Das schon angesprochene ›andere‹ Verständnis von Entwicklung, sozusagen der Gegenentwurf zum gegenwärtig dominierenden, hier als ›westlich‹ bezeichneten, hat viele Facetten und übt schon lange eine Anziehungskraft auf viele Menschen (auch im ›Westen‹!) aus.
Doch auch die vielen über die vergangenen Jahrzehnte entworfenen Alternativ- und Gegenmodelle zu einer auch vordergründig wirtschaftlich ausgerichteten Entwicklung als nachholende Modernisierung werden mit Verweis auf die Aspekte von Kultur und Identität

einer fundamentalen Kritik unterzogen. Ela schreibt – in großer Übereinstimmung mit Latouche (s.o.): „[...] Dennoch: Sollte die Entkolonialisierung der 60er Jahre nicht den Fortschritt bringen? Sollte die Grüne Revolution nicht dem Hunger ein Ende setzen? Hatten die Organisationen der Entwicklungs- und der Nothilfe nicht das Ziel, eine ‚integrierte', ‚autozentrierte', ‚endogene', ‚partizipative', ‚gemeinschaftliche' o.ä. Entwicklung zu fördern? Wie viele verlassene Regionen – heute wahre Friedhöfe von Projekten und Programmen, die Milliarden Dollar verschlungen haben dürften – haben Wellen von Entwicklungshelfern, Experten, Technischen Assistenten über sich ergießen lassen, während aus der Beratung Afrikas ein regelrechter Industriezweig geworden ist? [...] Ist die Entwicklung *une croyance occidentale*[1], so bedeutet ihr Scheitern auch das Scheitern des Kapitalismus in Schwarzafrika. In den afrikanischen Gesellschaften ist wirklich arm der, der keine Verwandten hat: der Familiensinn und das Prinzip der Gegenseitigkeit verankern die wirtschaftlichen Interaktionen im Grund der sozialen Beziehungen. Aufgrund der Bedeutung dieser sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen neigen die Afrikaner dazu, zu einem Modell von Entwicklung, in dem die sozioökonomischen Ungleichheiten geradezu zum Motor des Fortschritts erhoben werden, auf Distanz zu gehen. Sie hinterfragen eine wirtschaftliche Modernisierung, die die Zerstörung der sozialen Bezüge aufnötigt. Wenige Afrikaner sind bereit, eine entfremdende Modernität anzunehmen, die darauf abzielt, individualistisch fokussierte Lebens- und Handlungsmuster zu etablieren, die dem modernen Westen eigen sind. In den Dörfern und Vierteln des Kontinents, in den Zentren vielfältiger Entwürdigungen, geben dennoch viele anonyme Akteure ein Zeugnis von der Kreativität der Gemeinschaften und ihrer innovativen Kraft angesichts der Mechanismen der Verarmung. [...] Die Fähigkeit zur Innovation, die Wieder-Erfindung der Traditionen und das Wiederaufleben traditioneller Kenntnisse sind die Antwort dieser Gemeinschaften auf die Einschränkungen durch strukturelle Zwänge und ihre Absage an die Gewalt, die von einem entfesselten Kapitalismus ausgeht" (1998; vgl. auch Partant 1982, Rist/Sabelli 1986, Leisinger/Hösle 1995).

Es geht hier also einerseits um eine Entwicklung auf der Basis eigener Werte, letztlich einer eigenen ›kulturellen Identität‹; S. Nebel stellt fest: „Die Forderung nach kultureller Identität – als eine auf Dauer tragende Kraft für Entwicklung – ist seit Jahren immer erhoben worden" (1995, S. 7). Neue, umfassendere Entwicklungsmodelle wurden in die Diskussionen eingeführt, in deren Zentrum die Begriffe *Self-reliance* und *man-orientated* standen. Im „Bericht der Süd-Kommission" werden diese Begriffe (hier in deutscher Sprache) wie folgt verwendet: „Am Menschen orientierte Entwicklungsstrategien sollten mit der sich entfaltenden Kultur der Völker vereinbar sein. Zwar bringt Entwicklung notwendigerweise Veränderungen der kulturellen Normen, Werte und Überzeugungen mit sich, aber Modernisierung darf nicht gegen die Kultur eines Volkes verlaufen, sondern sollte zu ihrer inneren Weiterentwicklung beitragen. Eine Entwicklungsstrategie, die auf die Übernahme des Lebensstiles und der Konsummuster

[1] Ela zit. G. Rist: Le développement – une croyance occidentale. In: Le Monde en développement Nr. 400, Jan. 1997. Zu übersetzen etwa mit: „Eine Glaubenssache des Westens".

reicher Industriegesellschaften zugeschnitten ist, ist mit unserer Vision von Entwicklung für den Süden unvereinbar“ (1991, S. 128/129). Die eigenständige, auf besonderen Werten und Normen basierende Entwicklung wird als Gegenstrategie der Länder des Südens zu ›westlichen‹, d.h. auf dem Kapitalismus basierenden Modellen verstanden.

Andererseits wurden nach Nebel (1995) die Konzepte der Entwicklung in den internationalen Diskussionen aufgrund der Misserfolge der entsprechenden Projekte in den Ländern des Südens und sogar in erster Linie aufgrund der Umweltschäden und Zerstörungen, die erkannt wurden (vgl. z.B. Meadows u.a. 1973: „Bericht des Club of Rome“), neu definiert. Es wurde nicht mehr von „nachholender Entwicklung“ gesprochen, sondern von „nachhaltiger Entwicklung“ oder „dauerhafter Entwicklung“. Das Konzept führte der „Brundtland-Bericht“ 1987 unter dem Begriff *sustainable Development* in die internationale Diskussion ein (siehe dazu auch Eblinghaus/Stickler 1996).
Im Brundtland-Bericht findet sich folgende Definition: „Unter dauerhafter Entwicklung verstehen wir eine Entwicklung, die den Bedürfnissen der heutigen Generation entspricht, ohne die Möglichkeiten künftiger Generationen zu gefährden [...]. Die Forderung, diese Entwicklung dauerhaft zu gestalten, gilt für alle Länder und Menschen“ (1987, S. XV; zit. in Harborth 1993, S. 231).
Mit diesem Ansatz ist die Unterscheidung – Strategien für den Süden vs. unreflektierte Weiterentwicklung des Nordens – aufgehoben und eine gemeinsame, globale Notwendigkeit formuliert. Diese sollte sich für die Länder des Nordens allerdings nicht nur aus einer weitgehend materiellen Notwendigkeit ergeben; es zeigt sich vielmehr, dass materieller Lebensstandard und ein gewisser Reichtum den Menschen eben nicht vor der Angst vor Armut und Ausbeutung befreien kann. Die Erfahrungen in den reichen Ländern der Welt zeigen uns, dass gerade dort eine solche Angst in besonderem Maße zu finden ist (vgl. auch Sennett 2000).

Das Konzept der ›nachhaltigen Entwicklung‹ für die Länder des Nordens steht für einen zunehmend kritischen Blick in der internationalen Szene auf den Modernismus. Die Diskussion wird stark beeinflusst durch den Begriff der ›zweiten‹ oder ›reflexiven‹ Moderne, für den in Deutschland besonders der Soziologe U. Beck steht (vgl. Beck/Giddens/Lash 1996).

Der Soziologe U. Schwarz (2002) erklärt: „Die Zweite Moderne erkennt ihre eigenen Risiken und Grenzen und reagiert auf dieses Wissen. Sie wird reflexiv. Sie erkennt die Ambivalenz des Systems, jedoch keine Dialektik. Sie gesteht zu, dass die Moderne im schlimmsten Fall ihr eigener Totengräber sein könnte, nicht jedoch, dass sie, wie Marx hoffte, die gesellschaftlichen Potenziale zu ihrer Überwindung hin zu einem ganz Anderen hervorbringt.“ Kritisch resümiert Schwarz: „Reflexivität meint nicht Affirmation, allerdings auch keine Systemkritik. So heißt es bei U. Beck denn auch: ‚keine Revolution, aber eine andere Gesellschaft’.“

Den Begriff der ›Reflexivität‹ fasst er folgendermaßen: „Reflexivität könnte man auch als Zu-sich-selbst-Kommen des Geistes verstehen, der sich von allen Fremdbestimmungen und Einschränkungen zur Unabhängigkeit und Autonomie befreit. Anstatt der verbreiteten Neigung nachzugeben, das Programm der Romantik als Wiederverzauberung im Sinne der Rücknahme des Wissens aufzufassen, führt es weiter, die Grundtendenz des romantischen Denkens, jedenfalls desjenigen eines F. Schlegel oder Novalis, als weitere Steigerung des Wissens zu begreifen, die insofern reflexiv genannt werden kann, als sie die Aufklärung weitertreibt und über sich selbst aufklärt. Romantik macht den Versuch einer Selbstkritik der Moderne, einer Selbstbegrenzung zum einen, einer Selbstüberbietung zum anderen“ (ebd.).

Er charakterisiert weiterhin die Rolle des Transzendenten in dieser Reflexivität: „Die Moderne seit Baudelaire spricht nicht mehr vom Höchsten oder vom Unendlichen, dennoch ist sie beseelt von einem Grundimpuls, die prosaische Endlichkeit zu transzendieren und zu potenzieren. Gerade die restlos entzauberte Moderne weiß sich unterschieden von der Faktizität der Welt und ist darin Erbe Hegels. Sie schlägt dort sein Erbe aus, wo dieses dialektisch die Identifizierung mit dem Weltgeist einfordert. Die nachhegelsche Moderne lebt im Bewusstsein der Nichtidentität, der Differenz. Sie bezieht ihre reflexive Freiheit gerade aus der Erkenntnis, dass das, was ist, nicht alles ist – und nicht alles sein kann. Gelegentlich wurde von einer leeren Transzendenz der Moderne gesprochen“ (ebd.).

Der Westen hat seine Verwurzelung im Transzendenten abgeschnitten und wollte eine Welt ohne Gott errichten; (vgl. auch Latouche 2000, S. 54/S. 61); dies wird auch in den wissenschaftlichen Veröffentlichungen und Abhandlungen der Gegenwart deutlich, in denen jeder Hinweis auf Transzendentes und jeglicher Bezugspunkt dazu vermieden und ausgeklammert wird. Es werden profanisierte Regeln aufgestellt, Ethiken erarbeitet und Lehrsätze über das Dasein aufgestellt, so dass ›Entwicklung‹ fast notwendig der von Latouche gegebenen „kulturellen“ Definition entsprechen muss (s.o.), einem Streben nach materiellem Wohlstand und Konsum.

Eine solche Definition von Entwicklung ist damit in keiner Weise befriedigend; sie fixiert das Wesen des Menschen auf seinen materiellen Aspekt, obwohl die Auffassung verbreitet ist, dass der Mensch aus Leib, Geist, und Seele besteht.
Man kann mit Watzal von einer „transzendenten“ und „immanenten Ausrichtung des Menschen“ ausgehen: „[...] Damit wird das Wesen des Menschen adäquater erfasst als bei einer nur sozioökonomischen Fixierung, da der Mensch aus ‚Leib’, ‚Geist’ und ‚Seele’ besteht und eine Vernachlässigung eines Aspektes zu Störungen der menschlichen Konstitution führt“ (Watzal 1986, S. 84). Die moderne Gesellschaft ist auch charakterisiert durch den Verlust des Sinns im Transzendenten, durch die ständige Suche dieses Zieles in den Menschen selbst. U. Schwarz (2002) schreibt: „[...] die Suche nach der Identität wird zum kulturellen Schlüsselproblem [...]“.
Wenn nun bisher eher im Sinne eines kulturellen Relativismus argumentiert wurde, so ist hier die gemeinsame – anthropologisch begründete – Basis der ›Entwicklung‹ erreicht.

Zunächst soll der Blick auf Gott und den Menschen gerichtet werden. Dieses Vorgehen ist an sich ein Akt der Reflexivität des Modernismus gegenüber seiner Entstehung und Entwicklung.

Latouche schreibt (2000, S. 59): „Die Verwestlichung der Welt unter dem Vorzeichen der Christenheit [als soziopolitische Entität, L.M.] erfüllt sich triumphal schon im 16. Jahrhundert." Dies währt nicht lange; nach der Beschreibung der folgenden zwei Jahrhunderte stellt Latouche fest: „Die Christenheit ist tot [...]. Das System der Nationalstaaten ist entstanden, ebenso die weltweite kapitalistische Ökonomie. Die Welt, kurzfristig schon völlig vom Westen besetzt oder zumindest kontrolliert, wird neu aufgeteilt: im Zuge der Restrukturierung der Weltwirtschaft und dem polyphonen oder gar von Misstönen bestimmten ‚europäischen Konzert' oder dann dem der Staatengemeinschaft [*société des nations*]" (ebd., S. 61). Latouche beschreibt das Projekt des Westens als *culturophage* oder *culturicide* (S. 86) und fährt fort: „Er [der Westen, L: M.] ist zunächst deshalb anti-kulturell, da er rein negativ und uniformisierend ist. Damit man von einer Kultur sprechen kann, muss es zumindest zwei Kulturen geben. Es gibt keine Kultur aller Kulturen" (ebd.).

Hier stoßen wir an die Grenze der Analyse von Serge Latouche; indem sich der Blick auf die Dominanz der (profanisierten) westlichen Kultur richtet, wird die Realität einer anderen ›Variante‹ der Universalisierung, der christlichen Universalisierung, übersehen. Diese vollzieht sich mit einem völlig anderen Ziel als erstere.
Wenn also aus dieser Analyse hervorgeht, dass der Westen von einer ›Verwestlichung‹ der Welt durch die (soziopolitische) Christenheit profitiert hat – um diese schließlich völlig zu profanisieren und, wie beschrieben, abzulösen –, so wird dabei übergangen, dass die Ausbreitung des christlichen Glaubens jedoch weiter ging und sich bis heute vollzieht. Das Ende der soziopolitischen Christenheit bedeutet keinesfalls das gleichzeitige Ende des christlichen Glaubens; im Gegenteil: dieser Prozess kann auch als notwendige Reinigung betrachtet werden, die dem Christentum zu einer größeren Authentizität, zu einer Rückbesinnung auf seine ursprüngliche Bestimmung verhelfen kann. :
Es ist bekannt, dass die jüdische Kultur – seit Abraham bis hin zu Moses – auf einem tiefen Glauben an einen monotheistischen Gott gründet, der Schöpfer und Herr des Universums ist. Eine weiteres Fundament der Gründung und des Wachstums dieses Volkes bildet das Gesetz, das Moses ihm von Gott übermittelt hat, die Zehn Gebote; sie bilden die Säulen und die Quellen des Lebens für dieses Volk.
Das Christentum, das direkt aus dem Judentum hervorgegangen ist, betont seinerseits diese Grundlagen (die Zehn Gebote) und macht das Gesetz, das zu Beginn das jüdische Volk vereint hat, zu einem universellen. Jesus fasst die Gebote in zwei Prinzipien zusammen:

(1) Die Liebe zu Gott
(2) Die Liebe zum Nächsten.[2]

[2] vgl. Mt. 28,16-20; Mk. 16,15-16; Lk. 24,46-48; Joh. 20,19-22

Er lädt alle ein, in der Liebe zu wachsen und schafft damit die Grundlage für eine Entwicklung der ganzen Menschheit – ohne Unterscheidung nach Rasse oder Herkunft: dies beinhaltet eine universelle Dimension („Geht und verkündet...“[3]).
Damit kann die Quelle der (westlich-) universalistischen Tendenz zweifellos im Christentum verortet werden. Die westeuropäischen Völker waren – nachdem schon zu Beginn auch teilweise, der Orient und Afrika (Ägypten, Äthiopien) ›evangelisiert‹ worden waren – die Träger dieser biblischen Botschaft in die Welt hinein.
Im Bewusstsein dieser Verwurzelung im Judentum und Christentum hätte der Westen demnach das Beispiel einer Kultur der Liebe geben müssen – der Liebe zu Gott und zum Nächsten. Das ‚Ergebnis‘ hätte – in logischer Fortführung des Gedankens – eine universale Kultur (nicht jedoch uniformisierte) sein müssen[4]. Die Entwicklung hätte zu einer besonderen Einheit geführt, denn das klare Ziel der Liebe ist die Einheit in der Verschiedenheit, welche auch das innerste Wesen des trinitarischen Gottes[5] bildet – der auch der universelle Schöpfergott Abrahams ist.

Kultur des Todes – Kultur der Liebe

Betrachtet man den Westen als uniformisierend und negativ, kann man ihn mit Latouche (2000) als „Kultur des Todes“ (vgl. dazu auch Fukuyama 2002) bezeichnen. Damit kennzeichnet man den Westen gegen Latouche als Kultur – denn man geht von der Existenz einer zweiten, parallelen Kultur aus, die entsprechend als „Kultur der Liebe“ bezeichnet werden kann.[6] Träger einer solchen Kultur der Liebe in der westlichen Welt, sind m. E. die vielfältigen christlichen Bewegungen – die sich besonders in den vergangenen sechzig Jahren gebildet und in den letzten Jahren deutlich einander angenähert und ihre Kräfte vereint haben; sie sind auch Träger vieler Kontakte zu anderen Religionen der Welt[7] –, zu Angehörigen dieser anderen Religionen, die sich einem solchen Dialog öffnen, und ebenso zu allen ›Menschen guten Willens‹ – unabhängig von der Zugehörigkeit zu einem religiösen Bekenntnis oder einer Glaubensgemeinschaft –, an die auch der Papst sich in seinen Appellen immer wieder wendet.

---

[3] vgl. Mt. 28,18-20.
[4] Balthasar 1972, S.8: „Die Einheit der Komposition stammt von Gott. Deshalb war und ist die Welt pluralistisch und wird es immer (und warum nicht immer mehr) sein. Natürlich überblickt die Welt ihren eigenen Pluralismus nicht, weil die Einheit nie in ihr gelegen hat, früher so wenig wie heute. Aber der Sinn ihres Pluralismus ist, der in Gott liegenden und von Gott mitgeteilten Einheit sich nicht zu verweigern, sondern symphonisch einzustimmen und der übersteigenden Einheit zuzustimmen.“
[5] Schade 1995, S.50: „*Weder* der totale Pluralismus *noch* der totale Uniformismus sind [...] mit dem trinitarischen Prinzip vereinbar. Als ‚wirklich’ weiterführend wird vielmehr jener Denkansatz angesehen, der [...] *sowohl* die intellektuale Klarheit distanzierender Vernunft (Inidividuation) *als auch* das intentionale Engagement einheitsstiftender Liebe (Sozialisation) als unverwechselbare Gefügtheit innerhalb des einen Seinsvollzuges berücksichtigt.“
[6] Diese Begriffe wurden in unterschiedlichen Zusammenhängen von Papst Johannes Paul II., dem Oberhaupt der katholischen Kirche geprägt (im Wort ‚katholisch’ wird der Anspruch auf Universalität nochmals deutlich).
[7] Ein Beispiel hierfür – getragen allerdings von der Seite der ‚Amtskirche’ – ist das gemeinsame Gebet für den Frieden, zu dem auf Einladung des Papstes Vertreter von über 20 Religionen der Welt in Assisi zusammen kamen (24. Jan. 2002) .

Wäre also diese ursprüngliche Bestimmung in der Bewegung der Universalisierung präsent und lebendig geblieben, so könnte heute in einem anderen, positiven Sinne von ›Verwestlichung‹ gesprochen werden; insofern wäre es konsequent, diesem Aspekt auch in die Sprache der Soziologie und der Wissenschaft allgemein wieder Raum zu geben. Die Konsequenz daraus wäre wiederum, dass die Entwicklung unter anthropologischen und transzendenten Aspekten zu definieren wäre.

Anthropologie und Transzendenz – zwei Aspekte der Entwicklung

›Entwicklung‹ ist damit nicht denkbar ohne Glauben, wie es der französische Arzt und Priester Ch. Aurenche formuliert, der in Tokombere in Nordkamerun tätig ist:

„Der Glaube an den Menschen und der Glaube an Gott, diese beiden Überzeugungen bestimmen, motivieren und orientieren unsere Strategien der Entwicklung oder besser: der Förderung des Menschen. Wir ziehen letzteren Begriff der Rede von Entwicklung vor, denn sie weist auf die Bewegung hin, die den Menschen sich ändern, wachsen und sich verwirklichen lässt.

[...] Es geht [...] um die Überzeugung, dass der Mensch nicht Mensch sein kann, wenn er nicht weiß, woher er kommt noch wohin er geht, wenn er nicht in seinem Innersten eine Transzendenz findet, die seiner Existenz Sinn verleiht; für den, der glaubt, heißt das: wenn er sich nicht auf seine Herkunft aus und seine Ausgerichtetheit auf Gott hin besinnt.

Viele groß angelegte Entwicklungsprojekte scheitern, weil versucht wird, sich über diese anthropologische Gegebenheit hinweg zu setzen, diesen Motor jeder menschlichen Handlung“ (1996, S. 59).

Eine neue Konzeption von Entwicklung für die Länder des Südens: Kulturreflexive Entwicklung

In einer kleinen, unveröffentlichten Schrift hat G. Cador, Mitarbeiter des o.g. Ch. Aurenche in Tokombere, folgende Gedanken niedergelegt:

„Entwickeln bedeutet: Aus-wickeln [*dés-envelopper*]. *Ent-Wicklung = Aus-Wicklung, das heißt: zu Tage fördern, was eingewickelt, versteckt war.* Man muss sich damit auch bewusst sein, dass es etwas in uns gibt, das gut wäre, ausgewickelt zu werden. [...] Wenn ich nicht das Bewusstsein habe, dass ich schon jemand bin, oder dass der, an den ich mich wende, schon jemand ist, werde ich mich niemals entwickeln oder dem anderen dies zu ermöglichen, da es ja nichts zu entwickeln gibt!“ (1999, S. 3; Hervorh. i. Orig.). G. Cador fährt fort:

„Entwicklung kann per definitionem nicht von außen kommen. Wartet man darauf, dass sie von außen kommt, werden lediglich Strukturen kommen, die langfristig nur dazu beitragen werden, die Menschen umso mehr ‚ein- zu wickeln’. Wenn wir uns dagegen dessen bewusst werden, wer wir sind, und was sich aus uns heraus entwickeln kann, kann uns jemand von außen dabei helfen, die Werkzeuge und Begleiter zu finden, deren Unterstützung wir bei unseren Bemühungen um Ent-/Aus-Wicklung benötigen“ (1999, S. 4)

Mit einer ähnlichen Haltung richtet Papst Johannes Paul II. gemeinsam mit allen afrikanischen Bischöfen[8] einen besonderen Appell an die jungen Menschen:

„Liebe junge Menschen: die Synode trägt euch auf, euch für die Entwicklung eurer Nationen einzusetzen, die Kultur eures Volkes zu lieben und euch für ihre Revitalisierung zu verwenden in Treue zu eurem kulturellen Erbe, durch die Schärfung des wissenschaftlichen und technischen Geistes, und vor allem durch das Zeugnis des christlichen Glaubens“ (1995, § 116).

Aus diesem Zitat wird deutlich, in welcher Weise die Verbindung von Kultur und Entwicklung – eine kulturreflexive Entwicklung nach dem hier zu Grunde gelegten Verständnis – gedacht werden kann: Im Bewusstsein von und in der Verpflichtung auf ein kulturelles Erbe, in Kenntnis von und unter kritischem Einbezug des ›Modernen‹ (Wissenschaft, Technik), in einem Geist der Liebe[9], die Einheit schafft ohne zu vereinheitlichen (Einheit in der Vielfalt)[10], und die die Bedürfnisse des Anderen in allen Dimensionen des Menschseins berücksichtigt.

Diese Auffassung soll, da ihr Verständnis für die vorliegende Arbeit grundlegend ist, im folgenden Abschnitt noch vertieft werden.

[8] Auf der ›Synode‹, die dem Schreiben vorausgegangen war, hatten sich alle Bischöfe Afrikas versammelt
[9] E. Schadel: Musik als Trinitätssymbol. Frankfurt a. M. 1995, Europäischer Verlag der Wissenschaften, S. 50
[10] H. U. von Balthasar, Die Wahrheit ist symphonisch. Aspekte des christliche Pluralismus. Einsiedeln 1972, Johannes Verlag S. 8

I.2. Bedeutung und Zielrichtung der Arbeit

Das Leben in Afrika spielt sich gegenwärtig im Spannungsfeld zwischen zwei unterschiedlichen Kulturen ab, der traditionellen und der westlichen, ›Modernen‹. Diese sind, allgemein und vereinfachend gesprochen, den Lebensbereichen ›Dorf‹ und ›Stadt‹ zuzuordnen. So ist die Stadt der Ort des ›modernen‹ Lebens mit allen denkbaren sozialen Strukturen (politischen, wirtschaftlichen usw.) und einer ›modernen‹ Infrastruktur. Die Stadt ist geprägt von Hochhäusern, Villen, nach westlichem Vorbild geplanten Vierteln, von Sanierungsvierteln, die aufgrund von Programmen der UNO seit den 60er Jahren ihre gegenwärtige Gestalt bekommen haben (*squatter upgrading – sites and services*)[11], sowie von den Elendsvierteln, in denen die Menschen sich häufig – und gegen alle Prognosen der ›westlichen‹ Experten – organisieren und strukturieren[12].
Das Dorf dagegen ist bestimmt vom traditionellen Habitat und bewahrt die traditionelle Baukultur. Es wird noch relativ wenig vom ›modernen‹ Leben berührt (z.B. Einrichtungen der Infrastruktur). Die regionalen Städte oder Zentren vereinigen die beiden Gegensätze, Dorf und Stadt, in sich. Sie zeigen deutlich die Spaltung zwischen der traditionellen und der modernen Baukultur. Je größer die Stadt ist, desto mehr verwischen sich die Spuren des traditionellen Habitat.
Zu diesem globalen Blick auf Afrika heute gehören selbstverständlich auch die Menschen. In Bezug auf die Generationen, die unmittelbar auf die Unabhängigkeit folgten, ist ein ›doppelter‹ Lebensstil deutlich festzustellen, quasi eine Doppel-Kultur: Auf eine Kindheit in einem traditionell geprägten Umfeld folgt ein ›modernes‹ Leben – bei denen, für die das finanziell möglich war –, angenähert an den ›westlichen‹ Lebensstil; mindestens wurde jedoch dem Leben ein ›pseudo-moderner‹ Anstrich gegeben.
Diese Dualität spiegelt sich teilweise im Habitat und in der Infrastruktur wieder. Die Komplexität der Beziehungen und des Austauschs zwischen diesen ›Kulturen‹ verweist auf einen unumkehrbaren kulturellen Wandel. Der Habitat ist dabei lediglich ein Element, an dem kulturelle Identität sichtbar wird (vgl. Nebel 1995, S. 7), ein Element unter vielen, und seine Betrachtung allein reicht damit nicht hin, um den Wandel in seiner Tiefe zu durchleuchten.

---

[11] vgl. Gerull (1986, S. 1f) bezüglich der Stadtsanierungs-Programme, die durch die UNO in den Ländern des Südens durchgeführt wurden. Ziel war die Gestaltung und Sanierung spontan entstandener Siedlungen, die ansonsten meist einfach geräumt wurden. Mit *squatter upgrading* werden Programme zur Verbesserung der Infrastruktur in solchen Siedlungen bezeichnet, in *sites and services*-Programmen werden Grundstücke ausgewiesen und eine Infrastruktur bereit gestellt.

[12] Latouche (2000, S. 169-170): „Die Verstädterung selbst – in ihrer unwürdigen (*dégradée*) und anarchischen Form, wie wir sie erlebt haben –, die eigentlich zur völligen Entmenschlichung in einer krankmachenden Hölle aus Wellblech und Pappkarton hätte werden müssen, ist ein Ort der Entstehung wahrer Gegen-Kulturen. [...] In Schwarzafrika kann man beobachten, dass Strukturen erdacht werden, die man als ‚Neo-Clans' bezeichnen könnte. Die neuen Bürger organisieren sich in Strukturen gegenseitiger Hilfe, die in Teilen an die althergebrachten erinnern, jedoch auf die neue Situation zugeschnitten sind. [...] Diese Selbstorganisation ermöglicht eigene Lösungen für die unzähligen Probleme der Elends- und der Unterschichtviertel – angefangen von der Müllbeseitigung, dem Unterhalt der Kloaken, der Bestattung der Toten, über die illegale ‚Organisation' von Strom und Wasser bis hin zur Gestaltung von Festen und kulturellen Ereignissen."

Die Entwicklung des Habitat wiederum kann nicht verstanden und nachvollzogen werden, ohne auf den Menschen und den Wandel in seiner sozialen Existenz Bezug zu nehmen – die Traditionen der Vergangenheit und der Gegenwart in ihrem Wandel aufgrund der Einflüsse aus anderen, neuen Kulturen, hier besonders im Zusammenhang mit dem Phänomen der Verwestlichung.
Deshalb wurde versucht, einige Grundbegriffe, die in Zusammenhang mit der Thematik dieser Arbeit stehen, eingangs ausführlicher zu erläutern: Kultur – Verwestlichung/Modernisierung – Entwicklung (siehe Abschn. I.1. dieser Arbeit).

Das Problem der Verbindung zwischen Kultur – besser: kultureller Entwicklung – und der Entwicklung des Habitat ist weitläufig bekannt und im Bewusstsein vieler Regierungen und vieler Experten präsent; dies zeigt sich z.B. auch an verschiedenen Konferenzen, die im Rahmen der Vereinten Nationen in diesem Zusammenhang gehalten worden sind; zu nennen wären hier besonders Habitat I in Vancouver/Kanada 1976 und Habitat II in Istanbul im Jahr 1996 (vgl. dazu z.B. UNCHS (Habitat) 1997a, 2001). Hier wurde der Akzent auf die Kultur als Träger der Entwicklung gelegt. Auch wenn die Aspekte der sozioökonomischen Rahmenbedingungen und der traditionellen Bauelemente, die es wieder zu entdecken gilt (z.B. die Verbesserung der lokalen Baustoffe) in Betracht gezogen werden, um so vorher eine ›endogene‹ Entwicklung, und jetzt eine ›nachhaltige‹ Entwicklung anzustoßen, auch wenn man sich auf die Bewahrung der natürlichen Ressourcen als Aufgabe besinnt: dies sind fast notwendige Initiativen für die Entwicklung des Habitat unter den Rahmenbedingungen des westlichen Systems.

Es ist hier auch anzusprechen, dass sowohl postkoloniale Regierungen als auch internationale Organisationen zur kulturellen Entwurzelung der in den Städten lebenden Menschen beigetragen haben. Dies vollzog sich zunächst im Bereich der Architektur und Stadtentwicklung durch die Umsetzung vollständig ›importierter‹ Stadtentwicklungsmodelle und eine Orientierung des Wohnungsbaus am europäischen Vorbild. Die Konsequenz daraus ist der Verlust der Baukultur bei der Mehrheit der Bevölkerung, und die Entstehung der Elendsviertel, der *Quartiers populaires*. Das andere Gesicht verlorener Baukultur wird von den Experten dabei weniger oft angesprochen (zumindest in Kamerun), es sind die bis ins Detail durchgeplanten Viertel und Wohnhäuser nach dem westlichen Vorbild. Die *Quartiers populaires* sind vielfach unorganisierte Nachahmungen, schlechte Kopien dieser Vorbilder, aufgrund mangelnder materieller Voraussetzungen.
S. Latouche schreibt: „Die Organisation der Städte, häufig der Abklatsch eines transnationalen Modells, zerstört die ursprüngliche Beziehung zum Räumlichen. Die HLM (*habitations à loyer modéré*) [eine Art Sozialwohnungen, L.M.] in Algerien sind nicht auf die traditionelle Familie mit ihrer vergrößerten Form und ihren Praktiken zugeschnitten, sondern auf Paare, die nach europäischem Stil leben“ (2000, S. 106). Er zitiert im Folgenden zwei

andere Autoren[13]: „Dieser Habitat [HLM, L.M.] zerstört zwangsläufig die noch existierenden Formen traditioneller Solidarität, die, mittels der Großfamilien, die Individuen mit der gesamten Gesellschaft verbinden."

Die kulturelle Entwurzelung schreitet fort und dringt langsam auch in die ländlichen Gebiete vor; dieses Fortschreiten vollzieht sich langsam, da hier auch Widerstände wirksam werden, die in der weiterhin starken Position der traditionellen Kultur mit ihren sozialen Strukturen, den Praktiken und der Infrastruktur, begründet sind.
Führt man diesen Gedankengang weiter, so werden die Prognosen der UNO hinsichtlich der Zukunft der Städte verständlich, wie Latouche diese wiedergibt: „Von den dreiunddreißig ‚Megastädten' mit mehr als 20 Millionen Einwohnern, die die UNO für 2015 vorhersagt, werden sich 27 in den am wenigsten entwickelten Ländern befinden. Bombay, Lagos, Shanghai, Djakarta, São Paulo und Karachi führen diese Liste an. Man mag es wenden wie man will: in den nächsten Jahrzehnten wird jedenfalls die Hälfte der Dritten Welt in Städten wohnen, zumindest in deren ‚Slums'. Der Hauptteil der Weltbevölkerung wird sich in riesigen, mehr oder weniger verwilderten Vorstädten wiederfinden" (ebd.).

Die genannten Weltkonferenzen der UNO zum Habitat in Vancouver (1976) und Istanbul (1996) können als Anzeichen für ein erwachendes allgemeines Bewusstsein von der Bedeutung dieser Entwicklungen verstanden werden. Dennoch: wirkliche Lösungen konnten auf diesen Konferenzen nicht gefunden werden.
Sie weiter voran schreiten zu lassen würde das Ende der lokalen Kulturen bedeuten; diese würden erstickt, und es wäre ihnen nicht mehr möglich, in einer Suche nach einer eigenen Baukultur zu wachsen, sich so zu entwickeln, dass die Menschen selbst Lösungen für die sich immer drängender stellenden Probleme ihrer materiellen und sozialen Bedürfnisse finden können. Die Bedeutung, die der Entwicklung der Kultur und des Habitat dabei zukommt, wird hier deutlich.
Lösungen auf das Problem der kulturellen Entfremdung und ihres Einflusses auf den Habitat können nur in den betroffenen Personen selbst gefunden werden. Einen Hinweis darauf gab der kamerunische Priester S. Mpecke[14] (*Baba Simon*), wie Ch. Aurenche ihn vorstellt:
„Wenn über die Entwicklung [*l'évolution*] der Kirdi-Bevölkerung[15] und ihre sozio-ökonomische Entwicklung diskutiert wurde, schlug *Baba Simon* ein sehr einfaches gedankliches Schema vor, das die Vertreter nationaler oder internationaler Organisationen, die aus Europa gekommen waren, aus dem Konzept brachte. In jedem Katechismusunterricht

[13] Messiah/Tribillon: Villes en développement. Paris: 1988, S. 52.
[14] *Baba Simon*, einer der ersten Priester aus Kamerun, gebürtig im Süden des Landes, Missionar im eigenen Land (ab 1959 in Tokombere am Fuße der Mandara-Berge); er fand durch seine persönliche Lebensweise und Haltung – seine Seligsprechung wird gegenwärtig vom Vatikan geprüft – einen besonderen Zugang zur lokalen Bevölkerung, die allen Eroberungsversuchen widerstanden hatte. Er legte das geistige Fundament für ein integriertes Dorfentwicklungsprojekt; er starb im Jahr 1975 (vgl. Baskouda 1988; Aurenche 1987, 1996).
[15] Eigentlich verächtliche Bezeichnung für die nicht-islamisierten Völker der Mandara-Berge, L.M.

stellte er drei Fragen, die die Leute auf sich selbst zurückwarfen, sie dazu brachten, sich auf den Weg zu machen und ihre Verantwortlichkeiten zu übernehmen: Drei Fragen, die sie in ihrer Geschichte verwurzelten. Die erste betraf die Vergangenheit, ihre Vorfahren, ihre Wurzeln; er fragte: ‚Woher kommt ihr? Welches ist eure Geschichte? Welches euer kulturelles Erbe? Wie kommt es, dass ihr heute so seid?'
Die zweite verwurzelte die Menschen in der Gegenwart: ‚Wer seid ihr? Was denkt ihr, wer ihr seid? Wie sehen andere euch?' Die dritte lud sie ein, das Morgen in den Blick zu nehmen: ‚Wohin würdet ihr gerne gehen? Welche Zukunft wünscht ihr für euch selbst, eure Kinder, das Dorf, das Land?'
Der ‚Mensch aus Tokombere' [*Baba Simon*, L.M.] widersprach damit den Sicht- und den Handlungsweisen der Missionare und der Entwicklungsexperten, denn die einen wie die anderen berücksichtigten die Traditionen in ihrer Bedeutung zu wenig und meist war eben nicht der Mensch im Vordergrund und im Zentrum ihrer Bemühungen.
„Eine Förderung von Entwicklung ohne ihre Verwurzelung in der Zeit ist ein Fehler, dessen Folgen teuer kommen können; das kann nach den drei oder vier Jahrzehnten sogenannter ‚Entwicklung' auf tausenderlei Weise festgestellt werden" (Aurenche 1996, S. 57f.).
Hier wird deutlich, welch wichtige Rolle der traditionellen Kultur zukommen muss, wenn von Entwicklung gesprochen wird. Das gilt somit auch für die Architektur. Ein Gebäude ohne Tradition hat auch keine Zukunft.

Der Weg hin zu Lösungen für die Entwicklung des Habitat, der neu sich bildenden Städte und ›Elendsviertel‹, soll über fundierte Analysen und Recherchen bezüglich der traditionellen Baukultur und über ein neues Interesse der Bewohner selbst an ihrem Habitat führen, die Förderung einer neuen Denkweise (Reflexivität) und den Ausstieg aus der bisherigen Wohnungs-, Stadt- und Landschaftsentwicklung. Dies bedeutet den Einstieg in neue Arbeitsmethoden, die den Habitat von seinem gegenwärtigen Status als Luxusgut wieder zu seinen Ursprüngen zurückführen; dadurch wird letztlich auch die Arbeit jedes Architekten, Stadtplaners, Konstrukteurs und jeder politischen Instanz des Gebietes geprägt sein.

Hat also der zweite Teil dieser Dissertation die Frage nach dem traditionellen Habitat zum Inhalt und beschäftigt sich der dritte Teil mit den Transformationen in diesem Bereich, so wird im vierten Teil eine Evaluation dieser Transformationen und eine Kritik am Entwicklungsstand und an der Baukultur vorgenommen. Für diesen Teil ist die Zielsetzung leitend herauszuarbeiten, dass angesichts der Probleme, die die vorangegangenen Analysen benannt haben, Möglichkeiten vorhanden sind, eine neue Baukultur zu initiieren, die der Entwicklung der Architektur und des Städtebaus in den afrikanischen Ländern einen neuen Anstoß und eine neue Bewegungsrichtung verleihen soll.
Die methodische und inhaltliche Grundlage für dieses Vorgehen bilden die drei Fragen, die durch das Beispiel des Priesters Simon Mpecke – *Baba Simon* – inspiriert sind (s.o.):

(1) Welche Baukultur hatten wir gestern?
(2) Welche Baukultur finden wir heute vor?
(3) Welche Baukultur wollen wir in der näheren Zukunft haben?

I.3. Auswahl der Fallstudie

In der vorliegenden Arbeit wird die Provinz *Extrême Nord* in Kamerun besonders berücksichtigt. Dies ist durch zwei maßgebliche Faktoren begründet:

Zum Einen handelt es sich um die Provinz Kameruns, die am weitesten von den beiden großen Metropolen und Zentren des Landes, Yaounde und Douala, entfernt gelegen ist. Zu beiden beträgt die Entfernung mehr als 1.000 Kilometer. Diese räumliche Entfernung hat dazu beigetragen, dass, quasi aufgrund einer natürlichen Isolation, sich in der Region mehr als in anderen Regionen des Landes ein reiches kulturelles Erbe erhalten konnte, auch und besonders im Bereich des Habitat.
Der Wandel im Wohnungsbau durch die Entstehung kleiner Städte, in denen eine wesentlich weniger ausgeprägte Infrastruktur als in den städtischen Zentren des Südens vorhanden ist, kann damit ebenso wie der Wandel dieser regionalen Zentren gut analysiert werden; der Einfluss und die Verbreitung des ›modernen‹ Habitat wird hier gut sichtbar, und es kann auch die Wirkung der (›importierten‹) Wohnungsbaupolitiken auf eine lokale Bevölkerung, die noch nicht oder kaum als kulturell entfremdet bezeichnet werden kann, betrachtet werden. Weiterhin bildet dabei die Rolle der Architekten und Stadtplaner in der regionalen Entwicklung einen Gegenstand der Diskussion.

Das besondere Interesse an dieser Provinz besteht für mich darin, dass meine Wurzeln in diesem Teil Kameruns zu finden sind. Damit ist auch ein tiefes Verständnis für die Lebenszusammenhänge vorhanden, und dieses bildet eine wichtige Grundlage für diese Arbeit.
Die ländlichen Gebiete mit ihrem Reichtum an Traditionen und Baukulturen bergen in sich einen Fundus an neuen Möglichkeiten, die von der Architektur und Stadtplanung als Disziplinen erschlossen werden sollten. So ist es möglich Lösungen für die Fragen der Entwicklung zu erarbeiten und die neuen Städte und Dörfer der Zukunft mitzugestalten (vgl. auch Belloncle 1979).

I.4. Stand der Forschung und Einordnung des Themas

Der Begriff der ›kulturellen Entwicklung‹ verweist auf Diskurse, die seit der Kolonialzeit unter afrikanischen Intellektuellen – im soziopolitischen, philosophischen wie im literarischen Bereich – immer wieder geführt wurden. C. A. Diop, Wissenschaftler und Autor verschiedener Werke zu Geschichte, Kultur und Entwicklung Schwarzafrikas stellte in einem Artikel aus den Jahren 1946 – 60 (hrsg. 1990 nach dem Tod des Autors) die Frage: „[...] Wann wird man von einer afrikanischen Renaissance sprechen können?“ (1990, S. 33). J.-M. Ela, kamerunischer Soziologe und Jesuiten-Pater schrieb u.a. ein Buch mit dem Titel „*La plume et la pioche, réflexion sur l'enseignement et la société dans le développement de l'Afrique noire*“ (1971) in dem er die Einführung des westlichen Schul- und Erziehungssystems während und nach der Kolonisation Afrikas analysiert und kritisiert, besonders analysiert er die späteren negativen Auswirkungen in der Gesellschaft wie den Verlust des Selbstwertgefühls, eines wichtigen Faktors für die Förderung einer Kultur.
Im Bereich der Architektur und des Städtebaus wurden seit der Unabhängigkeit der Länder des Südens Abhandlungen zu den Wandlungsprozessen des Habitat und der Kultur im Zuge der Modernisierung verfasst; C. A. Diop schreibt in o.g. Aufsatzsammlung (1990/1946 – 60, S. 42): „Auch die Architektur hat ihrerseits eine hohe Bedeutung bei uns; ihre interessante Besonderheit besteht darin, dass sie tausenderlei Formen bereitstellt, die auf eine jeweils neue Weise verwendet werden können. [...] Jeder Afrikaner hat auf gewisse Weise die Pflicht, in diesem Stil zu bauen [...], um die künstlerischen Formen zu beleben, die uns zu eigen sind, oder solche, die genügend akklimatisiert sind [...]“.
Weitere Publikationen sind im Anhang dieser Arbeit, Abschnitt A.3. dokumentiert.

Auf den ersten Blick könnte der Eindruck entstehen, dass die vorliegende Arbeit in diesem Bereich wenig Neues beinhalten dürfte.
Jedoch: Indem der ländliche Raum ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt wird, wird ein Bereich erfasst, der bis heute eher vernachlässigt wurde; die meisten Studien befassten sich mit dem urbanen Raum. In den letzten Jahren erschienen einige Publikationen zum Thema Architektur, Kultur und Entwicklung, und dies zumeist in Beschränkung auf bestimmte Städte oder Regionen Afrikas (siehe z.B. J. Vauthrin (1989): Villes Africaines: Anarchie et raison d'une Architechture). Diese Beschränkung gilt weitgehend auch für die vorliegende Arbeit. – die Provinz *Extrême Nord* von Kamerun war dabei noch nicht Gegenstand einer Forschungsarbeit im Bereich Architektur und Städtebau. Wie bei Nebel (1995) bildet die Thematik der kulturellen Identität den Schlüssel für die Frage nach der Entwicklung des Habitat. Mit dem theoretischen Rahmen jedoch einer ›kulturreflexiven Entwicklung‹, und der ausdrücklichen Abgrenzung von einem rein materiellen Entwicklungsbegriff soll in der vorliegenden Arbeit eine spezifische Herangehensweise an das Feld begründet werden.
Es ergibt sich daraus auch die Gewichtung der einzelnen Teile dieser Arbeit: so wird der Analyse der traditionellen Architektur und ihres Wandels viel Raum gegeben.

Einige Forschungsarbeiten befassen sich im ländlichen Bereich mit der Verbesserung des traditionellen Habitat (Beispiel: die Arbeit von C. und L. Mester de Parajd (1988) zum traditionellen Habitat in Niger) oder mit eventuellen endogenen Entwicklungspotenzialen, wie bei Obimpeh (1987), Tetu Acha (1986) oder z.B. B. Kéré (1991: Architecture et cultures construktives du Burkina Faso); beinhalten diese Publikationen zwar Untersuchungen und Antwortversuche im Problemkreis von Architektur, Kultur und Entwicklung, so wird in diesen Arbeiten jedoch die Interaktion zwischen Gesellschaft, Kultur und Habitat und ihre Beziehung zur ›Entwicklung‹ weniger akzentuiert, und ebenso wenig die Auswirkungen dieser Interaktion auf den Habitat und den Menschen oder die Gesellschaft; auch die Rolle der Akteure – Architekten, Stadtplaner und Ingenieure – in diesem Entwicklungsprozess und vor allem im Afrika südlich der Sahara ist recht wenig erforscht (siehe Vauthrin 1989). In den anderen Kontinenten – z.B. in Südamerika – wurde auch schon zum letztgenannten Punkt gearbeitet (vgl. z.B. Schütz: Städteentwicklung in Lateinamerika: Barrio – Entwicklung und Wohnbau (1987)), zur Übernahme von Konzepten, mit denen schon Erfahrungen im städtischen Milieu gesammelt wurden, ist es bisher kaum gekommen, und auch zur Rolle des Architekten in Afrika wurde bis heute wenig geforscht.
In Bezug auf den ruralen Zielbereich meiner Arbeit ist festzustellen, dass gegenwärtig keine Arbeit verfügbar und kein Entwicklungsprojekt in Kamerun bekannt ist, das in eine ähnliche inhaltliche Richtung zielt.

Die Arbeiten, die – mit den genannten Grenzen – zum Habitat und der Raumnutzung in der Region in ihrem Wandel über die Jahrzehnte vor und nach der Unabhängigkeit verfügbar sind, wurden weiterhin zumeist von Anthropologen, Historikern, Soziologen und Geografen europäischer oder kamerunischer Herkunft verfasst, nicht aber von Architekten und Stadtplanern.
An dieser Stelle sei auf einige der wichtigsten Werke zum traditionellen Bauen in Nord-Kamerun verwiesen: Ch. Seignobos 1977 und 1982; R. Wente-Lukas 1977; B. Lembezat 1961; A. Beauvilain 1989.

Diese stehen in enger Beziehung zu meiner Arbeit und bildeten einen Schlüssel zu dem Thema und stellen somit für mich das Fundament dar, auf dem ein neuer Weg in der Entwicklung des Habitat in der Provinz *Extrême Nord* und evtl. in ganz Kamerun gründen könnte, der hier entwickelt wird. Insofern stellt die Arbeit ein Überblickswerk dar, was dem Umfang des Themas entspricht. Anspruch eines solchen Überblickswerkes soll jedoch sein, Anknüpfungspunkte für weitere, vertiefende Forschungsarbeiten zu entwickeln und zu benennen, Themen zu weiterem Nachdenken und Austausch zu generieren.

I.5. Forschungsmethode

Diese Arbeit basiert auf Literaturstudien von Forschungsarbeiten, die im Norden Kameruns von westlichen Forschern durchgeführt wurden (a), auf eigenen Feldstudien (b) und dem Studium von Dokumenten, die mir auf den unterschiedlichen Ebenen der Verwaltung in Kamerun zugänglich waren (c).

(a) Literaturstudium

Dieser Zugang bildet die Grundlage vor allem für den ersten Teil der vorliegenden Arbeit. Hier boten die Forschungsarbeiten von Wissenschaftlern aus den Bereichen der Anthropologie, der Geografie und der Geschichte zeitgenössische Darstellungen – teilweise sehr detailliert und daher auch für das Vorhaben geeignet.

In den Arbeiten habe ich reichhaltige und tiefgründige Analysen des natürlichen Umfeldes der Bevölkerung und ihrer Lebensweise gefunden, sehr genaue Beschreibungen des Lebensraumes und verschiedener Sachverhalte, die von präzisem Wert waren, und sogar viele Details bezüglich der Bauformen, die heute fast verschwunden sind, wie z.B. die Terrassenhäuser der Mundang oder die Granatenförmigen der Musgum, wo nicht nur die Gestalt der Häuser noch einmal nachvollzogen werden konnte, sondern auch der Zugang zu anderen, heutzutage fast oder gänzlich verschwundene Details ermöglicht wurde, wofür die mündliche afrikanische Tradition keine ausreichende Basis dargestellt hätte.

In Kapitel II der vorliegenden Arbeit nehmen meine Übersetzungen der umfassenden Ausführungen von Ch. Seignobos zu diesem Thema – die bisher nur in französischer Sprache verfügbar waren – einen wesentlichen Platz ein. Auf diese Weise wird seine Arbeit für den deutschen Sprachraum zugänglich gemacht.

Die Unterschiede zwischen den Kulturen machten sich besonders bei den Analysen der noch ursprünglich lebenden Stämme bemerkbar. Aber vor allem diese Beobachtungen im ursprünglichen Milieu erlauben es, die Gedankenwelt mit Hilfe der fremden Sichtweise besser zu verstehen, ihren bisher ruhenden Reichtum neu zu entdecken, oder sich dessen überhaupt erst bewusst zu werden.

Es wurde versucht, die wichtigsten Informationen, die zu den verschiedenen Volksgruppen und ihrer traditionellen Bau- und Lebensweise verfügbar waren, zusammenfassend darzustellen, wobei gegebenenfalls mein eigenes schon vorhandenes Wissen ebenso einfloss wie die Erkenntnisse, die sich aus meinen eigenen Feldaufenthalten ergaben. Für diese stellte das Literaturstudium eine wichtige Vorarbeit dar.

Aus meiner Fragestellung ergab sich die Notwendigkeit, den traditionellen Habitat – ohne zu große Einflüsse von außen – aufzuspüren und ausführlich zu beschreiben; damit sollte die Grundlage geschaffen werden für eine Analyse der Veränderungen, der diese Architektur im Laufe der vergangenen Jahrzehnte unterworfen war. Diese Analyse bildet den Gegenstand des zweiten Abschnitts der vorliegenden Arbeit.

(b) Feldforschung

Im Rahmen zweier Reisen in die Provinz *Extrême Nord* wurde dieser Bereich der Forschung durchgeführt; der erste Aufenthalt erstreckte sich von Oktober bis Anfang Dezember 1997, der zweite währte von Anfang Juli bis Ende Oktober 1999.

– Es wurden visuelle Recherchen durchgeführt bezüglich noch vorhandener Beispiele des traditionellen Habitat und in Bezug auf Beispiele für die Transformation des Habitat sowohl in den Städten als auch in den Dörfern der Region. Dokumentiert wurden die Beispiele fotografisch; die Ergebnisse dieses Arbeitsgangs flossen in die Teile I und II der vorliegenden Arbeit ein.
– In Kaele (Hauptstadt des *Département* Mayo Kani) führte ich während eines zweimonatigen Aufenthalts eine Untersuchung über die Stadt und ihre Entwicklung durch; Grundlage dieser Untersuchung bildete die Analyse des Stadtentwicklungsplans (Plan Directeur d'Urbanisme (PUD)/PSUK 1974, 1974a), was durch die Kooperation der *Délegation d'Urbanisme et de l'Habitat ermöglicht* wurde; dieser wurde im Jahr 1974 erstellt, und hier sind sowohl die verschiedenen Projekte zur Stadtentwicklung seit der ›Entstehung‹ der Stadt in der Kolonialzeit, als auch die festgelegten Programme zu ihrer zukünftigen Entwicklung dokumentiert. Die vorgefundene Realität wurde vor diesem Hintergrund untersucht und ebenfalls fotografisch dokumentiert; eine erste Auswertung erfolgte vor Ort, teilweise mit den Mitarbeitern der Delegation. Die Ergebnisse bilden eine Grundlage für Teil III dieser Arbeit.
– Einen wichtigen Bestandteil der Feldforschung stellten Interviews mit 20 erwachsenen Personen aus dem städtischen Raum Kaeles dar. Gegenstand des Interviews waren Fragen zu ihrer sozialen Situation und ethnischen Zugehörigkeit, zur aktuellen Wohnungssituation (Dokumentation u.a. anhand von Grundrissskizzen) und schließlich zu ihren Wunschvorstellungen hinsichtlich des Wohnens. Die Interviews wurden anhand eines Fragebogens mit offenen und geschlossenen Fragen geführt; die Auswertung erfolgte nach meiner Rückkehr nach Deutschland. Die Ergebnisse aus der Auswertung flossen in die Teile III und IV dieser Arbeit ein; der Fragebogen und die detaillierten Ergebnisse sind im Anhang niedergelegt.

(c) Dokumentenanalyse

Schon zu einem frühen Zeitpunkt meiner Forschungsarbeit (1. Feldaufenthalt 1997) suchte ich den Kontakt zum *Ministère d'Urbanisme et de l'Habitat*, wo mein Vorhaben auf großes Interesse stieß und Unterstützung fand in Form von Dokumenten, die mir zur Verfügung gestellt wurden, ebenso aber auch in Form eines Autorisations- und Empfehlungsschreibens an die Delegationen vor Ort. Die Dokumente umfassten hauptsächlich Stadtentwicklungspläne und Stadtpläne verschiedener Städte des Landes und der Zielregion. Während des 2. Aufenthalts erhielt ich ebenfalls vom genannten Ministerium Dokumente bezüglich aktueller und durchgeführter Projekte u.a. mit dem *Programme des Nations Unies pour le Développement* (PNUD/engl. *UNDP*).

Auch die *Société Immobilière du Cameroun* (SIC) und die Bank *Crédit Foncier du Cameroun* (CFC) stellten mir Dokumente hinsichtlich ihrer Leistungen und Programme zur Verfügung.

Die Analyse dieser Dokumente floss in die Teile III und IV der vorliegenden Arbeit ein.

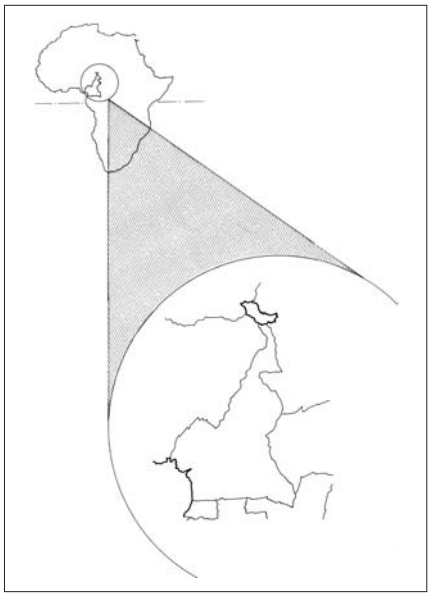


Abb. II.1
Das Land Kamerun. Quelle: L. Marthaler

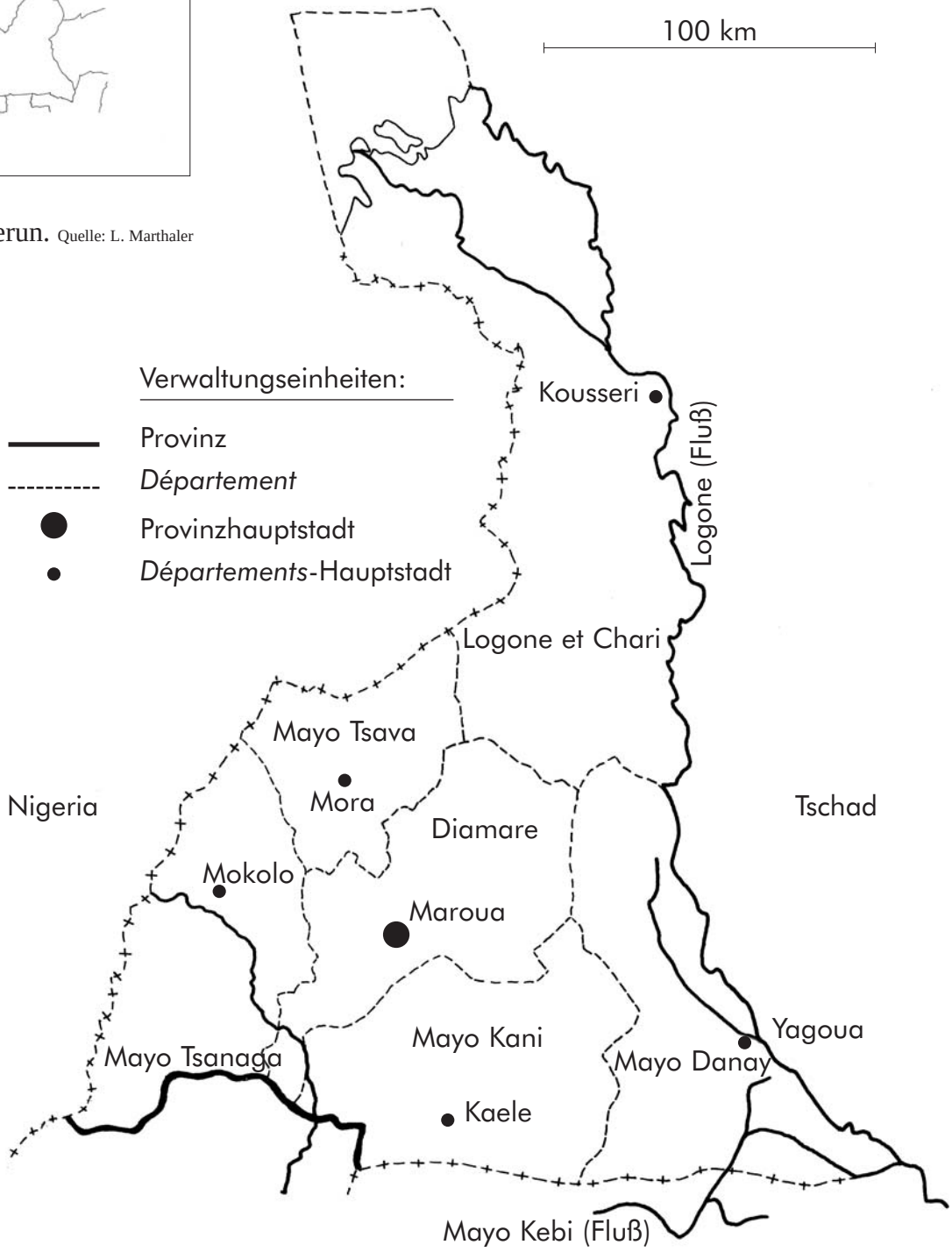


Abb. II.2
Die Provinz *Extrême Nord*, Kamerun. Quelle: L. Marthaler; Karte nach Beauvilain 1989, Bd. 2 (o.S.)

II. Traditionelle Architektur in der Provinz *Extrême Nord* (Äußerster Norden), Kamerun

II.1. Die Provinz *Extrême Nord*

II.1.1. Allgemeines

Wie der Name bereits andeutet, liegt diese Provinz, die eine Fläche von 34.263 km² umfasst, am äußersten nördlichen Rand von Kamerun (weitere Informationen siehe Anhang). Sie befindet sich in der Zone der grünen Savannen und des Südsahel. Das Gebiet der Provinz wird im Norden begrenzt durch den Tschadsee, im Westen durch Nigeria, im Osten durch den Tschad und im Süden durch die Provinz des Nordens (*Province du Nord*).

Landschaft
Vielfalt kennzeichnet auch das Relief dieser Provinz: dies setzt sich aus drei völlig verschiedenen Landschaftsformen zusammen. Es sind die Mandara-Berge mit ihren Hochebenen, die Tiefebenen an den Ufern des Flusses Logone und des Tschadsees, sowie die hügeligen Gebiete im Übergangsbereich von der Tiefebene zum Bergland.

Klima
Das Gebiet der Provinz reicht in den Gürtel der Sahelzone hinein. Die Niederschläge sind gering und konzentrieren sich auf vier Monate im Jahr (Mai bis August). Es fallen jährlich im Durchschnitt zwischen 400 – 1.100 mm Wasser (vgl. Beauvilain 1989, S. 57). Die maximalen Temperaturen (von März bis Mai) betragen zwischen 40 und 45 °C, die niedrigsten Temperaturen (von November bis Januar) liegen zwischen 6 °C. in der Nacht und 16 °C am Tag. Das Jahresmittel liegt zwischen 20 und 30 °C.

Obwohl die Provinz *Extrême Nord* erst seit dem Jahr 1984 besteht, kann sie auf eine lange Geschichte zurückblicken, die eng mit der der Provinz des Nordens verbunden ist, da diese im Jahre 1984 in die heutigen drei Provinzen aufgeteilt wurde: *L'Adamaoua, Le Nord, L'Extrême-Nord*. *L´Extrême-Nord* wurde wiederum in sechs *Départements* unterteilt: *Le Logone-et-Chari*, *le Mayo Sava*, *le Mayo Tsanaga*, *le Diamaré*, *le Mayo Kani* und *le Mayo Danay*. Eine weitere Aufgliederung besteht in *Arrondissements* und *Districts*.

II.1.2. Gesellschaft und Lebensweise

Diese Provinz, seit Jahrhunderten von Paleosudanesen und Neosudanesen bewohnt, hat eine bewegte Vergangenheit, die bis heute prägend ist: Es bleibt der Widerstand gegen die Zwangsislamisierung, gegen die Versklavung, der Widerstand gegen die deutsche und dann französische Kolonialherrschaft. Nicht zuletzt haben Seuchen, aus den Klimaveränderungen

Bevölkerungswachstum
(von 1976 - 1987)

	Abnahme in %
	0,0
	0,0 - 0,4
	0,5 - 0,9
	1,0 - 1,9
	2,0 - 2,9
	3,0 - 4,4
	> 4,5

Bevölkerungsdichte
(1987)

	Einwohner/km
	< 1
	1,0 - 4,9
	5,0 - 9,9
	10,0 - 24,9
	25,0 - 49,9
	50,0 - 99,9
	> 100

Abb. II.3
Bevölkerungswachstum und Bevölkerungsdichte. Quelle: L. Marthaler; nach Beauvilain 1989, Bd. 2, S. 579

entstandene Hungersnöte und die Desertifikation die Menschen in Nöte gebracht oder vor schwierige Situationen gestellt. Heute stellt der Versuch der Anpassung an die modernen politischen und sozioökonomischen Verhältnisse die größte Herausforderung dar.

Bevölkerung

Die Bevölkerung der Provinz *Extrême Nord* in Kamerun ist durch ihre kulturelle Vielfalt geprägt. In diesem Gebiet von 34.263 km² lebten im Jahr 1987 ca. 1.880.866 Menschen[16], die zu ca. 50 ethnischen Gruppen gehören. Ebenso ist das Gebiet in drei religiöse Sphären unterteilt: in die der traditionellen Religionen, die des Islam und die des Christentums.

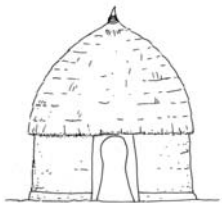
Lebensgrundlagen

Die Lebensweise und der Lebensunterhalt der Bevölkerung stehen in einem direkten Zusammenhang mit ihrem jeweiligen Lebensraum: So leben die Bewohner der Mandara-Berge vom Ackerbau, in den Uferregionen des Tschadsee und des Logone-Flusses wird Viehzucht, Ackerbau und hauptsächlich der Fischerei nachgegangen. In den weiten Ebenen betreibt die Bevölkerung entweder Ackerbau und Viehzucht, oder Ackerbau und Jagd; die Hochebenen werden von Ackerbauern und Viehzüchtern bewohnt.

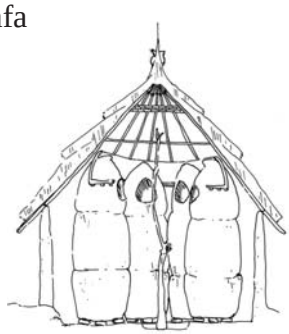
In den Städten dagegen finden sich die unterschiedlichsten Tätigkeiten neben den traditionellen Strukturen: Händler, Beamte, öffentliche Angestellte, Arbeiter in der Industrie oder in kleinen Betrieben usw.

[16] nach Angaben von Beauvilain 1989, S. 478

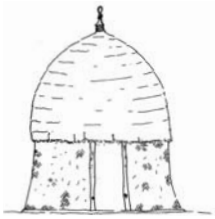
Mafa



Massa

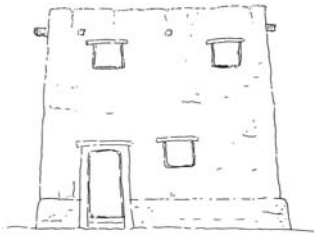


Mofu

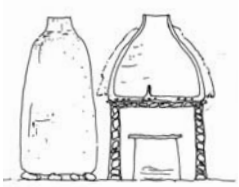


Tupur

Gelebda

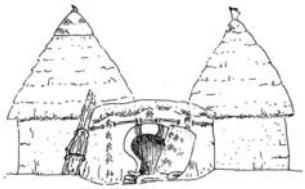
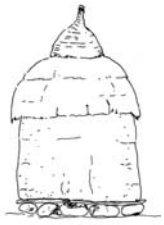


Kotoko

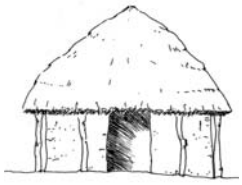


Kapsiki

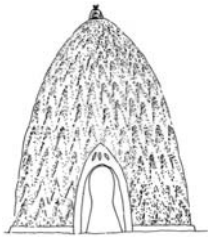
Choa Araber

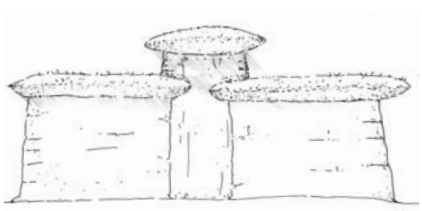
Guisiga



Fulbe



Musgum



Mundang

Abb. II.4
Bauformen in der Übersicht: Häuschen - Haus - Speicher. Quelle: L. Marthaler

II.2. Traditionelle Architektur in der Provinz *Extrême Nord*

II.2.1. Allgemeine Bemerkungen zu den Wohnformen

Gemeinsamkeiten

Die augenfälligste Gemeinsamkeit besteht in der Aufteilung des Habitat in Einheiten, die die vorhandene Fläche ausfüllen, und die einen integralen Bestandteil der Wohnstätten bilden. Grundbestandteile der Wohnstätten sind die ›Häuschen‹ *(Cases*[17]*)*, der ›Hof‹ und die ›Speicher‹. Ihre Bauweise und Anordnung sind vielfach Ausdruck der allgemeinen Lebensformen im Sahel.

Unterschiede

Auffällig sind die Unterschiede der Wohnstätten in Nord-Kamerun, die auf die Nähe zu den Gebirgen oder die Lage in den weiten Ebenen zurückzuführen sind, sowie auf die besondere Landschaft an den östlichen Hängen der Mandara-Berge (*Monts Mandara*) oder am Lauf und im Überschwemmungsgebiet des Flusses Logone.

Die in allen Bereichen zu findende Vielfalt prägt entsprechend auch die Siedlungsformen und die Gestaltung der Behausungen. Es lassen sich insbesondere zwei Siedlungstypen unterscheiden: Zum einen Dörfer aus weit verstreuten Gehöften, die von den zugehörigen Feldern umgeben sind (z.B. in den Mandara-Bergen, im Flachland und den Tiefebenen), zum anderen Dörfer mit einem Kern aus Gehöften und Wohnhäusern; hier sind die Gebäude z.T. in Vierteln angeordnet, und die Felder liegen am Rand der Siedlung (z.B. in den Hochebenen, bei den Kotoko, den Mundang, bei Volksgruppen, die sich zum Islam bekennen, in den Städten).

Heute tritt die traditionelle Siedlungsform immer mehr zurück, und auch die Gebäudeformen ändern sich. Ausschlaggebend hierfür sind soziopolitische, -ökonomische, -religiöse und umweltbedingte Faktoren (siehe Kap III).

II.2.2. Die Mandara-Berge und die Mandara-Hochebenen

Geografische Besonderheiten

Die Mandara-Berge und die Mandara-Hochebenen erstrecken sich im westlichen Teil der Provinz von Norden nach Süden, bis hinein in die *Nord*-Provinz Kameruns. Diese Gebirgskette in Form von Felsmassiven und Hochebenen bilden teilweise die Grenze zu Nigeria. Das Relief besteht aus einer Folge einzelner Massive von unterschiedlichen Höhen – bis 1.500 m – im nördlichen Teil der Mandara-Berge bis nach Mokolo; dann sinkt die Höhe auf zwischen 800 und 1.000 Meter südlich dieser Region, und hier beginnt auch der Bereich

[17] Der französische Begriff *case* wird hier mit ›Häuschen‹ übersetzt, um die unglückliche, jedoch häufig benutzte Bezeichnung ›Hütte‹ zu umgehen

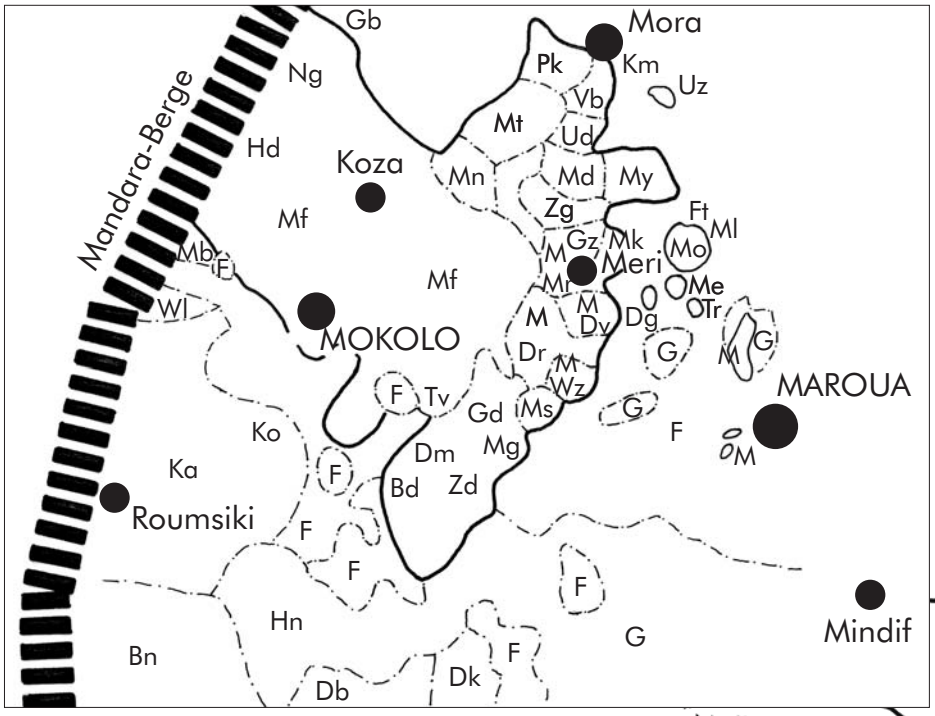


Abb. II.5 Quelle: nach Seignobos 1982, S. 19

Bd ..... Budum
Bn ..... Bana
Db ..... Daba
Dg ..... Dugur
Dk ..... Daba Kola
Dm ..... Dimeo
Dr ..... Durum
Dv ..... Duvangar
Ft ..... Ftak
Gb ..... Gelebda
Gd ..... Gudur
Gz ..... Gemzek
Hd ..... Hide
Hn ..... Hina
Ka ..... Kapsiki
Km ..... Kirdi Mora
Ko ..... Kortchi
Mb ..... Mabas
Md ..... Mada
Me ..... Mekeri
Mf ..... Mafa
Mg ..... Mokong
Mk ..... Mboku
Ml ..... Molko
Mn ..... Mineo
Mo ..... Mokio
Mr ..... Meri
Ms ..... Massakal
Mt ..... Muktele
My ..... Myang

Ng ..... Ngossi
Ud ..... Uldeme
Uz ..... Urza
Pk ..... Podoko
Tr ..... Tchere
Tv ..... Tchuvok
Vb ..... Vame Breme
Wl ..... Wula
Wz ..... Warsan
Zd ..... Zidim
Zg ..... Zulgo

F ..... Fulbe
G ..... Guisiga
M ..... Mofu

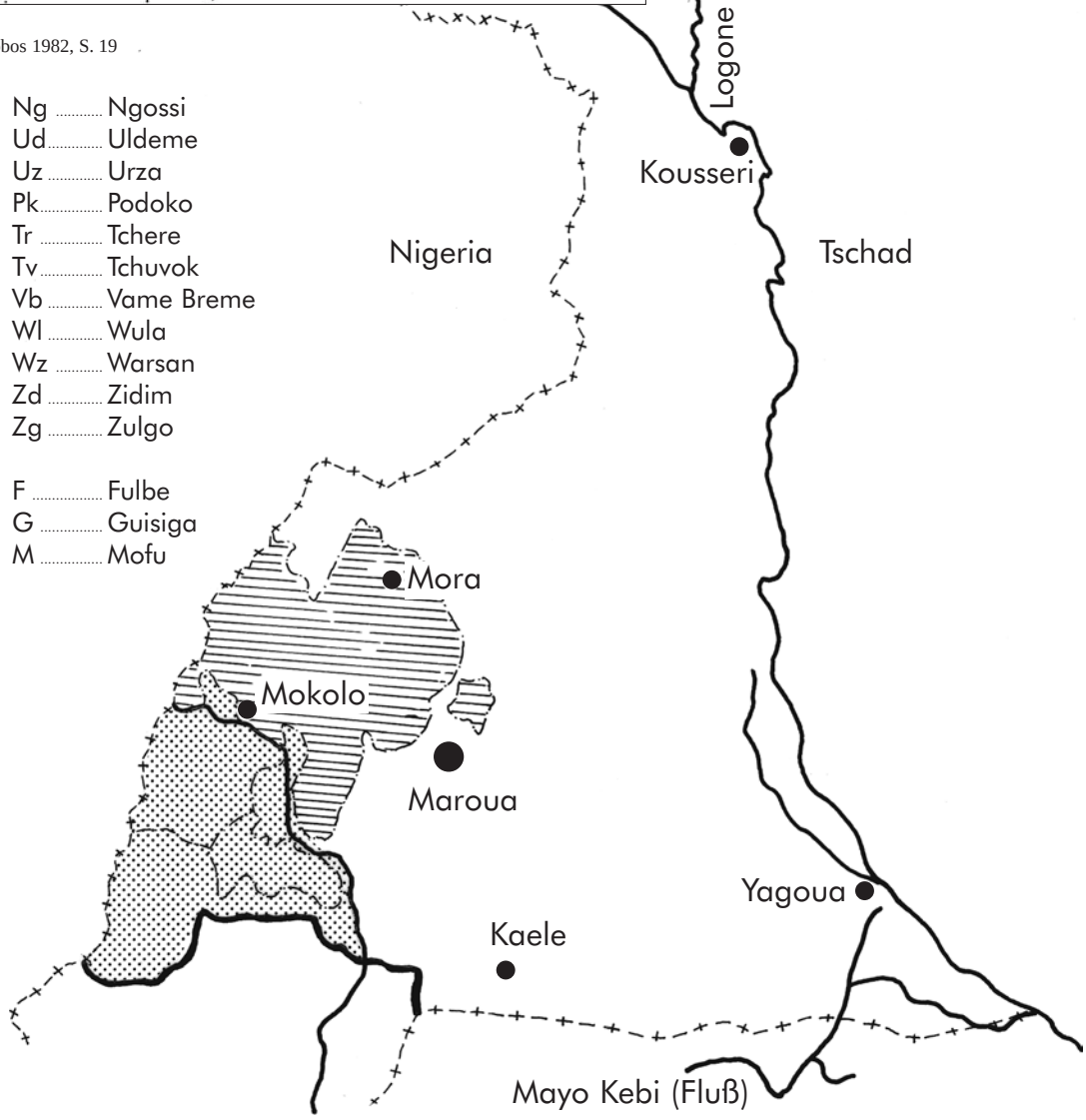


Abb. II.6
Lokale Zuordnung der Ethnien der Mandara-Berge und der Mandara-Hochebenenen. Quelle: L. Marthaler

der Hochebenen. Die Massive und die Hochebenen bestehen aus „Granit und Migmatit“; es ist ein Vulkangebiet, in dem „die Bruchstücke alter Basaltströme die Hochebene von Kapsiki übersäen, die voller Nadeln aus Trachyt und saurer Lava sind“ (vgl. Seignobos 1982, S. 97).
Die Vegetation ist in den Hochebenen „reichhaltiger als an den Hängen“, und die Regen (Jahresdurchschnitt 1.100 mm) stellen sich „frühzeitiger ein als in den Tiefebenen“ (ebd.).

Stammesgruppen
Mafa (Matakam), Mofu, Kapsiki, Margui, Hide, Mabass, N’Dare, Gelebda, Podokwo, Mora, Mboku, Hurza, Uldeme, Muktele, Mada, Zulgo, Mineo, Kola, Daba, Kilba, Hina, Njeign, Gude (vgl. ebd., S. 19).

Lokale Zuordnung
„Die Mafa (Matakam) haben sich im wesentlichen rund um die Stadt Mokolo angesiedelt [...]. Die Mofu haben ihren Ausgangspunkt in Gudur, einer Teilregion von Mokolo. Rings um Maroua besiedeln sie die Massive von Molkoa, Mekeri, Tchere, Dugur, Zulgo, Meri und Duvangar. Die Kapsiki, im Süden von Mokolo, bewohnen den Rand der Hochebene, die in westliche Richtung die Tiefebene von Mubi [...] (Nigeria) dominiert und über der Bergnadeln und -kuppen vulkanischen Ursprungs ragen. [...]. Die Kilba und Margui bevölkern die besagte Tiefebene (und die felsigen Hügel, die darin verstreut sind), die ersten direkt im Westen der Mubi-Ebene, die zweiten etwas weiter nördlich in das Territorium der Bornu hineinreichend. Die anderen Ethnien [...]verteilen sich auf den äußeren Ring des Gebirgsblocks, und zwar in der bereits beschriebenen Reihenfolge, beginnend mit den Hidé im Nordwesten, und endend mit den Gudé im Südwesten, wenn man dem Uhrzeigersinn folgt“ (vgl. Lembezat 1961, S. 8).

II.2.2.1. Die Wohnstätten der Bewohner der Mandara-Berge

Siedlungsstruktur
Das Massiv oder mehrere Massive bilden das Dorf. Die Gehöfte liegen auf dem Massiv verstreut, und um sie herum sind die Felder in Terrassen angelegt. Die Gehöfte stehen immer höher als die in Terrassen angelegten Feldern. Die soziale Struktur kann sich bei einigen Völkern (Mofu von Meri, Gemzek, Zulgo, bei den Uldeme, Muyang und Muktele) in der topografischen Lage in den Massiven niederschlagen: „Die Höhenlage ist Ausdruck einer Hierarchie“, in der die „Nachkommen der Begründer oder Herrscher“ oben stehen, während die tieferen Lagen der Hänge den „Zufluchtsuchenden“ überlassen wurden. Bei den anderen Völkern spielt diese topografische Lage keine Rolle (vgl. Seignobos 1982, S. 26).
Seit der Kolonisation des Landes bis zu den 70er Jahren sind viele von den Bergen abgewandert (meist mit Zwang) und haben sich in den Tälern oder Ebenen niedergelassen. Diese Tatsache hat eine Vermischung und Veränderung der Wohnstätten in diesen Tälern mit sich gebracht (vgl. ebd., S. 79).

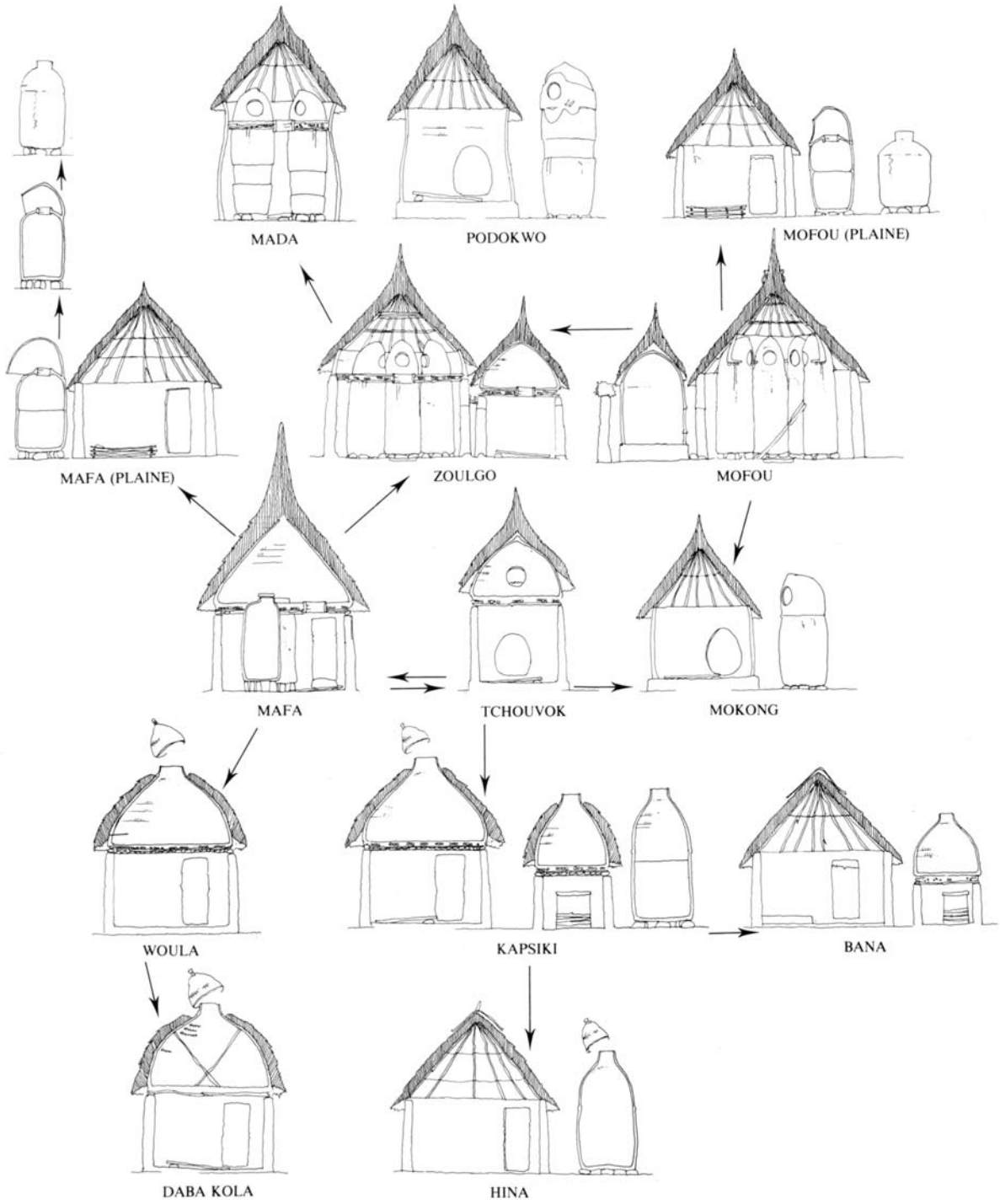


Abb. II.7
Vergleich der Speicher und Häuschen. Quelle: Seignobos 1982, S. 38

Abb. II.8
Vergleich der Trockenplätze für das Getreide. Quelle: Seignobos 1982, S. 34

Das Gehöft – Allgemeines

Es besteht im Allgemeinen aus runden Häuschen, die (unverbunden) nebeneinander stehen und von einer Mauer umschlossen werden, oder aus runden Häuschen, die in einer mehr oder weniger kreisförmigen Struktur nebeneinander angeordnet und untereinander durch eine Mauer verbunden oder umschlossen sind. Das Gehöft hat die Form einer „kleinen Burg oder Festung“ (ebd.), und bietet einen „schönen Anblick“ (ebd.). Unterschiede zwischen den Gehöften bestehen hinsichtlich der Innengestaltung, der Form der Häuschen oder der Dächer, je nach Familie oder Volksgruppe.

Seignobos (1982, S. 32) schreibt: „Es ist die Zahl der Wohneinheiten, die ein großes Gehöft schön erscheinen lässt. Das Vervielfachen der Gebäude bedeutet Wohlstand. Es ist eine bestimmte Lebensweise erforderlich, um sie zu pflegen und zu erhalten, die gemeinsamen Arbeiten zu organisieren, welche wiederum einen Überschuss an Hirse erfordern, eine große Familie und die Achtung der Nachbarn. Der Bergbewohner baut gerne eher zu viel, mit vielen Häuschen in den Zwischenräumen als Vorzimmer, und man ist erstaunt über die Anzahl der leerstehenden Einheiten. Als ‚kleiner Polygamer’ gefällt es dem Bergbewohner, eine Küche und ein Schlafzimmer zusätzlich zu errichten, um eine eventuelle neue Frau beherbergen zu können“.

Die Gestalt des Gehöfts entspringt nicht nur aus dem Streben nach einer schönen Bauweise, sondern auch aus dem Bedürfnis nach Anerkennung seitens der Nachbarn aufgrund der Größe des Gehöfts; eng verbunden damit ist die Größe der Familie im System der Polygamie[18]. Dennoch spielt auch die Frage der Ästhetik eine wichtige Rolle. Dies lässt sich bei allen Völkern anhand der Form der „hohen Mauern aus Stein“ (ebd.), der Dekorationen und Gegenstände in den Küchen (Töpferei mit Mustern und Farben z.B.), der Bemalungen der Innenwände und der Verzierungen der Eingänge zeigen. Der ästhetische Aspekt tritt auch bei der Gesamtsicht auf das Gehöft anhand der Dachformen in den Vordergrund. (vgl. ebd., S. 33).

Raumaufteilung

Das Gehöft besteht aus verschiedenen ›Räumen‹ (Häuschen), die je nach Volksgruppe unterschiedlich angeordnet sind; es gehören dazu

– ein oder mehrere Häuschen für den Mann
– ein oder mehrere Häuschen für die Frau/für jede der Frauen
– ein Häuschen für jedes andere Mitglied der Familie
– ein Häuschen für Gäste
– ein Empfangsraum
– eine Küche/Küchen

[18] Die Polygamie führt einerseits dazu, dass Höfe mit vielen Einheiten gebaut werden; gleichzeitig steht mit der großen Zahl an Frauen auch die erforderliche Arbeitskraft zum Erhalt der Gebäude zur Verfügung; dies stellt somit insgesamt sicherlich den Stolz eines Mannes in seinem Dorf dar.

Abb. II.9
Dorf der Mafa (Massiv von Djingliya).
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. II.10
Gehöft der Mafa *gay* (Djingliya).
Quelle: L. Marthaler, 1999

1	Häuschen des Mannes	8	Gäste	15	Schlafbank
2	Hirsespeicher des Mannes	9	Vorraum	16	Mühlen
3	Häuschen der 1. Frau	10	gemeinsame Küche	17	Herdstatt
4	Speicher	11	Kuhstall (Kammer)	18	Eingang
5	Speicher-Lagerraum	12	Kleintiere	19	Tabak
6	Sohn	13	Speicher für Erdnüsse	20	Dreschplatz
7	Mutter	14	Futter	21	Mehrzweckraum

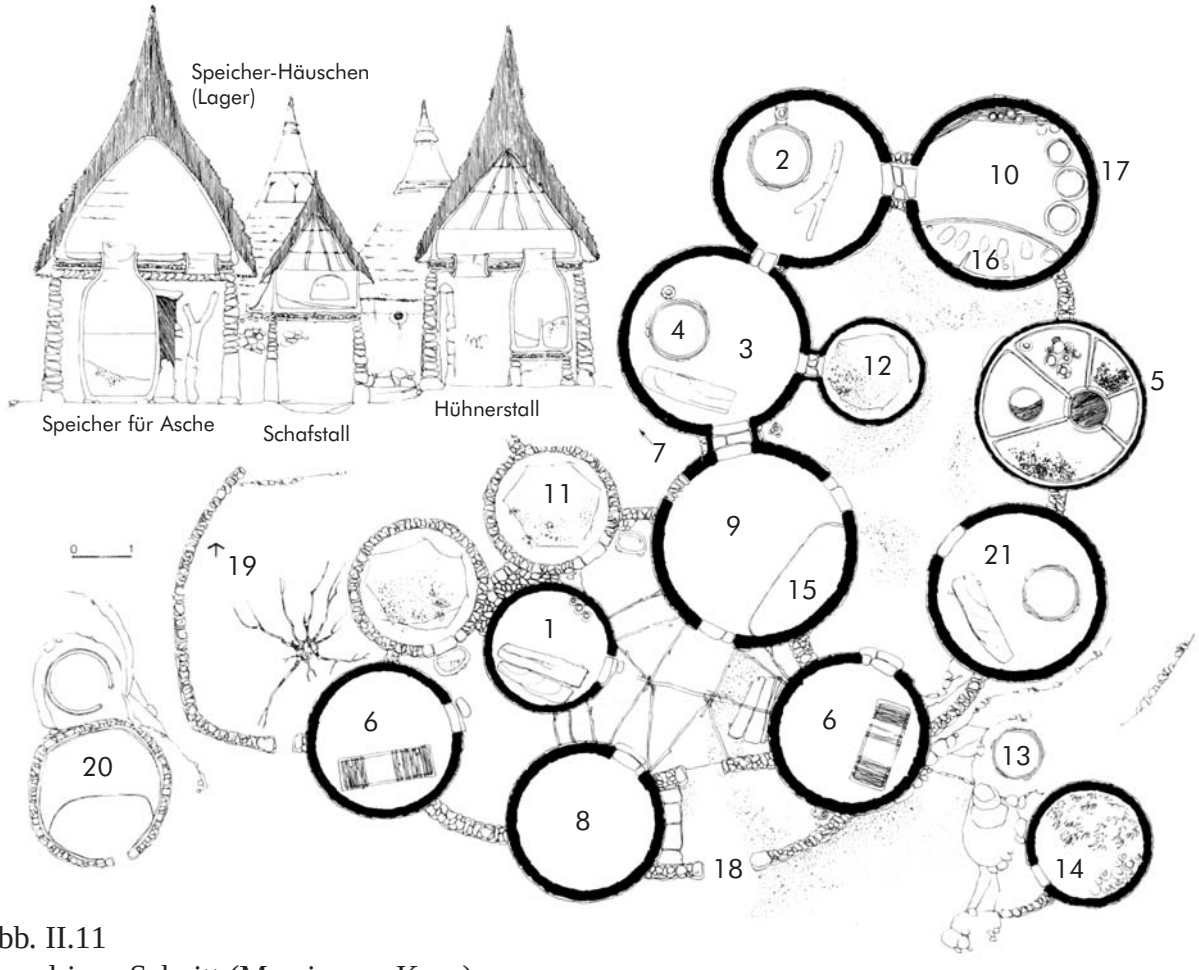


Abb. II.11
Grundriss - Schnitt (Massiv von Koza). Quelle: Seignobos 1982, S. 39

– Speicher oder Speicherräume
– Trockenstellen für Lebensmittel
– Ställe für Ziegen und Rinder usw.

„[...] Die Standortwahl bei der Neugründung eines Gehöfts wird häufig nach der Konsultation eines speziellen Sehers getroffen. [...] Das Gehöft wird von Zeit zu Zeit umgesetzt; das passiert sehr häufig und wird in der Regel von besonderen Ereignissen ausgelöst. Normalerweise nimmt jeder seinen Wohnsitz dort, wo seine Vorfahren gelebt haben. Wer eine neue Familie gründet, lässt sich in der Nähe seines Vaterhauses nieder, wobei aber die Unabhängigkeit gewahrt bleibt. In der Nähe des Gehöfts befindet sich oft ein heiliger Baum, dessen Äste nicht verschnitten werden dürfen, ein erhöhter Stein, der mit einem bestimmten Kult verehrt wird oder Felsstücke, von denen die Legende erzählt, dass sie lebendig wären. Dort, außerhalb des Gehöftes auf den Terrassen, mitten in den Hirsefeldern, sind die Gräber der Familie, umgeben von einem Steinmauerchen. In den Bergen sind häufig auch Höhlen zu finden, die als Versteck im Falle einer drohenden Gefahr von den Bewohnern genutzt wurden. Der Zugang wird normalerweise immer noch geheim gehalten“ (Seignobos 1977, S. 33)**.**

Das Gehöft stellt die Familie im strikten Sinn als soziale Einheit dar. Dies zeigt sich auch in der Sprache, bei allen Völker der Provinz; z.B. in der Mofu-Sprache *ay*, in Mafa *gay* und in Uldeme *ray* usw. (vgl. ebd. 1982, S. 35).

II.2.2.1.1. Die Wohnstätten der Mafa (*gay*)

Diese Volksgruppe wird als „die Älteste“ im Gebiet der Mandara-Berge angesehen, wofür auch „im Besonderen ihre Architektur“ spricht (vgl. Seignobos 1982, S. 38).

Das erste und Hauptelement eines *gay* ist das *zolom-gay*, das aus vier oder fünf miteinander verbundenen Häuschen besteht: „Das Eingangs-Häuschen, in dem sich auch der Schlafplatz des Mannes befindet, führt zum Wohn- und Schlafhäuschen der ersten Frau, zu dem auch ein *silo* gehört. Dann die Speicher-Häuschen des Mannes und schließlich die Küche. Der Rinderstall ist ein von einer Mauer umgebener Hof, der sich zum Schlaf-Häuschen des Mannes oder zum Eingang hin öffnet. [...] Etwas abgesenkt im Niveau folgt gewöhnlich ein Schaf- oder Ziegenstall, dessen Dach der Aschebehälter bildet“ (vgl. ebd.1982, S. 40).

In der Fortsetzung, aber unabhängig vom *zolom-gay*, folgt eine weitere Einheit: das *kalak.* „Mit *kalak* werden alle übrigen Gebäude bezeichnet, die zum *gay* gehören, auch der Trockenplatz im Eingangsbereich des Gehöfts. Im Prinzip kann ein *kalak* wie ein *houdok* gebaut sein“ (ebd.). „Bei variabler Reihenfolge und Anordnung sind seine Teile in der Konstruktion miteinander verbunden: Räume für die weiteren Frauen, für die Söhne usw. Sie umschließen einen Hof und beherbergen einen Schaf- oder Ziegenstall“ (ebd.).

1	Häuschen des Mannes	6	Sohn	11	Stallungen
2	Speicher des Mannes	7	Tochter	12	Trockenplatz
3	Häuschen der 1. Frau	8	Mutter	13	Herdstatt
4	Speicher der 1. Frau	9	gemeinsame Küche		
5	Häuschen der 2. Frau	10	Schafstall		

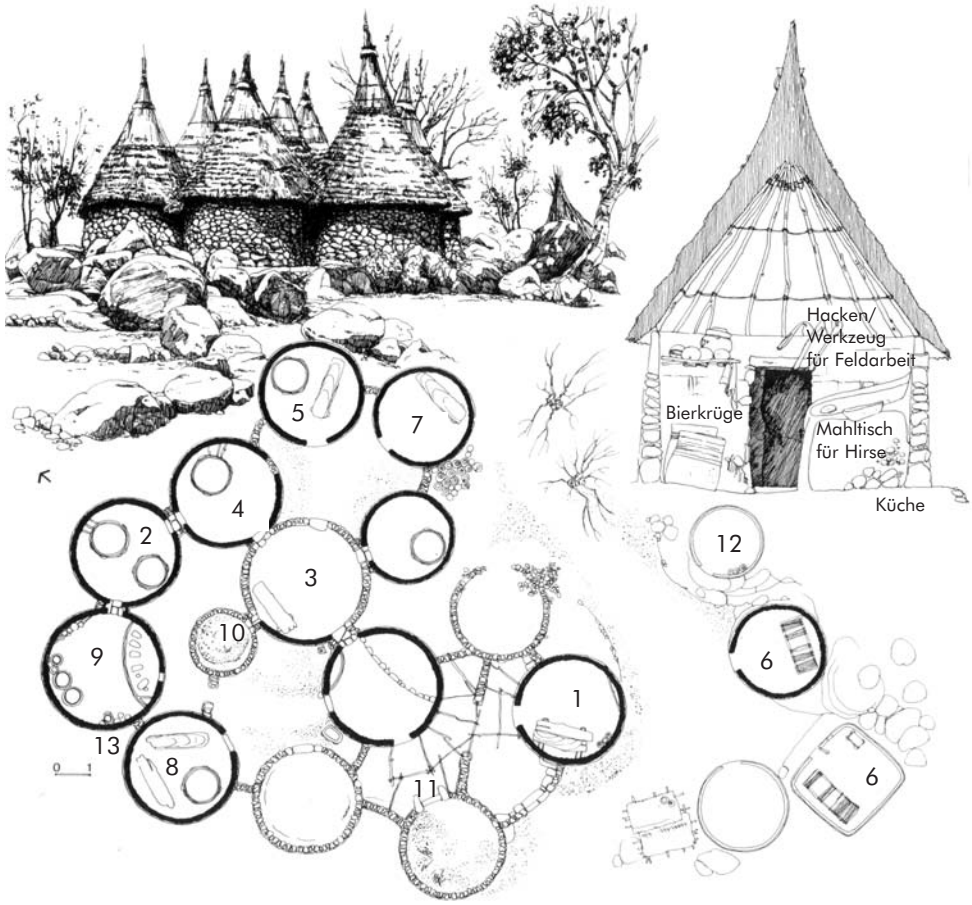


Abb. II.12
Grundriss - Ansicht (Region von Mokolo - Dorf Mandaka).
Quelle: Seignobos 1982, S. 40

Abb. II.13
Mauer aus trockenem Naturstein.
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. II.14
Kuhstall (Kammer).
Quelle: L. Marthaler, 1999

Die Gründung eines g*ay* erfolgt mit der ersten Frau. Sie hat im *gay* eine „herausragende Stellung“ (vgl. ebd., S. 40), was sich auch in der „Bezeichnung für ihr Häuschen widerspiegelt: Es wird *houdok man gay* (= *Case*-Mutter-Wohnung)“ genannt (ebd.).

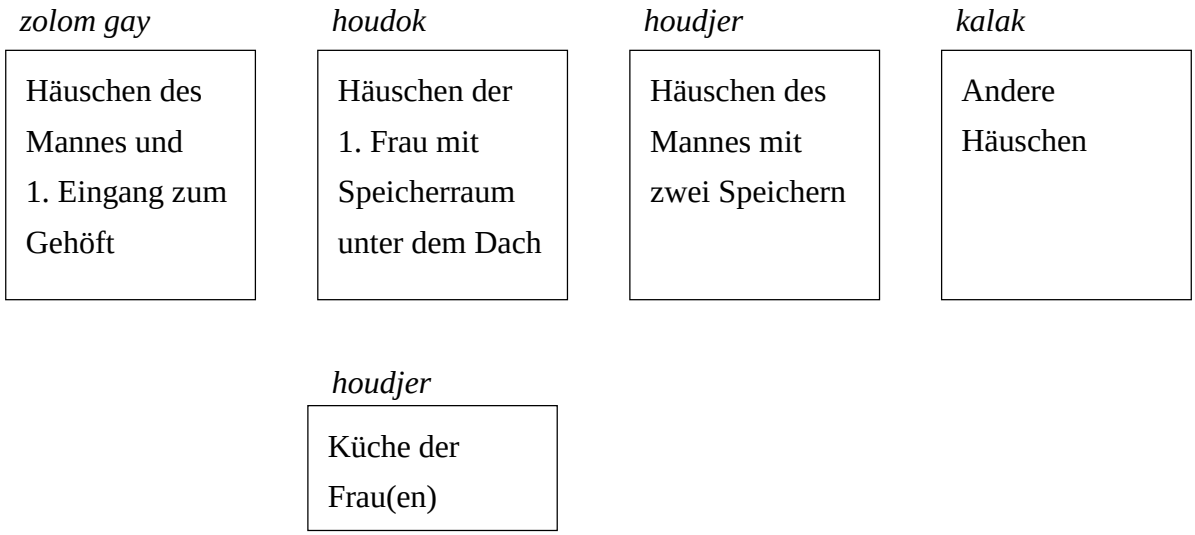
Der *houdok* ist das zweite Häuschen eines *gay*; er bildet den Schlafraum der ersten Frau. Das Häuschen beinhaltet zwei Ebenen; in der unteren befindet sich das Schlafzimmer, in der oberen ein Speicherraum, wobei alles aus Lehm gebaut wird. Auch das Dach über dem Speicherraum wird durch eine Kuppelkonstruktion aus Lehm gebildet, der von außen zusätzlich mit Hirsestroh geschützt wird (vgl. ebd., S. 38). Nach Seignobos (ebd.) kann der *zolom-gay* noch ein zweites *houdok* beinhalten.

Als drittes Element kommt nach dem *houdok* der *houdjeb*, mit der gleichen architektonischen Form wie der *houdok*, jedoch beinhaltet er zwei Speicher und gehört dem Mann (vgl. ebd.).

Ein letztes Element bildet die Küche (*houdjer).*

Besonderheiten
Ein Charakteristikum der Mafa-Gehöfte ist, dass die erste Frau einen *houdok* und einen *houdjer* (Küche) besitzt; im Falle der polygamen Familienform besitzen die weiteren Frauen jeweils einen *kalak* in der Form eines *houdok* (Häuschen mit Speicher und Kuppeldach), aber keinen *houdjer* (eigene Küche). Sie benutzen die Küche der ersten Frau mit, wodurch die herausgehobene Stellung der ersten Frau noch unterstrichen wird: Nach dem Mann ist sie die Herrin auf dem Gehöft.

Struktur eines gay



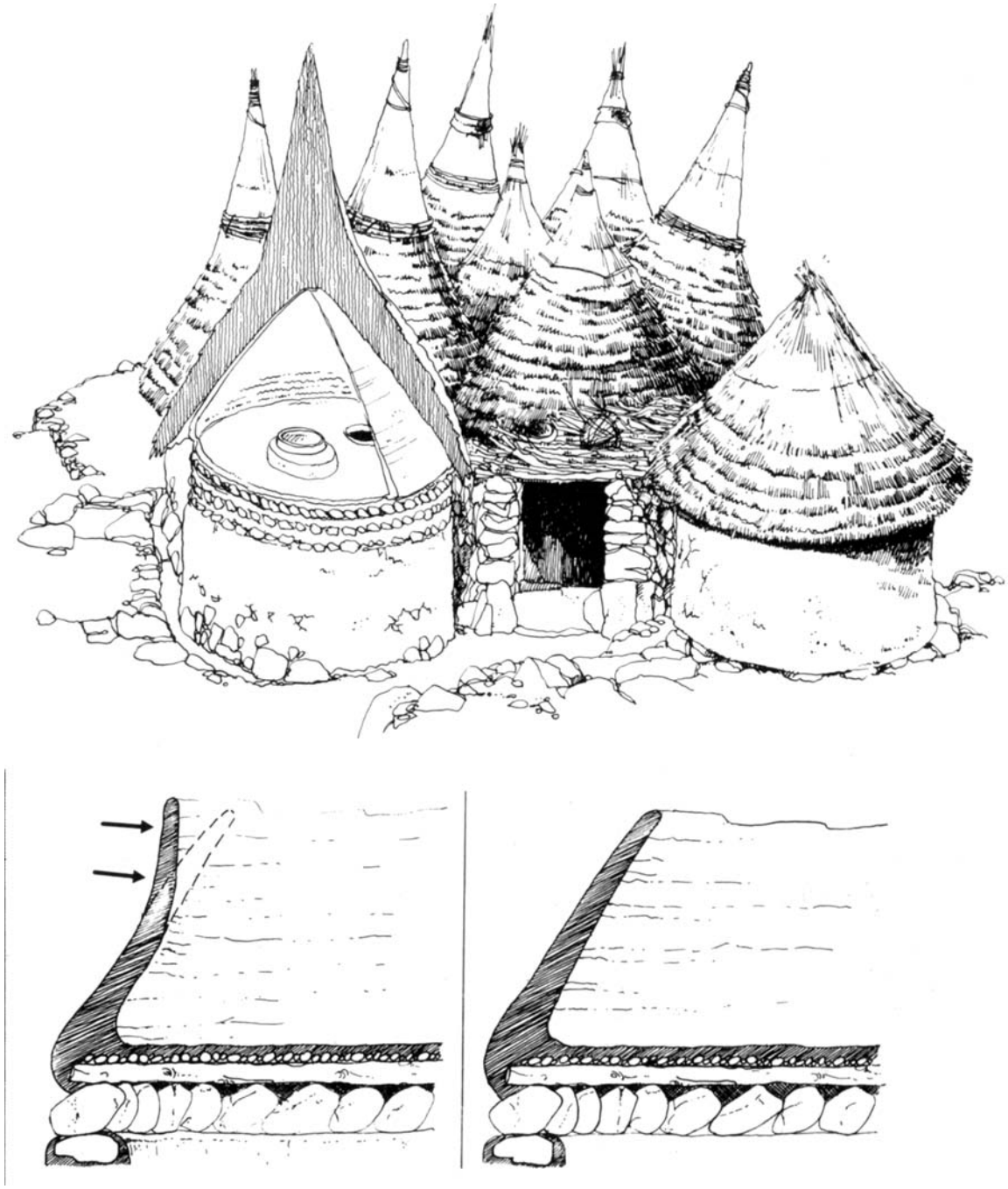


Abb. II.15
Schnitt des Speicherhäuschens - Details zur Montage der Lehmkuppel.
Quelle: Seignobos 1982, S. 41

Die Konstruktion eines gay

Die Wandkonstruktionen, die bei den unterschiedlichen Elementen eines *gay* verwendet werden, sind unterschiedlich in ihren Baustoffen und der Baukonstruktion. Sie lassen sich folgendermaßen unterscheiden (vgl. Seignobos 1982, S. 40):

– Mauern aus Naturstein mit Fugen aus Lehm:	*zolom gay* *houdjer* *houdjeb* *kalak*
– Mauern aus Schichten Naturstein-Lehm im Wechsel:	*houdok*
– Mauern aus reinem Naturstein, flach oder grob:	*kalak* *Bereich zwischen den Häuschen*
– Mauern aus Lehm:	*kalak* *Kuppeldach der houdok*

Eine Besonderheit besteht in der Konstruktion der Kuppeldächer der *houdjeb* (Speicherhäuschen des Mannes) und der *houdok*.

Der Kuppeldach-Speicher im houdok

Das obere Drittel der unteren Mauer beim *houdok* besteht aus wechselnden Schichten von Naturstein und Lehm; die unteren zwei Drittel bestehen aus fugenlos übereinander geschichteten Natursteinen; die Mauer wird von innen und außen mit Lehm abgedichtet und verputzt (vgl. ebd., S. 41).

Der Durchmesser des *houdok* übersteigt 3,20 m nicht (vgl. ebd., S. 41); die Konstruktion der Lehmkuppel erlaubt größere Durchmesser nicht; es ist ein Fundament aus Naturstein von etwa 20 cm Tiefe vorhanden (ebd.).

Die letzte Schicht der Mauerkonstruktion besteht aus Naturstein, und diese sind so angeordnet, dass sie „schräg aufeinander liegen“. Es folgt ein Belag aus „kleinen Holzplättchen“. Auf diese Weise wird eine optimale Belüftung des oberen Raumes ermöglicht, was für den Erhalt der hier gelagerten Lebensmittel besonders wichtig ist (die gleiche Technik findet beim Bau des Speicherbodens aus Lehm Verwendung).

„Auf dieser Konstruktion wird die Kuppel aus Lehm errichtet“; in der Sprache der Mafa wird sie *npapaye* genannt (vgl. ebd., S. 40).

Die Konstruktion des konusförmigen Kuppeldaches npapaye (vgl. ebd., S. 41)

Für den Bau der Kuppel ist ein Spezialist erforderlich (ebd., S. 41). Die Art des Lehms wird sorgfältig ausgewählt; der (sehr elastische) „Lehm wird in brotförmigen Stücken mit einer Länge von ca. 20 – 25 cm“ vorbereitet. Diese werden aufeinandergeschichtet – „meist in den

Abb. II.16
Spitzendachkonstruktion der Mafa aus Hirsenstroh (Massiv von Djingliya). Quelle: L. Marthaler, 1999

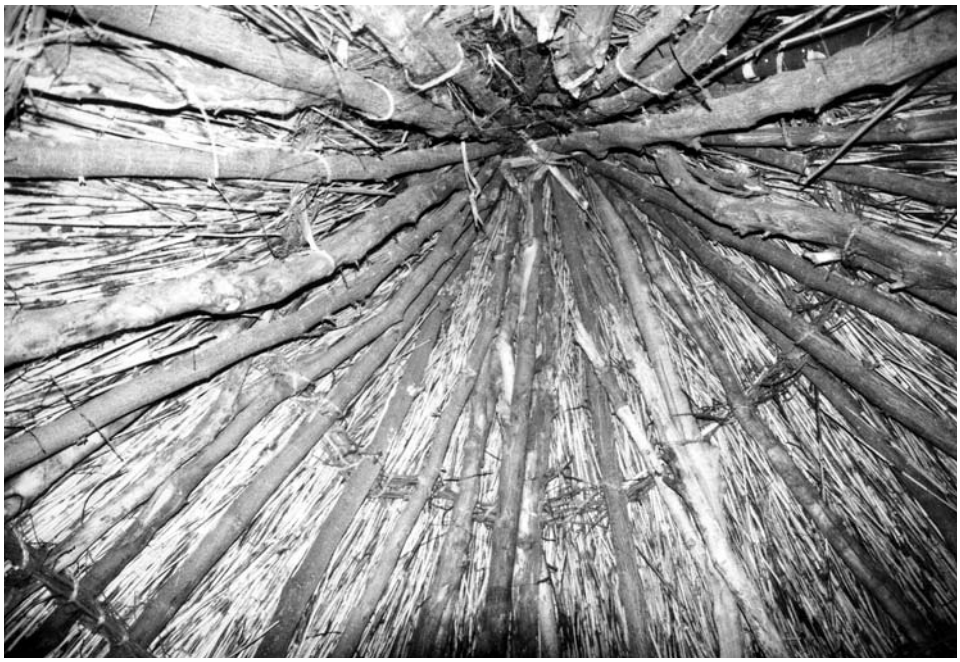


Abb. II.17
Innenansicht. Quelle: L. Marthaler, 1999

frühen Morgenstunden“, aufgrund der frischen, feuchteren Luft; sie beginnen im Laufe des Tages zu trocknen und können dann weiter verarbeitet werden: „Mit Hilfe eines Blechs wird dieser Teil der Mauer/Kuppel sorgfältig in die gewünschte Neigung gebracht und geglättet“ (ebd., S. 41).
„Die nächste Etappe erfolgt erst nach der vollständigen Trocknung dieser ersten Schicht. Die Kuppel wird dann durch einen Mann von innen auf dieselbe Weise fertiggestellt; es sind ca. 7 – 10 Schichten erforderlich, je nach der Qualität des Lehms. Die Mauer verjüngt sich nach oben hin. Oben bleibt eine Öffnung zur Belüftung“ (ebd.). Insgesamt erinnert diese Arbeit an die eines Töpfers. Der so entstandenen Raum wird dann zur Lagerung der verschiedenen Lebensmittel aufgeteilt „ (3 – 4 Abteilungen für jede Frau)“; gelagert werden hier z.B. Erbsen, Erdnüsse, Hirse, in Krügen aber auch Kleider oder Wertgegenstände. Im Speicher des Mannes wird „die Hirse für die ganze Familie aufbewahrt“ (ebd.). Zugang zum Speicherraum unter der Kuppel bietet eine Öffnung in der Decke mit „einer Art Falltür, die mit einer Leiter“ erreicht werden kann (ebd.).
Der Speicher des Mannes *houdjeb* wird in ähnlicher Weise errichtet wie die Kuppel des *houdok*, jedoch sind die Wände etwas dünner, und der gesamte Bau wird zum Boden hin isoliert wie die Kuppel vom übrigen Gebäude des *houdok* (vgl. ebd.).

Die Konstruktion der Dachabdeckungen
Das Lehmkuppeldach wird mit einem weiteren Dach aus Hirsestroh bedeckt; dies hat wohl zwei Gründe: Zum einen wird so die Lehmkuppel vor den Einflüssen der Witterung geschützt, zum anderen spielt wohl auch ein ästhetischer Aspekt eine Rolle: das Häuschen fügt sich in das Ensemble ein.

Das Hirsestroh wird „sorgfältig gereinigt; Blätter werden mit Hilfe von Feuer entfernt“ (ebd., S. 41), so dass der Stängel glatt bleibt. „Die Halme werden in lange Reihen gebunden, die dann spiralförmig zusammengerollt“ und schließlich über der Kuppel – „unten in bis zu drei oder vier Schichten“ – angebracht und zusammengebunden werden. Nach oben hin werden die Schichten etwas dünner, und so entsteht schließlich das spitze, elegante Dach; ganz oben wird ein Gefäß aus Lehm angebracht, das wiederum Schutz vor der Witterung bieten soll.
Die Dächer der anderen Häuschen werden mit derselben Technik errichtet, mit dem Unterschied, dass hier eine Konstruktion aus Holz anstelle der Lehmkuppel verkleidet wird. (vgl. ebd., S. 42).

Den Wohnstätten der Mafa sehr ähnlich sind die anderer Volksgruppen, so der Mabas, der Hide, Ndare, Ngose und Mineo, so dass diese in einer Gruppe zusammengefasst werden können.

1	Speicher des Mannes	7	Vater	13	Mahltisch
2	Häuschen der Frauen	8	Empfangraum/Bar	14	Kochstelle
3	1. Frau	9	Brauhäuschen	15	Asche
4	2. Frau	10	Trockenstelle	16	Dreschplatz
5	Tochter	11	Kuhstall (Kammer)		
6	Schwester	12	Schafstall		

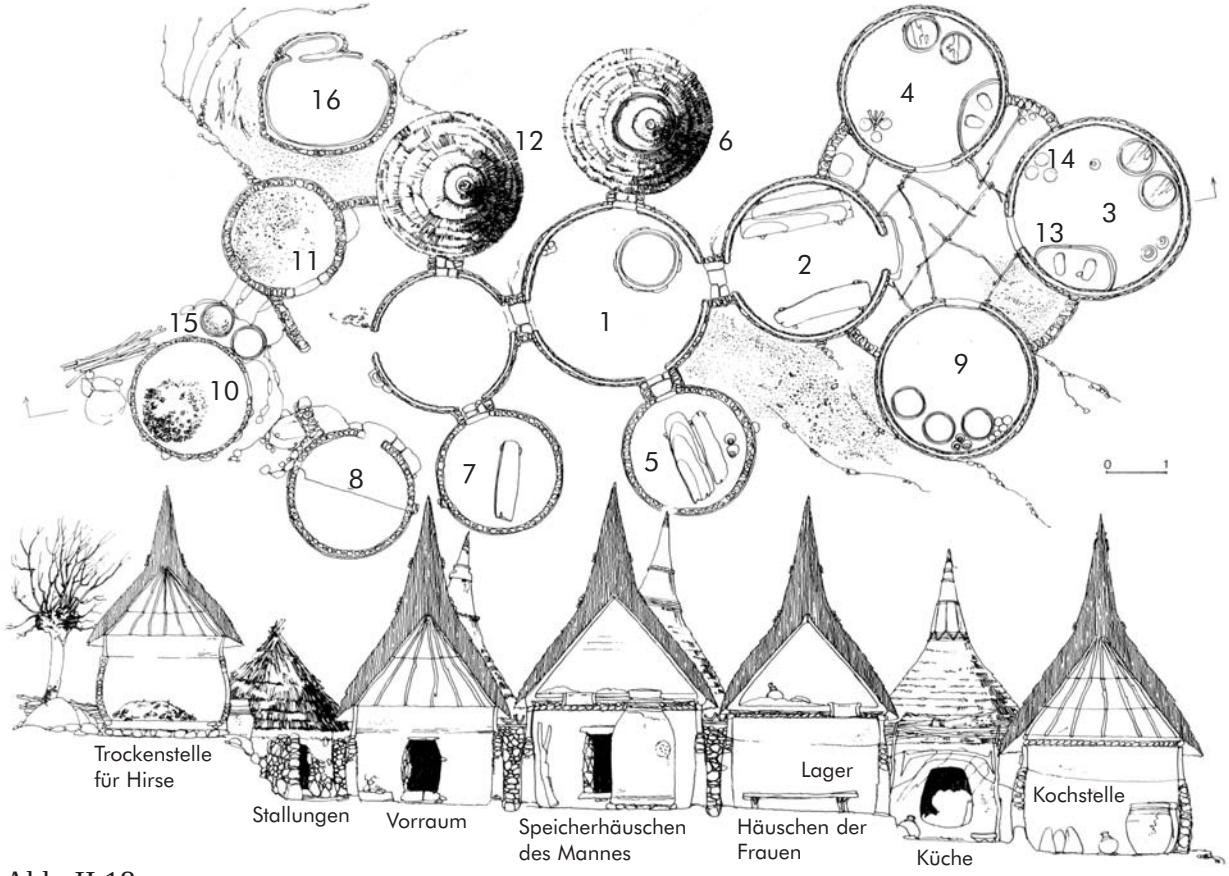


Abb. II.18
Gehöft der Hide: Grundriss - Schnitt (Ride).
Quelle: Seignobos 1982, S. 51

Abb. II.19
Dorf der Mofu (Massiv von Gemzek).
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. II.20
Häuschen der Mofu (Gemzek).
Quelle: L. Marthaler, 1999

II.2.2.1.2. Die Wohnstätten im Umfeld der Mafa

Bei den Hide

Eine ›Verwandtschaft‹ zu den Wohnstätten der Mafa lässt sich unter folgenden Aspekten begründen:

– dem äußeren Eindruck, den die Gehöfte bieten;
– den Materialien und Techniken der Konstruktion;
– der Größe der Häuschen.

Die Hide-Wohnstätten weisen verschiedene Besonderheiten auf:

– im Eingangsbereich zum Gehöft:
  „Das Häuschen für Gäste ist höher gesetzt, um die (Getreide-) Rispen vor dem Dreschen zwischen zu lagern; hier befindet sich auch der Lagerbereich für die Tonkrüge (*canaris*), das Häuschen des Sohnes, der kleine Speicher für Asche. Diese Elemente finden sich in einem Vorhof. Es schließt sich das Häuschen des Mannes an“ (Seignobos 1982, S. 50), wie dies beim *gay* der Mafa der Fall ist.
– Unterschiede ergeben sich hinsichtlich der Anordnung der Häuschen im Bereich des *zolom gay*:
  Hier sind sie beinahe „auf einer Linie angeordnet“, und „an jedes Häuschen fügen sich systematisch zwei weitere Einheiten an: Ein Ziegenstall, ein Häuschen für die Mädchen. Dieses Segment öffnet sich hin auf einen winzigen Hof, der den Zugang zu den Küchen ermöglicht, die sich wiederum von denen der Mafa unterscheiden durch eine winzige Türöffnung. Es finden sich hier gewölbte Mauern, häufig eine Unterdeckenkonstruktion und im Inneren eine bewegliche Feuerstelle [...].
– Die Ausrichtung des gesamten Gehöfts am Hang stellt eine Analogie zum Habitat der Muktele“ und der Podokwo dar (ebd.).

Bei den Mafa von Moldugwa

Sie siedeln auf den Massiven der äußeren Bereiche von Moskota, an der Grenze zu Nigeria.
„Die Ausrichtung des Habitat steht im Gegensatz zu der der Hide; die Architektur entspricht dem Konzept der Einheiten der Mafa. Es gibt keinen *zolom gay* und kaum kommunizierende Häuschen; sie sind in einer ovalen Form angeordnet, wie bei ihren Nachbarn, den *Guelebda* [...] Bei beiden Völkern spielt die Tierhaltung eine wichtige Rolle; sie besitzen richtige Herden von Rindern“, deren Ställe tief gelegt sind; „[...] im Gegensatz zu den Mafa, die lediglich ein Rind halten, welches für zwei bis drei Jahre eingeschlossen ist“ (Seignobos 1982, S. 50).

II.2.2.1.3. Die Wohnstätten der Mofu (*ay*)

Die Mofu besiedeln eine Kette von Massiven in den Mandara-Bergen, von den Gemzek und den Mboku im Norden, bis zum Massiv von Wazan im Süden (vgl. Seignobos 1982, S. 42).

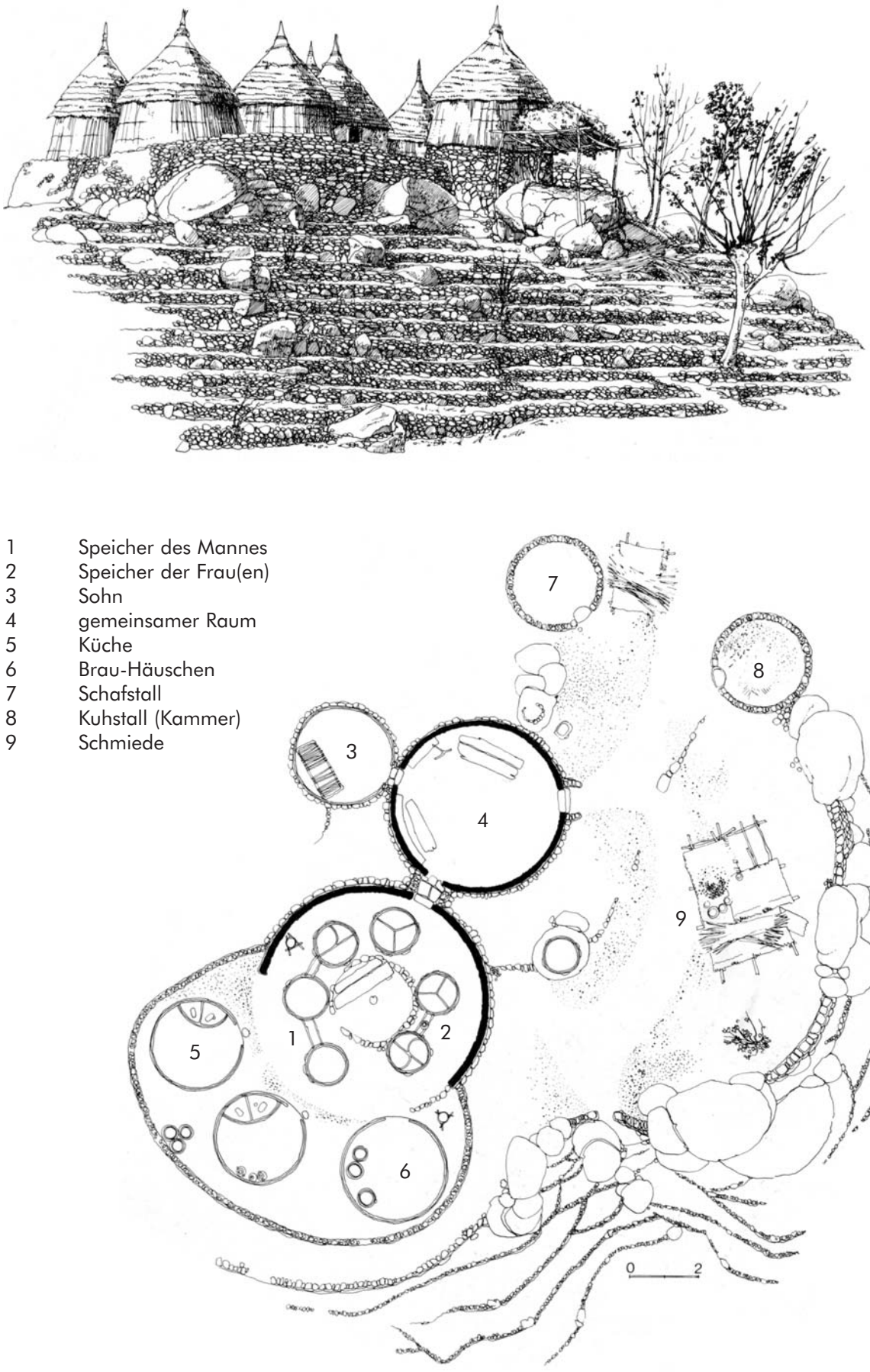


Abb. II.21
Gehöft der Mofu: Ansicht - Grundriss (Massiv von Ndokolo). Quelle: Seignobos 1982, S. 44

Das Gehöft

Das Gehöft besteht aus dem *ay* und dem *dalahay*. Das *ay* ist das erste Hauptelement; es besteht aus runden Häuschen, die mit Durchgängen miteinander verbunden sind.
Zunächst kommt das Häuschen des Mannes, das gleichzeitig Schlafraum und Durchgang zu den anderen Räumen des *ay* ist. Es folgt das Häuschen der Frau(en)[19], welches wiederum den Durchgang zum *dalahay,* den Küchen und anderen Nutzräumen wie Lagerräumen, Ställen usw. ermöglicht. Um das *ay* herum können noch weitere, unabhängige Häuschen entstehen, für die erwachsenen Kinder, Verwandte (z.B. die verwitwete Mutter oder Tanten) und Gäste.

Das *dalahay* ist das Häuschen für die Speicher und die Küchen. Anders als bei den Mafa (s.o.) gibt es für die Speicher ein zentrales Häuschen, das alle Speicher (der Frauen) enthält. Das *dalahay* stellt neben dem Zentralbau des *ay* das „bedeutendste Element des Gehöftes" dar (ebd., S. 42). Ihm angeschlossen sind wiederum kleine Häuschen, die Küchen der Frauen.

Die Küchen

Konstruktion (vgl. ebd., S. 43)

„Sie werden auf einem Sockel aus Steinen und Lehm errichtet." Erst nach Fertigstellung des Rohbaus wird „die Türöffnung in die Oberfläche der Mauer geschnitten, mit einem Rahmen aus Lehm und strahlen- oder punktförmigen Verzierungen versehen" (ebd., S. 43). Zur Türöffnung gelangt man über eine Stufe. Das Dach ist in „leichter" Bauweise gefertigt und kann „im Fall eines Brandes leicht abgehoben werden". Es ist aus Stangen gefertigt, „die miteinander durch Schnüre verbunden sind und deren Enden auf den Mauern aufliegen. Sie bilden die Auflagefläche für Hirsestängel, die wiederum mit einigen Lagen Schilfstroh (*paille*) bedeckt sind; diese werden auf das Ganze aufgenäht, mit Hilfe einer großen Nadel und dünnen Schnüren" (ebd.).

Innengestaltung

„Zur Rechten des Eingangs sind zwei große Mühlsteine in ein Bord aus Lehm eingelassen, in einer Höhe zwischen 1,10 m und 1,30 m. Der Herd zur Zubereitung von Mahlzeiten liegt dem Eingang gegenüber. Eine zweiter, größerer zum Brauen von Hirsebier ist in vielen Fällen ebenfalls dort vorhanden. Große Tonkrüge sind entlang der Wand angeordnet, sie dienen zum Transport und zur Speicherung von Wasser" (ebd.).

Außenansicht

In einigen Fällen ist die Küche auf ihrer Rückseite weiträumig von einer Mauer aus Steinen umschlossen. Seignobos schreibt, diese seien „eine architektonische Demonstration einer gewissen Macht. [...] Ein System zum Schutz der Mauern besteht aus einer Anordnung von

[19] bei den Mofu schlafen alle Frauen – mit ihren Kindern – in einem einzigen Raum; jede Frau besitzt jedoch eine eigene Küche und einen eigenen Speicher (s. *dalahay*)

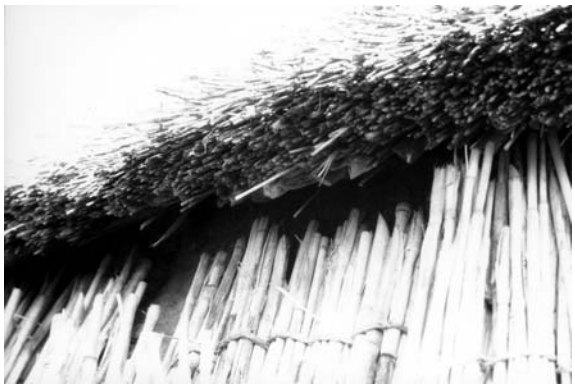


Abb. II.22
Deitailansicht: Wand - Dach; die Wände sind mit Stängeln aus Hirsestroh geschützt, die Dächer sind aus Schilfstroh (Gemzek).
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. II.23
Detailansicht Speicher - Dachkonstruktion.
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. II.24
Detailansicht Dach - Innenkonstruktion.
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. II.25
Das Speicherhäuschen *Dalahay* der Mofu (Massiv von Duvangar). Quelle: Seignobos 1982, S. 45

Abb. II.26
Trockenstelle für das Getreide. Quelle: L. Marthaler, 1999

secco[20]-Matten, die unter die Dächer der Küchen und des zentralen Speicherraumes geklemmt werden, und die in Rinnen aus ausgehöhlten, längs halbierten Baumstämmen enden, die wiederum von Querverbindungen zwischen den Mauerkronen der Küchen und der Mauer des Speicherraumes getragen werden“ (ebd.). „In den Fällen, in denen die Küchen durch einen engen Gang direkt in den Speicherraum münden, werden die Mauern wie im Falle der anderen Wohneinheiten, durch Geflechte aus Hirsestängeln geschützt, welche auf einem kleinen Gesims aus flachen Steinen angebracht sind, die auf der Höhe des Sockels herausragen“ (ebd., S. 43/44).

Zur Kanalisation des Wassers

„Das Wasser fließt in eine Rinne, die mit Steinen ausgelegt ist, die das *ay* umgibt, und die das Wasser aufnimmt, das aus den Dachrinnen herabströmt, die sich an den Dachkehlen zwischen den aneinandergereihten Häuschen befinden. Eben diese dienen auch als Latrinen mit einem Abfluss auf der Seite der Traufe“ (ebd., S. 43).

Der zentrale Speicherraum

Er ist das dominante Gebäude im Ensemble des *ay*. Sein Durchmesser kann acht Meter und mehr betragen und variiert mit der Zahl der in ihm befindlichen Speicher *silos*. „Eine monogame Familie besitzt drei, eine polygame Familie entsprechend mehr, mit drei Frauen insgesamt wären es z.B. fünf oder sechs *silos*“ (vgl. ebd., S. 44).

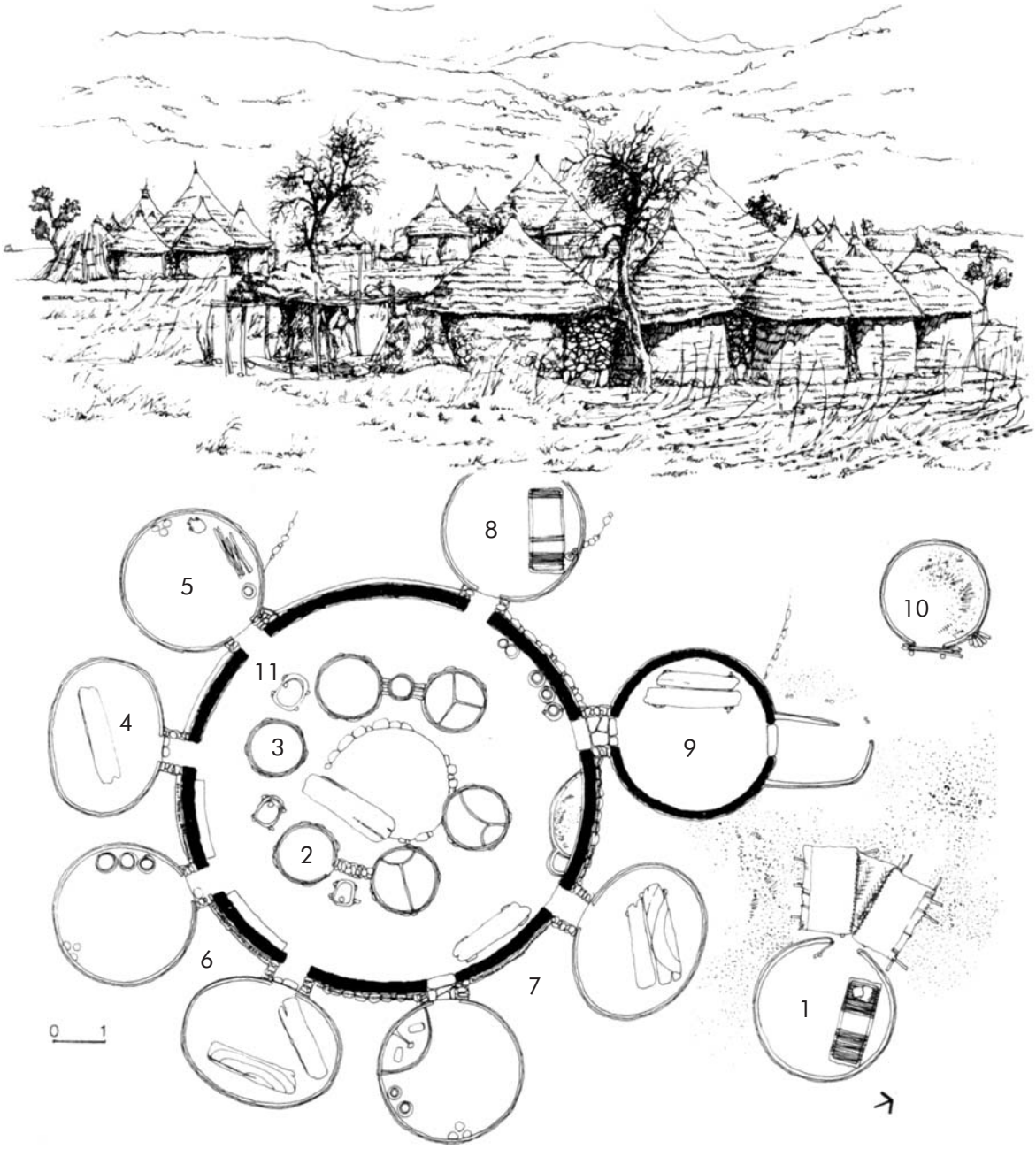
Die Mauern

Das Gebäude liegt insgesamt auf einem etwas tieferen Niveau. Ist es sehr voluminös – enthält es z.B. fünf *silos* oder mehr –, so wird es auf besondere Weise errichtet: Die *silos* selbst tragen dann teilweise ihre Überdachung „mittels Querstangen aus bearbeitetem Holz, die sich auf die ‚Schultern’ der Speicher stützen und so eine Plattform bilden, auf der die Stangen des Dachstuhls sich stützen“ (ebd.).

Das Dach

Es dominiert über das Ensemble des *ay*. Das Dach besitzt eine besondere Form, es ist ein geschichtetes Dach: „Auf halber Höhe oder nach jedem Drittel wird die Dicke der ersten Schicht aus Hirsestängeln verdreifacht, und man verzehnfacht die Dicke des Schilfstrohs, so dass der Eindruck übereinander gestapelter Kegel entsteht. Das Dachstroh, das an der Spitze leicht in sich gedreht ist, wird von einer Manschette aus Tonware zusammen gehalten“ (ebd.).
Das Dach des Speicherraumes besteht aus zwei bis drei solcher Schichten, das der Küchen und des Zimmers der Frauen besteht aus einer Schicht. Das Dach des Speicherraumes kann so 16 – 20 Jahre halten, bevor es erneuert werden muss.

[20] es finden sich hier unterschiedliche Schreibweisen; ich verwende diese vereinheitlichend – z.T. abweichend vom Originaltext.



1	Häuschen des Mannes	5	Küche der 1. Frau	9	Vorraum für den Sohn
2	Hirse des Mannes	6	2. Frau	10	Schafstall
3	1. Frau	7	3. Frau	11	Mahltisch
4	Häuschen der 1. Frau	8	Sohn		

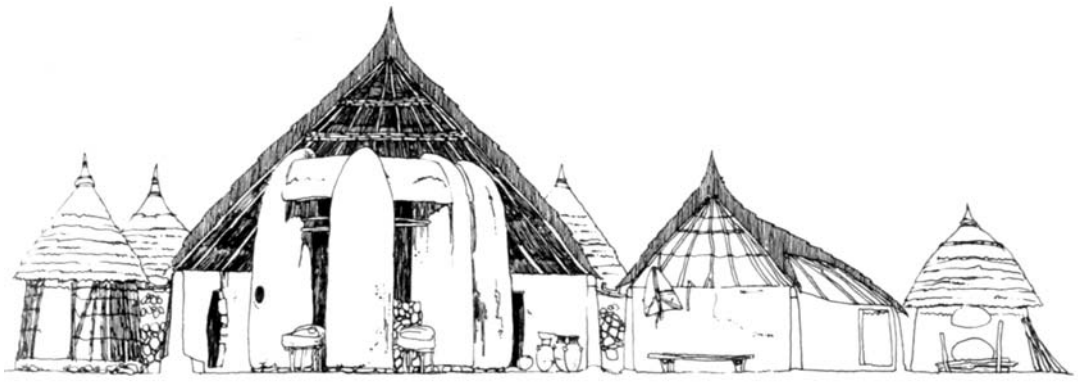


Abb. II.27
Gehöft der Molko: Anblick - Grundriss - Schnitt (Region von Dulek) Quelle: Seignobos 1982, S. 53

Die Speicher – silos

Sie haben eine zylindrische Form mit einer Wölbung oben; von der Basis aus beträgt die „Höhe 3,00 m – 3,80 m“ am Fußboden beträgt der „Durchmesser 1,20 m – 1,80 m“. Sie werden „in sechs Etappen gebaut“ (vgl. ebd.): „Konzentrische Ringe aus Steinen werden mit Steinplatten bedeckt, auf denen der Boden des Speichers errichtet wird, beginnend mit der Innenwand. Nach zwei Runden von Lehmkugeln wird mit der Hand, von innen heraus, mit Hilfe eines glatten Steins, die äußere Oberfläche modelliert. Es folgt der Corpus des *silos* – in zwei oder drei Etappen, und schließlich der innere Zwischenboden, einem Rahmen aus Holz durchbrochen wird, welches vom *banko* genommen wurde, und schließlich der Teil mit der Luke und der Kuppel. Mit der erforderlichen Trockenzeit benötigt man für diese Konstruktion mehr als eine Woche. Ein nach oben hin gegabelter Baumstamm erleichtert den Zugang zu diesem zyklopenhaften Speicher, dessen Eingang mit einer Mischung aus Kaolin und einem Sud aus einer schleimhaltigen Pflanze. Poliert wird mit dem Öl der *cailcédrat*. Die Öffnung des Speichers für die Frau wird mittels einer Kalebasse verschlossen“ (ebd., S. 44/45).

II.2.2.1.4. Die Wohnstätten im Umfeld der Mofu

Diese erstrecken sich im Nordwesten von Maroua von den Gebieten der Molko bis zu den Mokong (ebd., S. 52).

Bei den Molko und Mokyo im Massiv von Molkoa

Sie besitzen einen weiten Speicherraum, an den abwechselnd Küchen und Schlafzimmer der Frauen anschließen (vgl. ebd.).

Bei den Muyang und den Ftak

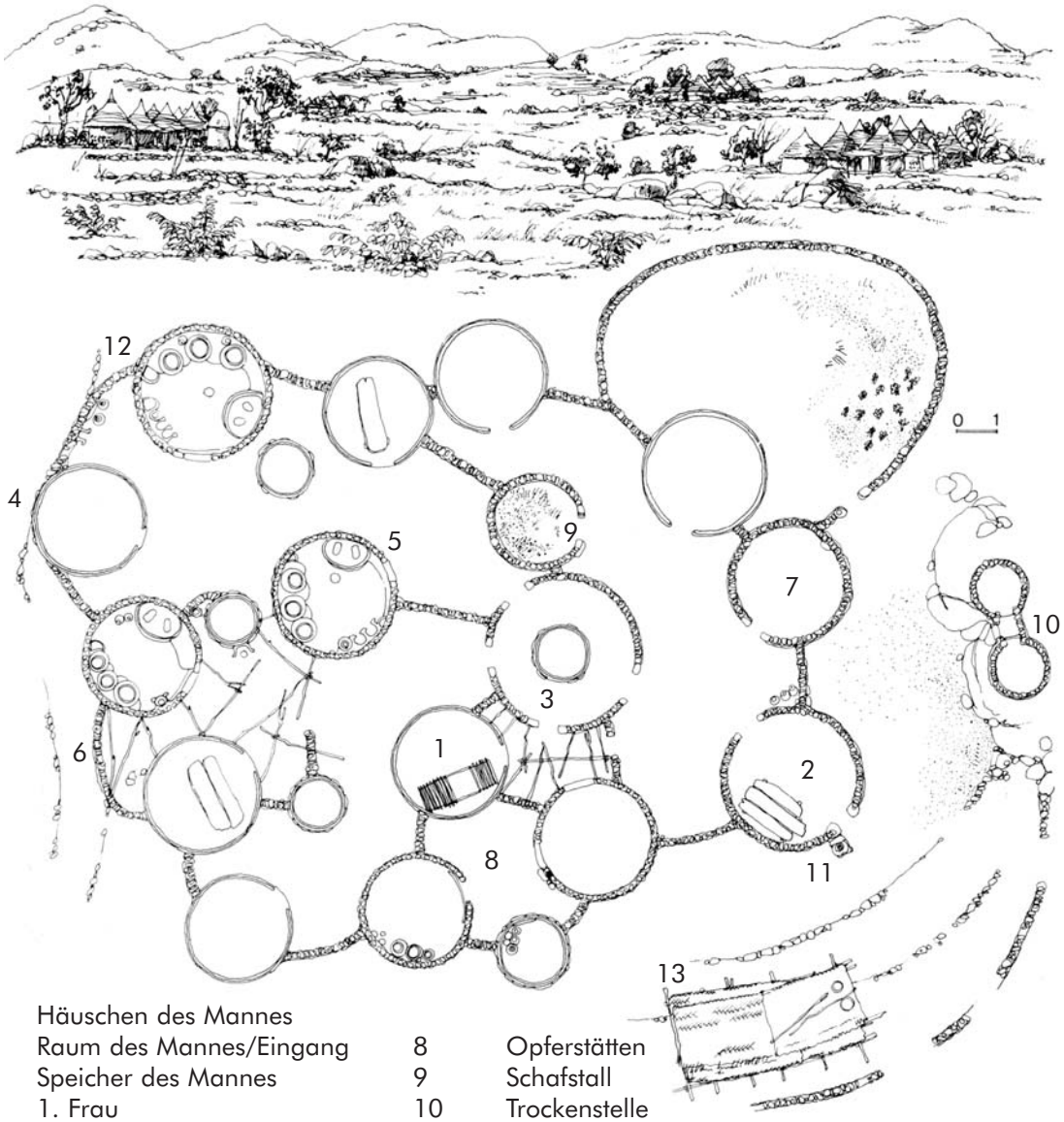
Sie haben ein „System von Häuschen, die – je ein Schlafzimmer und eine Küche pro Frau – mit der Stirnseite um eine Anordnung von Speichern herum gebaut sind; die Speicher sind miteinander durch ein Mauerwerk aus Lehm verbunden, und dieses trägt das Dach“ (ebd., S.52).

Bei den Muyang und den Molkoa

„Hier sind die Volumen der Häuschen eher kärglich, Sockel und Mauern sind außerordentlich hoch, und es gibt Räume mit einem länglichen Grundriss“ (vgl. ebd., S. 52).

Bei den Tchere, Dugur und Mekeri

Der Grundriss ist hier kreisförmig wie bei den Völkern der Ebene. „Der Eingang ist nach oben, zum Hang hin orientiert; es gibt mehr Häuschen-Segmente: Das Vorzimmer und das Schlafzimmer des Mannes öffnen sich direkt zu den Speichern hin, die immer noch von einem gemeinsamen Dach beschattet werden. Der Ziegenstall und die Häuschen der Söhne umrahmen das Vorzimmer. Im hinteren Bogen sind die winzigen Küchen der Frauen und ihre Schlafzimmer nebeneinander angeordnet. Alle Räume sind aus dünnen Lehmwänden



1	Häuschen des Mannes		
2	Raum des Mannes/Eingang	8	Opferstätten
3	Speicher des Mannes	9	Schafstall
4	1. Frau	10	Trockenstelle
5	2. Frau	11	Altar
6	3. Frau	12	Biergefäß
7	Kinder	13	Schutzdach

Speicher des Mannes | Speicher auf Schaf- oder Hühnerstall | Speicherzimmer

Abb. II.28
Gehöft der Tchuvok: Ansicht - Grundriss - Schnitt (Ndaure). Quelle: Seignobos 1982, S. 58

errichtet, mit Ausnahme des Eingangs-Häuschens und einer möglicherweise vorhandenen Außenmauer aus Stein. Hier ist der Mahltisch meist nur ein aufrecht stehender Steinblock außerhalb der Küche zwischen zwei Speichern“ (ebd., S. 52).

Bei den Mokong, den Gudur und den Massakal

Auch hier sind die Grundrisse kreisförmig. „Der Eingang ist ebenfalls nach oben, zum Hang hin, oder, in der Ebene, zu den Bergen hin gerichtet. Die zyklopischen Speicher sind untersetzt, ohne gemeinsames Gebäude oder Überdachung stehen sie in einem Hof verstreut, zwischen dem Ziegenstall, den Küchen und den Schlafräumen der Frauen. Hier kommen andere Baumaterialien zur Verwendung, es besteht eine größere Verwandtschaft zur Bauweise der Bewohner der weiter südlich gelegenen Hochebenen: Die Häuschen sind mit *secco*-Matten bedeckt und die Dächer bestehen aus einem vorgefertigten Geflecht. Die Behältnisse zum Trocknen von Lebensmitteln bestehen ebenfalls aus Korbgeflechten in Form eines umgekehrten Kegels, und sie sind außen angebracht“ (ebd., S. 56).

Bei den Mofu Zidim

Ihr Habitat ist dem der Mokyo ähnlich:

– „Der Grundriss ist kreisförmig, die einzelnen Räume sind klein, länglich und auf Sockeln errichtet
– die Speicher ähneln denen der Hina;
– Weiterhin finden sich Altar-Häuschen und besondere Häuschen aus Stein zum Bierbrauen, was die Nähe zur Architektur der Hochebenen unterstreicht“ (ebd., S. 56).

Bei den Tchuwok

„Der Grundriss ist mit dem der Mofu Mokong vergleichbar, mit dem Wechsel von Küchen und Schlafzimmern und der Präsenz von Opfer-Häuschen. Die Lager-Häuschen weisen eine besondere Form auf: es sind gewaltige Speicher vom Typ der Mofu-Speicher mit einer leicht gewölbten Oberfläche, wobei der untere Teil als Zimmer dient. Der Lager-Teil wird von einer Zwischendecke ähnlich dem *npapaye* der Mafa gestützt, jedoch öffnet er [der Lager-Teil] sich nach Bauweise der Mofu nach außen.

Manche Speicher vom Typ Mofu besitzen innen horizontale Trennwände und weisen für jede Ebene eine Öffnung auf. Die unterste Ebene ist der Geflügelhaltung vorbehalten. Die Öffnungen werden mit konkaven Henkel-Deckeln aus Tonware verschlossen“ (ebd., S. 56ff.).

Verwendete Materialien:

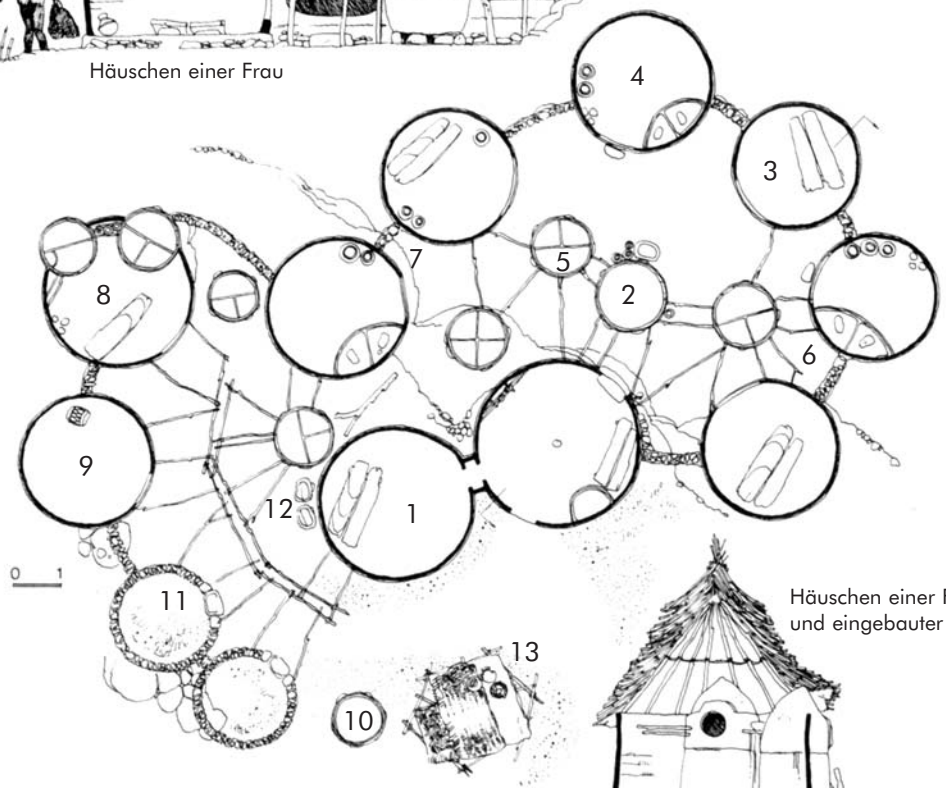
Für die Konstruktion der Wände verwenden die Tchuwok wie die südlicheren Mafa, wechselnde Schichten aus Lehm und aus Stein. Für die Dächer verwenden sie auch Hirsestängel (vgl. ebd., S. 58).

Bei den Mineo und den Zulgo

„Bei ihnen finden sich ebenfalls Ähnlichkeiten mit der Architektur der Mafa und der Mofu.

Bezüglich der Mofu:

– die Häuschen sind aneinander gereiht und miteinander verbunden;



1	Häuschen des Mannes		
2	Speicher des Mannes		
3	Häuschen der 1. Frau		
4	Küche der 1. Frau		
5	Speicher der 1. Frau		
6	2. Frau	10	Speicher
7	3. Frau	11	Schafstall
8	weggegangene Frau	12	Tränke
9	Gästehäuschen	13	Schutzdach

Abb. II.29
Gehöft der Uldeme: Anblick - Grundriss - Schnitte; Chef des Viertels. Quelle: Seignobos 1982, S. 60

– die Durchmesser der Einheiten sind unterschiedlich groß;
– der Eindruck der Küchen und die ‚Zyklopenhaftigkeit' der Speicher.

Bezüglich der Mafa:

– das System der *npapaye* wurde übernommen, jedoch ohne Gewölbe aus Lehm; es wird nur ein zyklopenhafter Speicher vom Typ Mofu darin beherbergt.
– Ihre Verwandtschaft mit den weiter nördlich angesiedelten Bergbewohnern zeigt sich durch das Vorhandensein mehrerer Schlafzimmer im Wechsel mit Küchen und dem Profil des Gehöfts, das zum Hang hinstrebt" (vgl. Seignobos, 1982, S. 58).

Bei den Mada

„Das Merkmal der Vielzahl mit Küchen wechselnder Schlafzimmer" und des zum Hang strebenden Profils ist hier noch stärker ausgeprägt; „die Speicher haben eine Ähnlichkeit mit denen der Mofu, sind aber immer paarweise auf die Räume verteilt und mit einer Zwischendecke gefasst, ungefähr wie bei den Mafa. Eine Folge von Schlafzimmern und Küchen ohne Sockel umgeben einen zentralen Speicher, den des Mannes; in diesen Bereich, der immer auf etwas tieferem Niveau liegt, führen Durchgangshäuschen. Die Verkleidung aus Hirsestängeln ist wie bei den Podokwo angefertigt" (vgl. ebd., S. 58).

„Ein architektonisches Detail ist charakteristisch für die Mada, die außerhalb des Gehöfts diesem ein [...] Gebäude aus Holz hinzufügen, um dort Tonwaren zu lagern" (ebd.).

Bei den Uldeme

Die Gehöfte ähneln denen der Podokwo, folgende Unterschiede lassen sich feststellen:

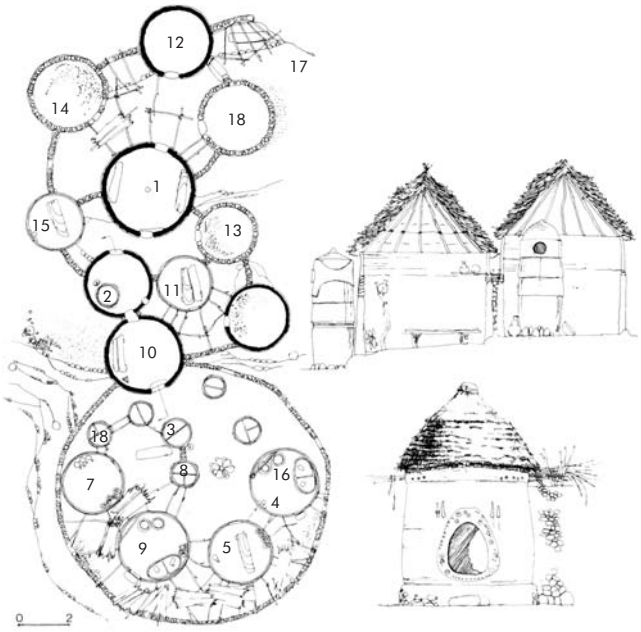
– „Die einzelnen Elemente haben geringere Dimensionen;
– die herausgehobene Position des Speichers des Mannes;
– das Vorhandensein von Speichern, die in die Mauern eingearbeitet sind und eine Öffnung nach außen aufweisen" (ebd., S. 58).

II.2.2.1.5. Die Wohnstätten der Podokwo und der Muktele

Die Podokwo und die Muktele haben eine andere Art der *Raumaufteilung* als die Mafa und die Mofu: Es findet sich hier kein Segment aneinander gereihter, kommunizierender Räume, sondern vielmehr eine „Folge aneinander gereihter Vorräume" (vgl. Seignobos 1982, S. 46).

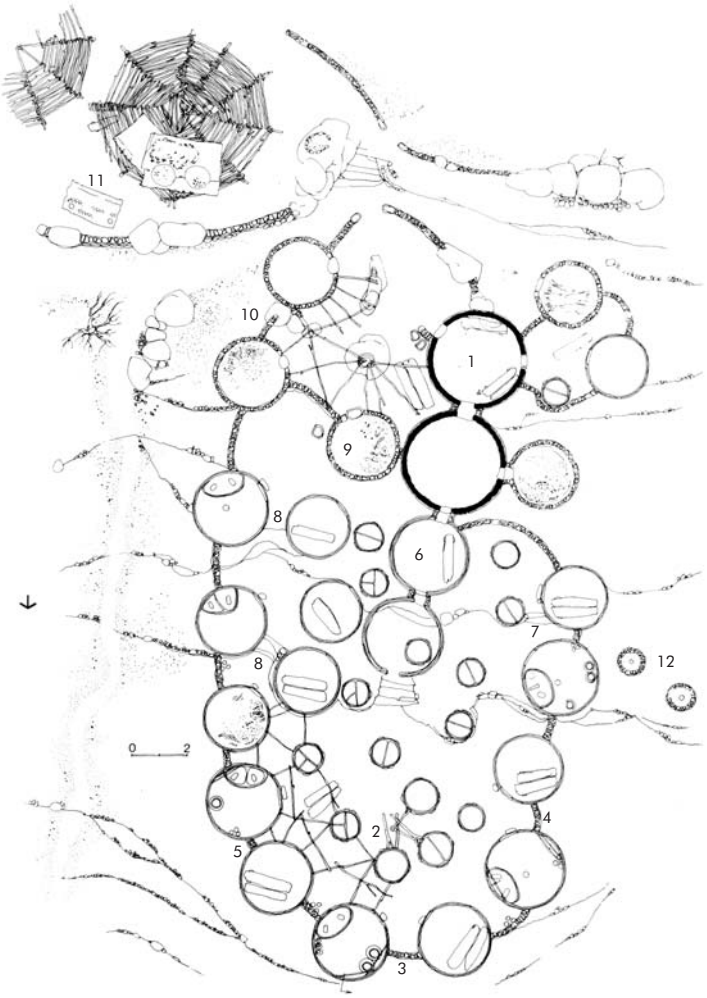
Die Speicher

Es gibt keinen Speicher-Raum, sondern eher einen Bereich für die Speicher; die Speicher haben die Form „geringelter Spindeln", und oben sind sie mit einer „Kappe aus Hirse-stängeln" bedeckt, die sich mit der Kuppel des Speichers verbindet. Sie sind außerordentlich hoch (bis zu 4 m), dies gilt für beide „benachbarten" Völker. Im Labyrinth der Häuschen können sich noch andere „Speicher geringerer Größe finden, bis hin zu einfachen, abgestumpften Tongefäßen, die Samen enthalten" (ebd., S. 46).



1 Häuschen des Mannes (Vorraum)
2 Hirse des Mannes
3 Speicher des Mannes
4 Küche der 1. Frau
5 Häuschen der 1. Frau
6 Speicher 1. Frau
7 Häuschen 2. Frau
8 Speicher 2. Frau
9 Küche 2. Frau
10 Bruder
11 Tante
12 Gäste
13 Schafstall
14 Kuhstall (Kammer)
15 Schlafbank
16 Mühlen
17 Eingang
18 Mehrzweckraum

Abb. II.30
Gehöft der Podokwo: Grundriss - Schnitt - Ansicht des Häuschens (Massiv von Udjila). Quelle: Seignobos 1982, S. 46



1 Häuschen des Mannes
2 Speicher
3 Häuschen der 1. Frau
4 2. Frau
5 3. Frau
6 Kinder
7 Frau des Sohnes
8 Tochter
9 Schafstall
10 Stallungen
11 Trockenplatz
12 Grab

Abb. II.31
Gehöft der Muktele: Grundriss (Massiv von Malika). Quelle: Seignobos 1982, S. 47

Abb. II.32
Dorf der Muktele. Quelle: Seignobos 1982, S. 47

Die Räume der Frauen und die Küchen

„Sie umgeben den Bereich der Speicher, und ihre Mauern sind auf Sockeln“ von durchschnittlich 20 cm Höhe errichtet. „Die Mauern sind gewölbt und erweitern sich nach oben leicht in Form eines Kelches“; dort liegt dann die Dachkonstruktion auf (ebd.).

Die Gebäudeöffnungen

– „Die des Schlafraumes ist zum Speicher der Frau hin gerichtet“.
– Die der Küche „ist dem Speicher abgewandt“ (ebd.).

Das Ensemble von Schlafräumen und Speichern der Frauen ist „von einer Mauer aus Stein umschlossen“, und im äußeren Bereich sind die Häuschen durch „eine Steinmauer miteinander verbunden“, welche das gesamte Gehöft einschließt. „Die Zwischenräume zwischen Speichern und Schlafräumen sind von einem Lattenwerk überdeckt, welches Pakete von Reisigbündeln trägt, so dass ein gedämpftes Licht durchdringen kann und gleichzeitig der Hof schattig bleibt. Das Lattenwerk dient ebenso zum Schutz vor einer Abtragung der Mauern durch das Regenwasser und stellt weiterhin einen Vorrat an Brennmaterial dar“ (ebd., S. 46).

II.2.2.1.6. Die Wohnstätten der Vame Breme – der Kirdi von Mora

Ihre Architektur stellt eine von der der Bergbewohner durchaus unterschiedliche Kategorie dar, und es gibt kaum eine „Kontinuität zu den Wohneinheiten ihrer Nachbarn“ (vgl. Seignobos 1982, S. 62). Sie umfassen die nördlichsten Ausläufer der Mandara-Berge.

Charakteristika

– „Die Gehöfte sind in ihrer Anlage an der Neigung des Hangs ausgerichtet“.
– „Die Speicher sind im unteren Teil in einem bestimmten Bereich zerstreut“.
– „Die Wohneinheiten sind sehr unterschiedlich von denen der benachbarten Podokwo“ (ebd.).

Die Küchen

– „Sie sind auf Sockeln errichtet und halbkreisförmig weit geöffnet.“
– In der Küche sind „zum Mahlstein hin die Krüge zum Bierbrauen eingefasst“ (ebd.).

Die Speicher

– Sie bestehen aus „gewaltigen Tonkrügen mit leicht konkaven Wänden und weitem Hals“.
– Der Zugang zum Speicher erfolgt über „einen Weg aus Planken, der auf Querstangen gebaut ist, die wiederum auf den Schultern der Speicher und den Mauern aufliegen [....]“.
– Damit besteht eine Nähe zu den Bewohnern der Tiefebenen (vgl. ebd.).

Die Konstruktion

– Sie besteht hauptsächlich aus „Naturstein, eine Ausnahme bilden die Schlafräume“;
– „Die Durchgangszimmer sind aneinander gereiht, aber mit Schilf (*paille*) gedeckt“ (ebd.).

Abb. II.33
Gehöft der Kirdi Mora - in einem Hirsefeld Regenzeit (Mora). Quelle: L. Marthaler, 1999

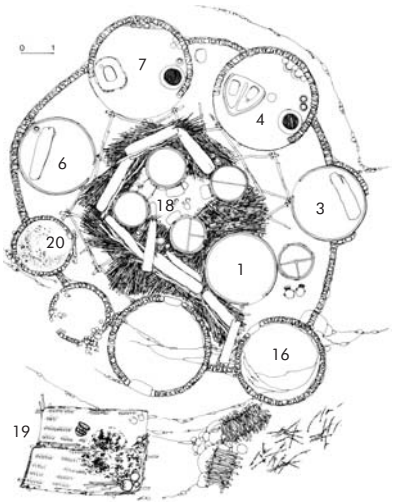


Abb. II.34
Gehöft der Kirdi Mora - Grundriss (Dime).
Quelle: Seignobos 1982, S. 63

1 Häuschen des Mannes
2 Speicher des Mannes
3 Häuschen der 1. Frau
4 Küche der 1. Frau
5 Speicher der 1. Frau
6 Häuschen der 2. Frau
7 Küche der 2. Frau
8 Speicher der 2. Frau
9 Häuschen einer verstorbene Frau
10 Häuschen einer weggegangenen Frau
11 Sohn
12 Vorraum
13 Opferstätte
14 Lager für Gefäße
15 Scheune
16 Kuhstall (Kammer)
17 Mehrzweckraum
18 Empfangsplatz
19 Trockenstelle
20 Schafstall
21 Wohnraum
22 Stall
23 Kochstelle
24 Misthaufen
25 Reliquienstein

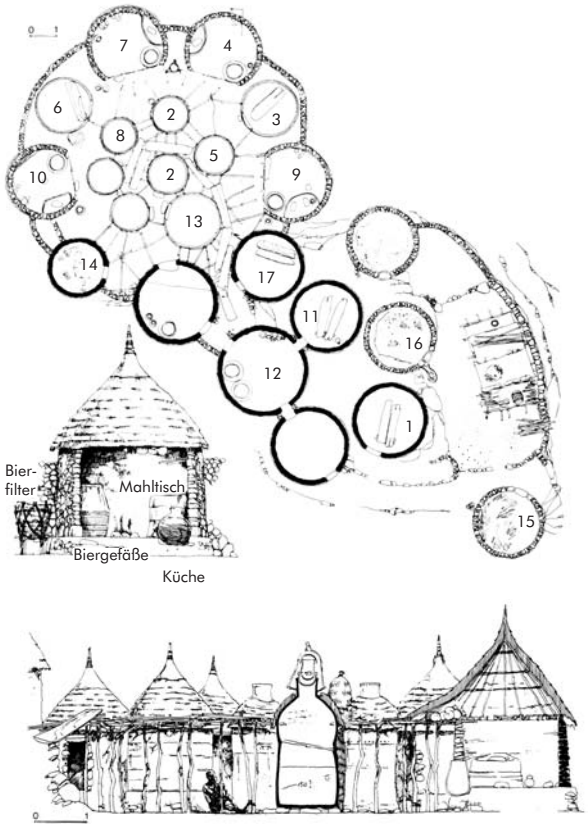


Abb. II.35
Gehöft eines *Chefs* der Vame: Grundriss - Schnitt. Quelle: Seignobos 1982, S. 63

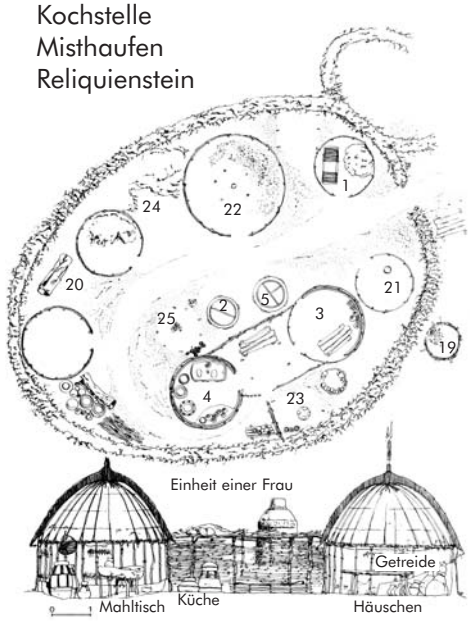


Abb. II.36
Gehöft der Gelebda: Grundriss - Schnitt.
Quelle: Seignobos 1982, S. 64

II.2.2.1.7. Die Wohnstätten der Gelebda

Sie siedeln bis hin zum Massiv von Pulka (Nigeria), an der nordwestlichen Spitze der Mandara-Berge und unterscheiden sich deutlich von den anderen Bergvölkern. „Sie haben sich im Bereich flacher Hänge niedergelassen, die als Terrassen gestaltet worden sind. Sie schützen sich hinter Umfriedungen aus dem stacheligen Geäst des Brustbeerenbaums und Hecken aus *Euphorbia Desmondi*. Das Dorf wacht über ein Tal, das sich zur Ebene hin öffnet; es ist schachbrettartig von Hecken aus *Commiphora Africana* aufgeteilt, welche bis zur Mündung des Tals in die Ebene reichen; sie erfüllten einen dreifachen Zweck als Schutz für die Felder, als Führung fürs Vieh und als Hindernis für die Reitervölker der Ebene“ (Seignobos 1982, S. 64).

Das Gehöft
Es ist kreisförmig angelegt. „Das Häuschen des Mannes steht an der Öffnung des Kreises, zur Linken des Eingangs; es folgen Häuschen von unregelmäßiger Größe, die dem Vieh vorbehalten sind. Es folgt oder es folgen die Wohneinheiten der Frauen. Ein Empfangshäuschen schließt den Kreis zur Rechten des Eingangs“ (ebd., S. 65).

Die Wohneinheit der Frau
Jede Frau verfügt – wie bei den Völkern der Tiefebene – über ein Ensemble von zwei Häuschen: Es sind ein Schlafzimmer und eine Küche, „die mittels eines Schutzdaches aus horizontal angeordneten Hirsestängeln miteinander verbunden sind. Die Einheiten sind geduckt, und man muss sich beugen, um hinein zu gelangen“ (ebd.).

Die Konstruktion
Die Oberfläche der Hauswände besteht an der Grundmauer aus Lehm, der von außen mit *secco* verkleidet wird; „[...] Die Dächer bestehen aus einem Gerippe aus biegsamen Stangen, die am unteren Ende gespalten sind; sie klemmen auf einem Tragholz, das zuvor auf dem Boden solide zur Montage zusammengefügt worden ist. Schließlich wird dieser mit den anderen Teilen des Daches auf gegabelten Stangen nach oben gehoben. An der Spitze kreuzt sich das Gestänge und wird nach innen gebogen, so dass das Dach eine gewölbte Form erhält. Ein Kegel aus bearbeitetem Holz wird in der Mitte befestigt. Die Ziegenställe sind klein und kärglich, die Viehställe jedoch sind weitläufige Einheiten ähnlich denen der Choa-Araber [...]. Die Speicher sind auf Steine gesetzt und sind vom Typ der Ton-Krüge [...]. Außen finden sich Trockenvorrichtungen aus Korbgeflecht auf Holzrahmen; sie sind vom Boden durch Steine isoliert“ (ebd.).

II.2.2.2. Die Wohnstätten der Mandara-Hochebenen

Lokale Zuordnung

Die Bevölkerungsdichte ist hier wesentlich geringer als in den Bergen und den Tiefebenen; „sie beträgt ca. 25 – 30 Einwohner je km²“ (vgl. Seignobos 1982, S. 98); die Hochebenen finden sich sowohl in der Provinz *Extrême Nord* als auch der Provinz *Nord*.

Die zentralen und vor allem südlichen Teile der Mandara-Berge waren von jenen bewohnt, die sich „während des ‚hundertjährigen Krieges‘ gegen die Fulbe aus den Tiefebenen zurückgezogen haben“ (vgl. ebd., S. 100). Diese Gruppen haben sich zum Teil „hinter schützenden Vorsprüngen niedergelassen oder wohnen hingedrängt unterhalb steiler Abhänge“ (ebd., S. 98); aber, im Gegensatz zu den Bergbewohnern, haben sie viel seltener die Hänge selbst besiedelt. Sie haben sich mehr den flachen Zonen zugewandt, die ihnen hauptsächlich ihr Auskommen bieten. „Heutzutage lebt die Mehrheit von ihnen weiter abwärts der Hänge und ihre Wohnstätten sind häufig von kleineren Ansiedlungen umgeben“ (ebd., S. 98).

Siedlungsstruktur – Allgemeines

Das Dorf

Im Gegensatz zur Anlage bei den Bergbewohnern liegen hier die Gehöfte gruppiert in Vierteln, die nach strategischen Gesichtspunkten verteilt sind: Sie sind „[...] zwischen Felsblöcken verschanzt oder auf die Vorsprünge der Hochebenen oder Hochtäler gesetzt“ (ebd., S. 98). Die Häuschen des Mannes, und die Altäre sind „immer auf die alten Wohnorte hin orientiert. Diese bleiben Bezugspunkt zur Ausrichtung des Gehöfts und sind immer noch, wie bei den Bergbewohnern“ (ebd., S. 99).

In den Dörfern sind zwischen den gruppierten Wohnvierteln Gassen und Wege angelegt. Ein Friedhof befindet sich am Rande des Dorfes; diese Anordnung unterscheidet sich deutlich von der Dorfstruktur in den Bergen, wenngleich die Architektur eine Nähe zu diesen aufweist (vgl. ebd., S. 105).

Das Gehöft – Allgemeines

Für alle Grundrisse gilt hier, dass der im Relief höher gelegene Teil des Gehöfts dem Bereich des Mannes zugeordnet ist: – seinem Schlafraum,
– den kultischen Bauten,
– den Hirsespeichern (vgl. ebd.).

Der Bereich der Frau(en) ist „immer tiefer gelegen“, und der des Mannes „zeichnet sich weiterhin durch seine Distanz zu dem der Frauen aus“; „die Bauten zu Opferzwecken sind „besonders gearbeitet und in großer Zahl vorhanden“ (ebd., S. 99).

„Der Eingang zum Gehöft befindet sich gewöhnlich auf der Seite; er wird immer vom Schlafraum des Mannes, häufig auch der ersten Frau umrahmt. Es ist immer auch ein Häuschen mit zwei Öffnungen vorhanden, das in der Nähe des Gehöfts, aber doch losgelöst von diesem errichtet ist“ (ebd., S. 99).

„Auch wenn sich die Gestalt der Einheiten teilweise sehr unterschiedlich präsentiert, gibt es doch einige Charakteristika, die allen Bewohnern der Hochebenen in den Mandara-Bergen zu eigen sind“ (ebd., S. 100):

Die Speicher – Allgemeines

– „ihre Vielzahl und Vielfalt in Form und Volumen, die jeweils besondere Verwendung und die Vielfalt der eingesetzten Materialien;
– sie haben eine etwas geringere Größe als die Speicher der Bergbewohner, selten umbaut und besonders nur einem einzigen Produkt zugeordnet.

Das Brauhaus für das Hirsebier ist sehr verbreitet. Einen Stall für ein eingeschlossenes Rind gibt es hier praktisch nicht, mit Ausnahme der Daba und den Völkern, die den Bergbewohnern am nächsten sind. Statt dessen findet sich meist ein Ziegenstall, der außerhalb aus Knüppeln gebaut wird. Am Eingang des Gehöfts befindet sich der Webstuhl des Mannes, der von einem Schutzdach überdeckt ist“ (ebd., S. 100).

Baumaterialien

– Die Verwendung von Lehm und Schilfstroh (*paille*) ist hier stärker entwickelt als in den Bergen. Stein ist hier eher ein sekundärer Baustoff.
– Der Einsatz von Korbwaren ist weit entwickelt, sie dienen zur „Verkleidung der Dachspitzen, zur Herstellung von Schutzdächern und sie werden zum Schutz der Hausmauern und der Speicher während der Regenzeit aufgestellt; geflochtene Glocken bedecken die Öffnungen der Speicher“ (ebd., S. 100).

Die Dächer

– sind „weniger schlank als die der Bergbewohner“ (ebd.);
– sind vollständig aus Schilfstroh (*paille*) gefertigt und bestehen aus spiralförmigen Geflechten dicker Halme wie bei den Bewohnern der Tiefebenen (z.B. Tupur und Massa); diese dienen als Gerüst für die kegelförmig angeordneten *secco*-Matten;
– sind zum Umzug transportabel (vgl. ebd.).

Die Dekorationen

– sind häufiger zu finden als bei den Bergbewohnern;
– weisen vielfältigere Motive auf (vgl. ebd.).
– Vielfach werden „Farben eingesetzt zum Schmuck der Türpfosten und -stürze mit geometrischen Figuren, Schnitzwerk und Einsätzen“ (ebd.).
– „Glasierungen und Lackierungen werden bei bestimmten Völkern häufig verwendet: an den Untergestellen der Mahlsteinen, den Tonwaren, Bänken und Wänden, manche Völker gestalten Mosaike;
– Firstelemente aus Ton finden sich an den Spitzen der Dächer“ (ebd.).

Die Architektur ist in ihren Dimensionen und „Volumen weniger harmonisch“ (ebd.) als bei den Bergbewohnern.

1 Häuschen des Mannes
2 Häuschen der Frau
3 Sohn
4 Küche
5 Schafstall
6 Stier
7 Futtertrog
8 Biergefäß
9 Mahltisch für Hirse

1 Speicher
2 Schlafbank
3 Lager für Biergefäße

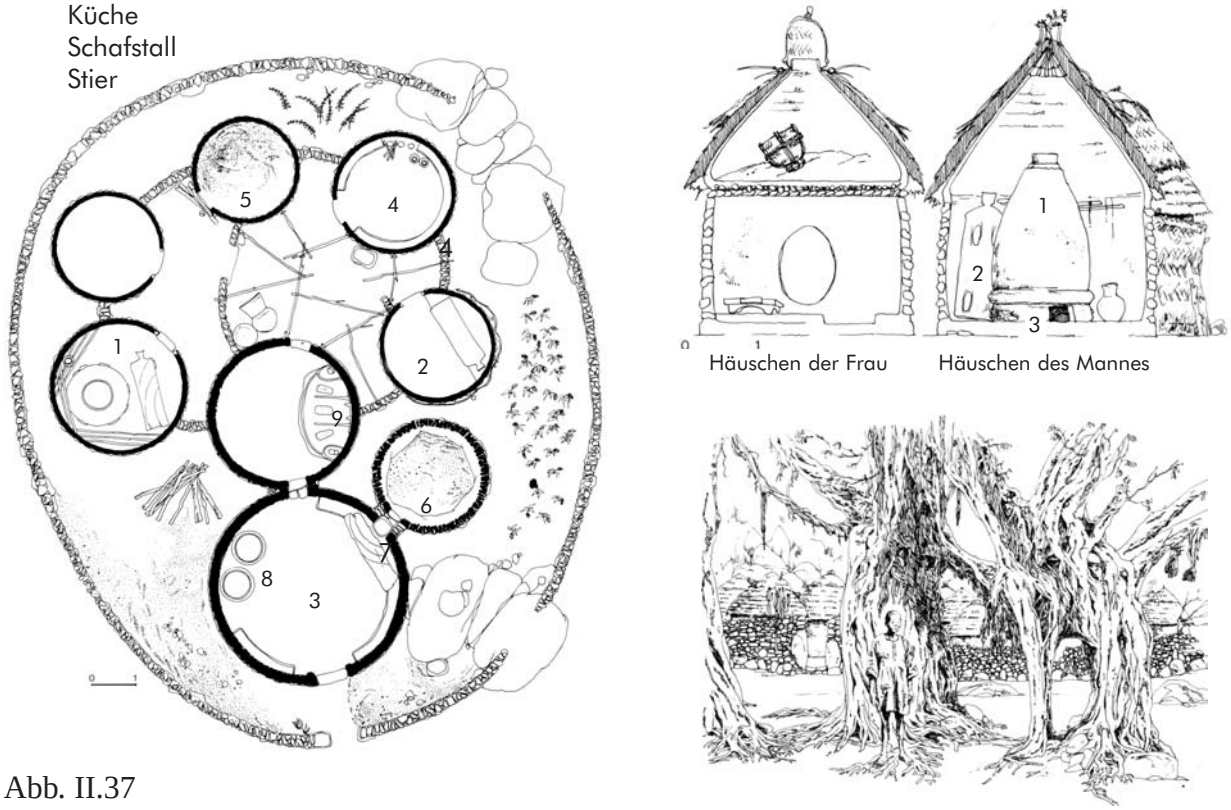


Abb. II.37
Gehöft der Mabas: Ansicht - Grundriss - Schnitt der Häuschen (Viertel von Bago).
Quelle: Seignobos 1982, S. 102

1 Häuschen des Mannes
2 Häuschen der 1. Frau
3 Häuschen mit Speicher
4 Häuschen der 2. Frau
5 Brau-Stelle
6 Trockenstelle
7 Schafstall mit Hochspeicher

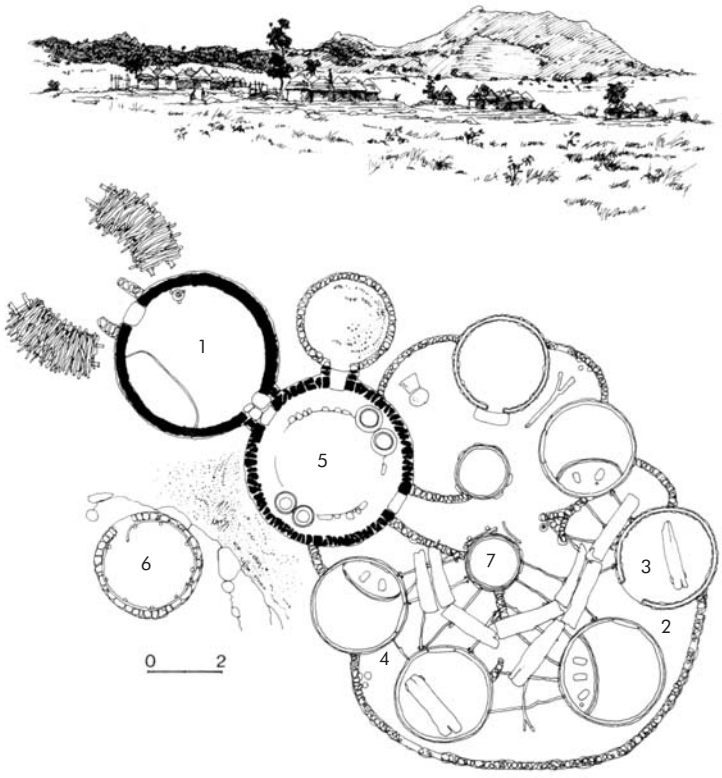


Abb. II.38
Gehöft der Wula: Ansicht - Grundriss (Karantchi). Quelle: Seignobos 1982, S. 103

II.2.2.2.1. Die Wohnstätten der Maba

Diese Völker sind zwischen den Mafa (Bergbewohner) und den Kapsiki angesiedelt. Auch ihre Architektur spiegelt die Position zwischen Bergbewohnern und den Bewohnern der Hochebenen wieder (vgl. Seignobos 1982, S. 101).

Der Grundriss

– „Das Eingangs-Häuschen mündet in den Rinderstall; in diesem Vorraum sind auch die Krüge für das Hirsebier;
– das folgende Häuschen ist mit dem Ziegenstall verbunden; es dient als Sattelkammer und öffnet sich auf einen kleinen Hof hin
– dieser kleine Hof ist das Herzstück des Gehöfts, und hier wird ein Teil der Opfer vollzogen;
– andere Einheiten des Habitat gruppieren sich um den Hof“ (ebd., S. 101).

Der Bereich des Mannes

– Er besteht aus einem „gewölbten Häuschen mit einem Speicher in seinem Inneren, der aber – im Gegensatz zu den Mafa – nicht mit einer Zwischendecke gefasst ist;
– aus einer Küche zur Zubereitung von Opfergaben;
– er ist von den anderen Bereichen durch eine Steinmauer abgetrennt“ (ebd., S. 101).

Der Bereich der Frau(en)

– Er „[...] bildet die Fortsetzung des Habitat;
– die Einheiten bestehen aus Ringen von Schlaf-Häuschen und Küchen im Wechsel“ (ebd.).

Die Konstruktion

„Im oberen Teil jedes Häuschens (auf dem ‚Dachboden‘) befindet sich ein Speicher, der sich an der Spitze in Form eines Flaschenhalses verjüngt“ (ebd.). Die Häuschen sind auf „einen wenig hohen Sockel gebaut“ (ebd.); sie sind mit „einem Durchmesser von 2,5 m eher klein“ (ebd.), [...] „die Gebäudeöffnungen sind eng“ (ebd.). [...] „Die Zwischendecke, die die Kuppel aus Lehm trägt – wie bei den Mafa – ist hier sehr einfach: zwei miteinander verbundene Balken, die den Durchmesser queren, tragen ein Lattengestell, das mit Trägern aus Ton erhöht wurde. Das Belüftungssystem der Mauern entspricht dem der Mafa“ (ebd., S. 101/103). „Die Öffnung des Speicher nach außen wird durch einen Kranz aus stacheligem Gehölz geschützt; die Spitze der Dächer ist ebenfalls mit Zweigen der *Gardenia erubescens* bewehrt, um so Räuber abzuhalten“ (ebd., S. 103).

II.2.2.2.2. Die Wohnstätten der Wula

Sie sind die Nachbarn der Mabas. Die Wohn-Einheiten bestehen ebenfalls aus zweigeschossigen Häuschen mit einem Schlafraum im unteren und dem Speicher im oberen

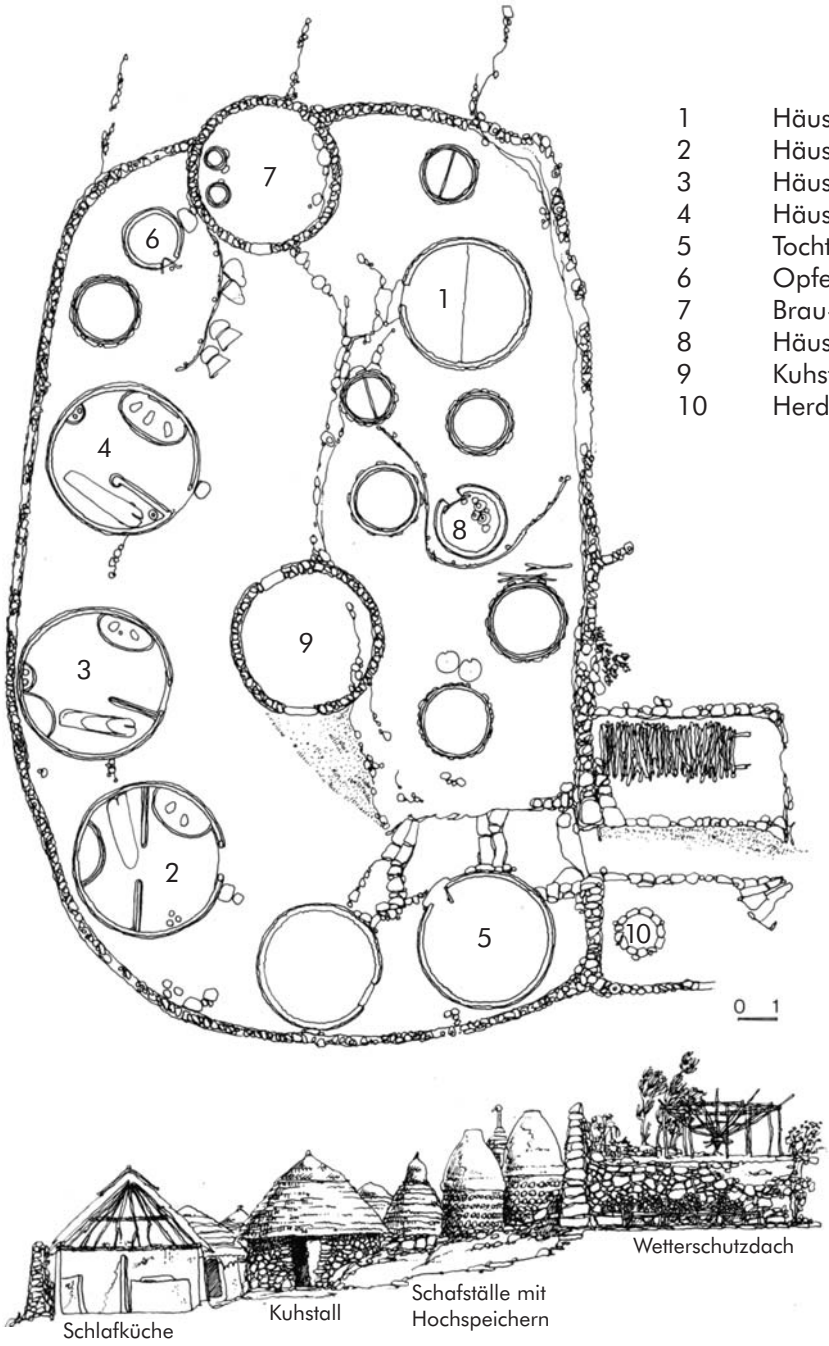


Abb. II.39
Gehöft der Kortchi: Grundriss - Ansicht (Tsudok). Quelle: Seignobos 1982, S. 104

Abb. II.40
Dorf der Kapsiki (Rumsiki). Quelle: Seignobos 1982, S. 107

Teil; zu diesem besteht „[...] ein Zugang von außen über einen ‚Flaschenhals'. Die Häuschen und freistehende Speicher sind miteinander durch Träger verbunden, welche einen Weg aus Planken tragen – genau wie bei den Vame-Breme; dies ist auch teilweise bei den Kapsiki zu finden. [...] Die Lehmoberflächen der Häuschen weisen unterschiedlich starke Wölbungen auf; die Umrisse der Häuschen sind weniger hoch, weniger kegelförmig und eher gedrungen. Die Mauern aus Stein und Lehm-Mörtel enden wie bei den Mafa [...] mit einer durchbrochenen Schicht, auf der gesäuberte Zweige ruhen, die wiederum von einer Schicht Planken bedeckt sind. Geschützt wird das Dach auf dieselbe Weise mit Mänteln aus Schichten von Schilfstroh, die um den ‚Flaschenhals' herum verstärkt werden durch einen Ring aus Weidengeflecht oder durch abnehmbare Glocken aus Geflecht, die den Einstieg während der Regenzeit verstopfen" (Seignobos 1982, S. 103).

II.2.2.2.3. Die Wohnstätten der Kortchi

Sie bewohnen ein „etwas bergigeres Gebiet als die Kapsiki" (Seignobos 1982, S. 103) und siedeln damit in einem Übergangsbereich. Vom Grundriss her „erinnert ihr Habitat an den der Kapsiki-Gehöfte" (ebd.); das Gehöft beginnt im Eingangsbereich mit einem Hof, der sich in den Berg einfügt. Es ist von einer Steinmauer umschlossen, die im Bereich des Eingangs sehr hoch sind und sich im weiteren Umfang verringern" (ebd.). Im Gegensatz zu den Kapsiki „ist der Raum des Mannes ein Bestandteil des Gesamt-Grundrisses" (ebd. S. 104), und ein weiterer Unterschied besteht in der hier wenig ebenmäßigen Umfriedung.

Der Bereich des Mannes
Er umfasst „[...] den Ziegenstall, das Brau-Häuschen, die Hirse-Speicher und das Schlaf-zimmer; diese dominieren über den Bereich der Frauen und sind oft durch eine Scheidemauer abgeschnitten" (ebd.).

Die Konstruktion
„Die Mauern werden wie bei den südlichen Mafa errichtet, mit wechselnden Schichten aus Lehm und Stein. Die flaschenartigen Speicher entsprechen dem Hina-Typ, ebenso die zahlreichen Altar-Häuschen; Dachspitzen aus Tonware mit langen Hälsen finden sich auf dem Schlaf-Häuschen des Mannes und dem Opfer-Häuschen" (ebd.).

II.2.2.2.4. Die Wohnstätten der Kapsiki

Besonderheiten
- Die Gehöfte sind nicht zerstreut, sie „liegen meist tief in einem abweisenden Gewebe aus Wolfsmilch" (Seignobos 1982, S. 105);
- „die Anordnung der Gehöfte in der Landschaft wurde von einer Gruppe von bestimmten Würdenträgern vorgenommen" (ebd.);

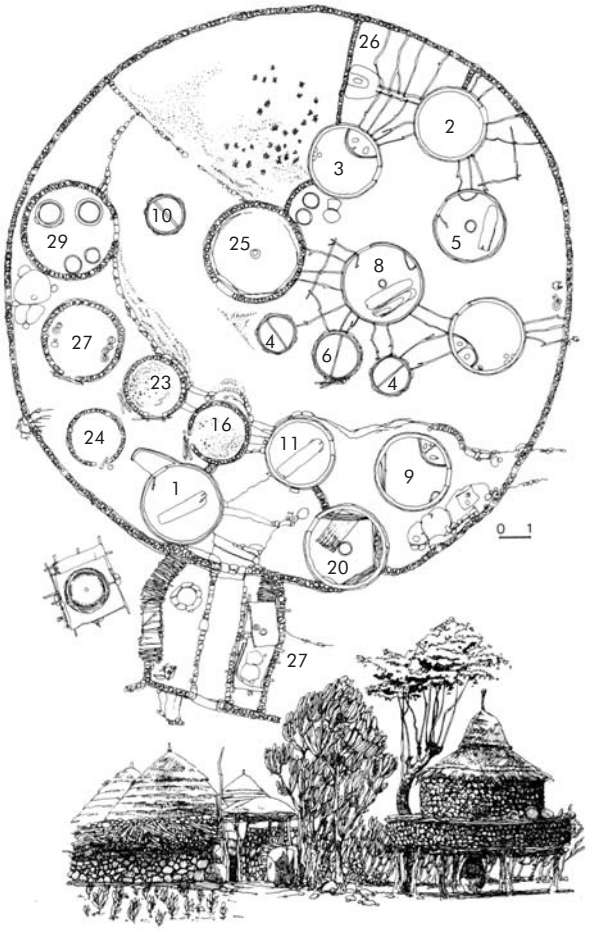


Abb. II.41
Gehöft der Kapsiki (Sir - Viertel Tlaka).
Quelle: Seignobos 1982, S. 105

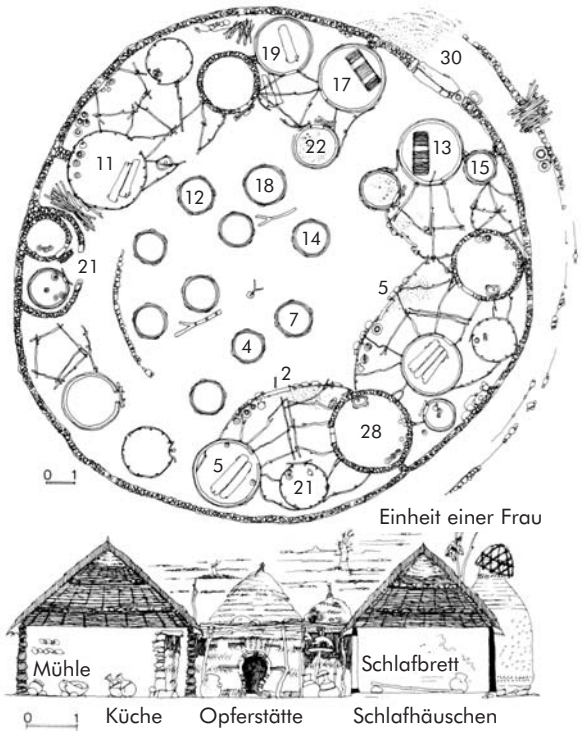
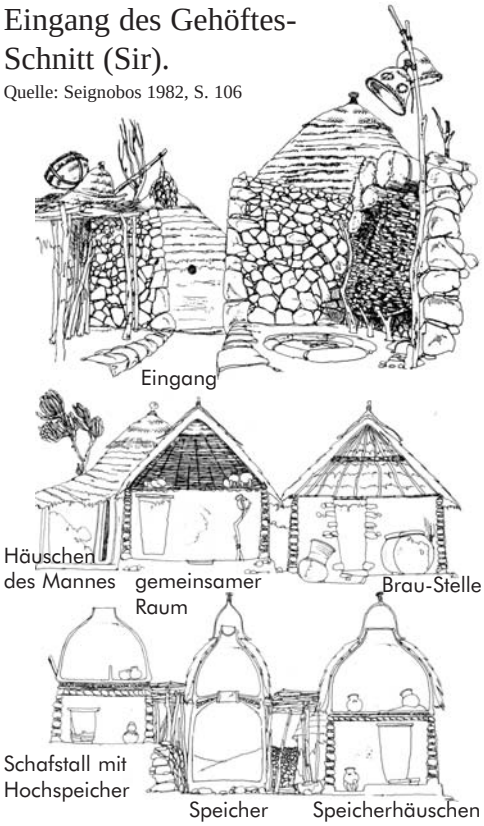


Abb. II.43
Gehöft der Daba: Grundriss - Schnitt (Massapay).
Quelle: Seignobos 1982, S. 111

Abb. II.42
Eingang des Gehöftes-
Schnitt (Sir).
Quelle: Seignobos 1982, S. 106



1	Häuschen des Mannes
2	Häuschen der 1. Frau
3	Küche der 1. Frau
4	Speicher der 1. Frau
5	Häuschen der 2. Frau
6	Schafstall mit Hochspeicher der 2. Frau
7	Speicher der 2. Frau
8	Häuschen der 3. Frau
9	Küche der 3. Frau
10	Speicher der 3. Frau
11	Mutter
12	Speicher der Mutter
13	1. Sohn
14	Speicher des 1. Sohnes
15	Speicher für Erdnüsse
16	Schafstall mit Hochspeicher für Erdnüsse
17	2. Sohn
18	Speicher des 2. Sohnes
19	Frau des 2. Sohnes
20	gemeinsamer Raum
21	Opferstätte
22	Schafstall
23	Schafstall mit Hochspeicher
24	Hühnerstall
25	Kuhstall
26	Mühle
27	Wolfsmilch
28	Küche
29	Brau-Stelle
30	Eingang

– die Architektur „zeigt vier Formen von Einheiten des Habitat: *Hurek, Dedime, Tame, Murtumbe*“ (ebd.); hier findet sich vielfach die Konstruktion mit Lehmkuppeln (vgl. ebd.).

Hurek
Dieser ist „gewöhnlich dem Mann vorbehalten“ (ebd.), als Lehmkuppel gebaut und kann gleichermaßen einen „Speicher beherbergen“ (ebd.); er bildet eine „Verlängerung der Mauer des Habitat“ (ebd.).

Dedime
Dies ist ein Häuschen mit zwei Geschossen: „es besitzt eine Kuppel mit Öffnung nach oben und eine Zwischendecke. Der untere Teil dient als Küche oder als Schlafzimmer, der obere Teil als Speicher; dieser ist wiederum in vier Bereiche unterteilt: Für die Hirse, die Bohnen, die Kalebassen und die Tonwaren“ (ebd., S. 105).

Tame
Auch hier „ist die Kuppel nach oben hin geöffnet; sie erhebt sich über einen Ziegenstall und besteht aus einem Korbgeflecht das von außen verputzt wurde, seine Dimensionen sind eher bescheiden“ (ebd.).

Murtumbe
„[...] Eine schlankere Lehmkuppel, jedoch nur von der Größe eines flaschenförmigen Speichers. Sie beinhaltet einen Lagerraum für Bierkrüge oder einen Stall für Geflügel“ (ebd.).

Konstruktion der Lehmkuppel
– „Der Spezialist zum Bau der Kuppeln, insbesondere des *hurek*, ist der Schmied“ (ebd., S. 109);
– „der Lehm, der zum Bau verwendet wird, wird anders verarbeitet als bei den Mafa: Er ist durch zusätzliche Beigabe von Stroh leichter, und das Errichten der Kuppel dauert durchschnittlich ein bis zwei Tage“ (ebd.);
– „die Mauern, die die Kuppeln tragen, bestehen aus wechselnden Schichten von Stein und Lehmbetten, die auch außen als Putz dienen“ (ebd.).

„Die Gehöfte der Kapsiki verändern sich“ (ebd.), je weiter man nach Süden hinabsteigt. „Die unregelmäßige Mauer des Eingangsbereiches [...] verschwindet, und die Einheiten bilden selbst eine Außenmauer. [...] Der Hof des Eingangsbereiches [...] ist zunehmend einfacher gestaltet; die Bepflanzungen aus Wolfsmilch werden durch weniger aggressive Arten wie *Jatropha curcas* ersetzt“ (ebd.).

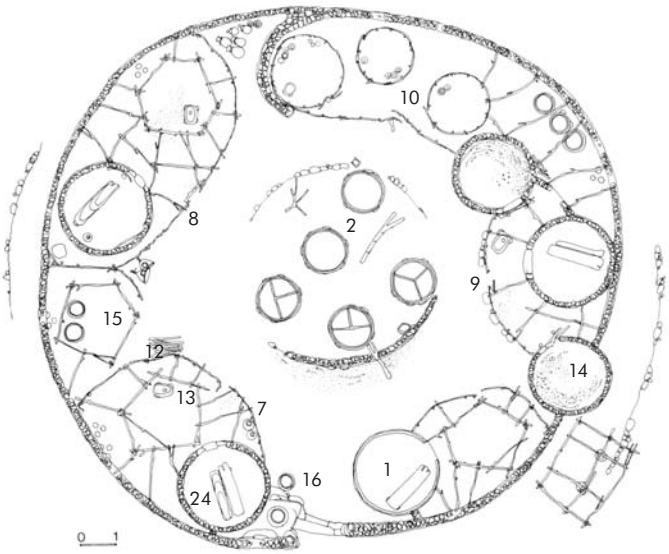
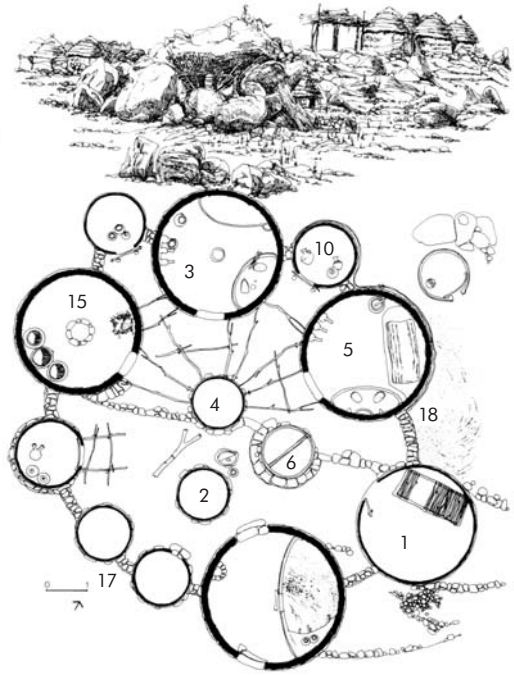


Abb. II.44
Gehöft der Daba: Grundriss (Mandama).
Quelle: Seignobos 1982, S. 113

Abb. II.45
Konstruktion der Speicher (Daba).
Quelle: Seignobos 1982, S. 114



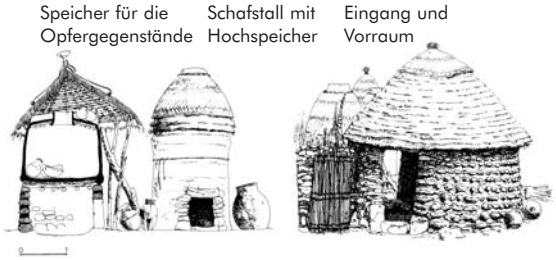


Abb. II.46
Gehöft der Dimeo: Grundriss - Ansicht (Zimbowak). Quelle: Seignobos 1982, S. 109

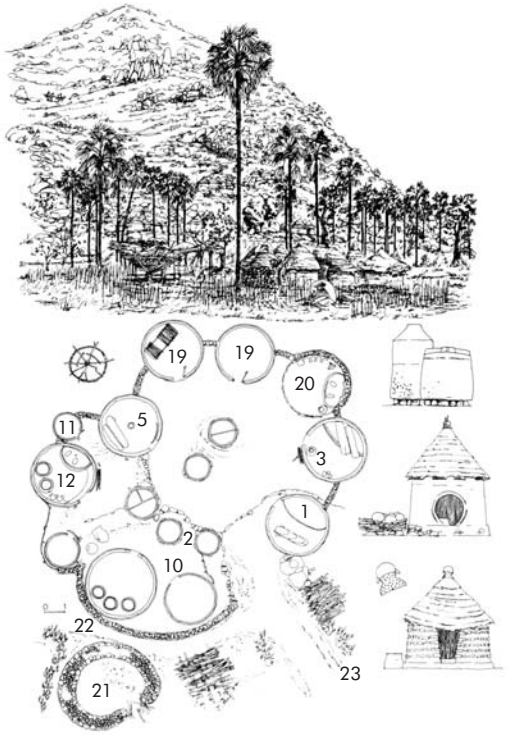


Abb. II.47
Gehöft der Budum: Grundriss des Gehöftes eines Adeligen. Quelle: Seignobos 1982, S. 110

1	Häuschen des Mannes
2	Speicher des Mannes
3	Häuschen der 1. Frau
4	Speicher der 1. Frau
5	Häuschen der 2. Frau
6	Speicher der 2. Frau
7	Einheit der 1. Frau
8	Einheit der 2. Frau
9	Einheit der Mutter
10	Opferstätte
11	Opferstätte der Frau
12	Küche
13	Mühle
14	Schafstall
15	Brau-Stelle
16	Asche
17	Speicher für Erdnüsse
18	Secco zum Schutz der Mauern
19	Sohn
20	Kochstelle
21	Koral
22	Euphorbia Desmondi
23	Adenium obaesum
24	Schlafhäuschen

II.2.2.2.5. Die Wohnstätten der Daba

Das Gehöft

Der Grundriss des Gehöfts ist kreisförmig; „in den ‚hinteren' Bereichen befindet sich eine große Zahl an Altar-Häuschen, die mit dem Alter des Familienoberhaupts sich noch vergrößert. Sie sind für die Frauen aus Weidengeflecht errichtet, für die Männer aus Stein ohne Mörtel [...]" (Seignobos 1982, S. 112).

Die Speicher

- Sie haben die Form „gedrungener Flaschen und sind großflächig dekoriert" (ebd.)
- „bei den Daba, die eher in den Bergen wohnen, gibt der Einsatz von Lehm-‚Würsten' beim Bau des Speichers diesem eine gedrungenere Form [...]" (ebd., S. 114) und der Wand eine stärkere Struktur.

Der Bereich der Frauen

Er besteht aus einem Ensemble aus drei Häuschen: „Aus einer Küche aus Stein (meist ohne Mörtel), ihr gegenüber ein Schlafzimmer aus Weidengeflecht oder [...] Lehm; zwischen beiden befindet sich ein weitläufigeres Häuschen aus *secco*-Matten, das für Opfer bestimmt ist. Ein Schutzdach verbindet die drei Gebäude, und man betritt den Bereich durch einen hufeisenförmigen Eingang im Weidengeflecht, was an den Frauenbereich bei den Guisiga erinnert" (ebd.).

II.2.2.2.6. Die Wohnstätten der Dimeo

Das Gehöft

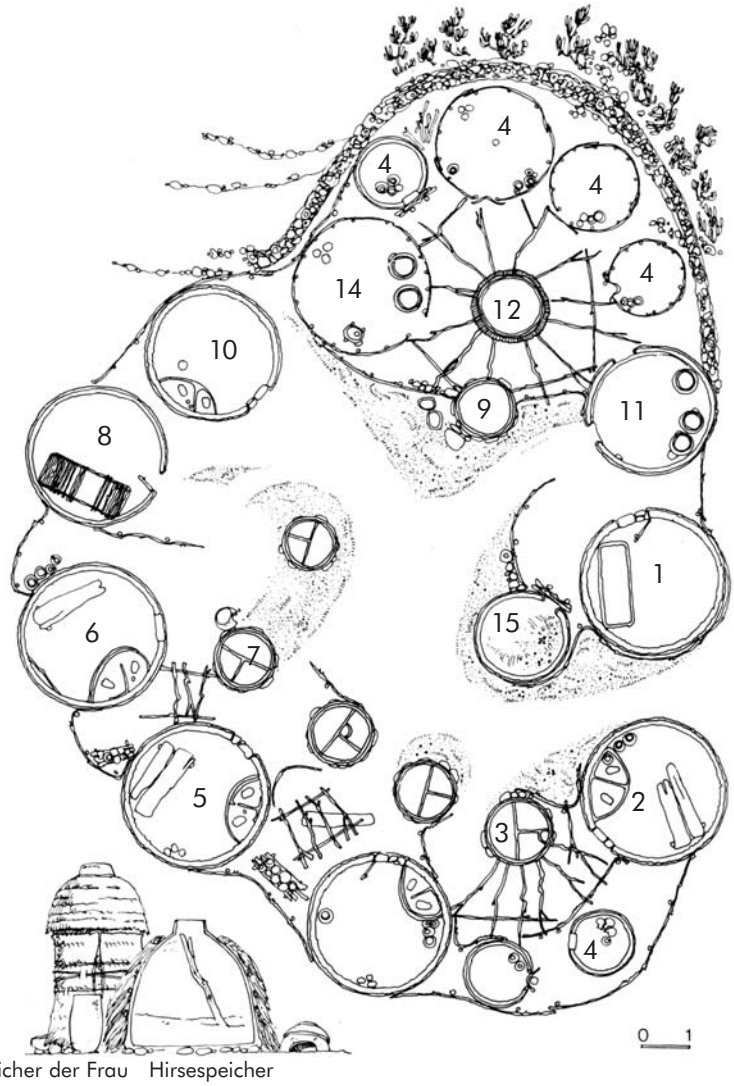
- Der Grundriss des Gehöfts „tendiert zur Kreisform" (Seignobos 1982, S. 109);
- „die Einheiten aus Stein sind mit einer Technik errichtet, die der der Mofu und der Mafa (Süden) entspricht; sie öffnen sich in einem markanten ‚V'" (ebd., S. 109/111);
- „die Speicher haben eine Flaschenform gemäß dem Hina-Typ" (ebd., S. 111);
- „Ein besonderes Gebäude zu kultischen Zwecken erinnert an einen Speicher, dessen Kuppel fehlt; er ist mit einem Dach überdeckt, das von Pfählen getragen wird. [...]
- Andere Häuschen, die für kleinere Opfer bestimmt sind finden sich – für Frauen ebenso wie für die Männer – in großer Zahl zwischen die Wohneinheiten gezwängt" (ebd.).

Der Bereich der Frauen

- „Jede Frau verfügt über einen Schlafraum und eine karge Küche [...];
- die Tonwaren sind denen der Mofu, Mafa und Kapsiki ähnlich" (ebd.).

Der Bereich des Mannes ist hier wie bei den Budum.

1 Häuschen des Mannes
2 Häuschen der 1. Frau
3 Speicher der 1. Frau
4 Opferstätte
5 Häuschen der 2. Frau
6 Häuschen der 3. Frau
7 Speicher der 3. Frau
8 Sohn
9 Speicher des Sohnes
10 Frau des Sohnes
11 Vorraum
12 Hirsespeicher
13 Opferstätte
14 Häuschen für die Vorbereitung des Opfers
15 Schafstall



Speicher der Frau Hirsespeicher

Abb. II.48
Gehöft der Hina: Ansicht - Grundriss - Schnitt der Speicher. Quelle: Seignobos 1982, S. 110

II.2.2.2.7. Die Wohnstätten der Budum

Der Bereich des Mannes
Er ist von den übrigen Bereichen abgekoppelt und durch eine Steinmauer abgetrennt, und er umfasst auch Gebäude zu kultischen Zwecken, eine Küche zur Vorbereitung des Opfers und zum Bierbrauen für diese Anlässe (vgl. Seignobos 1982, S. 111).

Die Speicher
Sie „sind vom selben Typ wie die der Dimeo [...] und der Hina (Flaschenform); [...] die Dachspitzen aus Tonware werden verwendet und erinnern an die der Kortchi“ [...] (ebd.).

II.2.2.2.8. Die Wohnstätten der Hina

Der Habitat der Hina war aufgrund der verstärkten Islamisierung ihrer Region einem großen Wandel unterzogen. Seignobos (1982, S. 112) schreibt: „Seit der Unabhängigkeit ist der Willen zur Islamisierung bei den *Chefferien* von Mayo Ulo, Hina, Musgoy [...] in Nordkamerun am radikalsten ausgeprägt“; daher ist es erforderlich, alte Wohnstätten zu betrachten, um die traditionellen Hina-Gehöfte zu entdecken (vgl. ebd.).

Das Gehöft
„Die Gehöfte werden durch eine doppelte Umfriedung geschützt: einerseits eine Mauer aus Stein, andererseits aus einem Gürtel von Wolfsmilch [...]“ (ebd., S. 112). Es finden sich „kleine Altar-Häuschen, die für die Männer aus Lehm, für die Frauen aus *secco* errichtet sind“ (ebd.). Die Wohneinheiten sind durch Mauern getrennt und stellen so „echte Mini-Gehöfte dar, mit einem Eingangs-Häuschen und teilweise einer Art Küche für Festmähler. Der älteste Sohn einer Familie oder einer Nachkommenschaft kann vier bis fünf solcher kleiner Bauten besitzen“ (ebd.).

Der Speicher
„Die flaschenförmigen Speicher sind auf den Boden gesetzt, in den ‚Schultern‘ gewölbt und an der ‚Taille‘ einwärts gekrümmt“ (ebd., S. 114).

Der Bereich der Frauen
Die Frauen besitzen jeweils „einen Schlafraum mit Küche und einen oder zwei Speicher“ (ebd.).

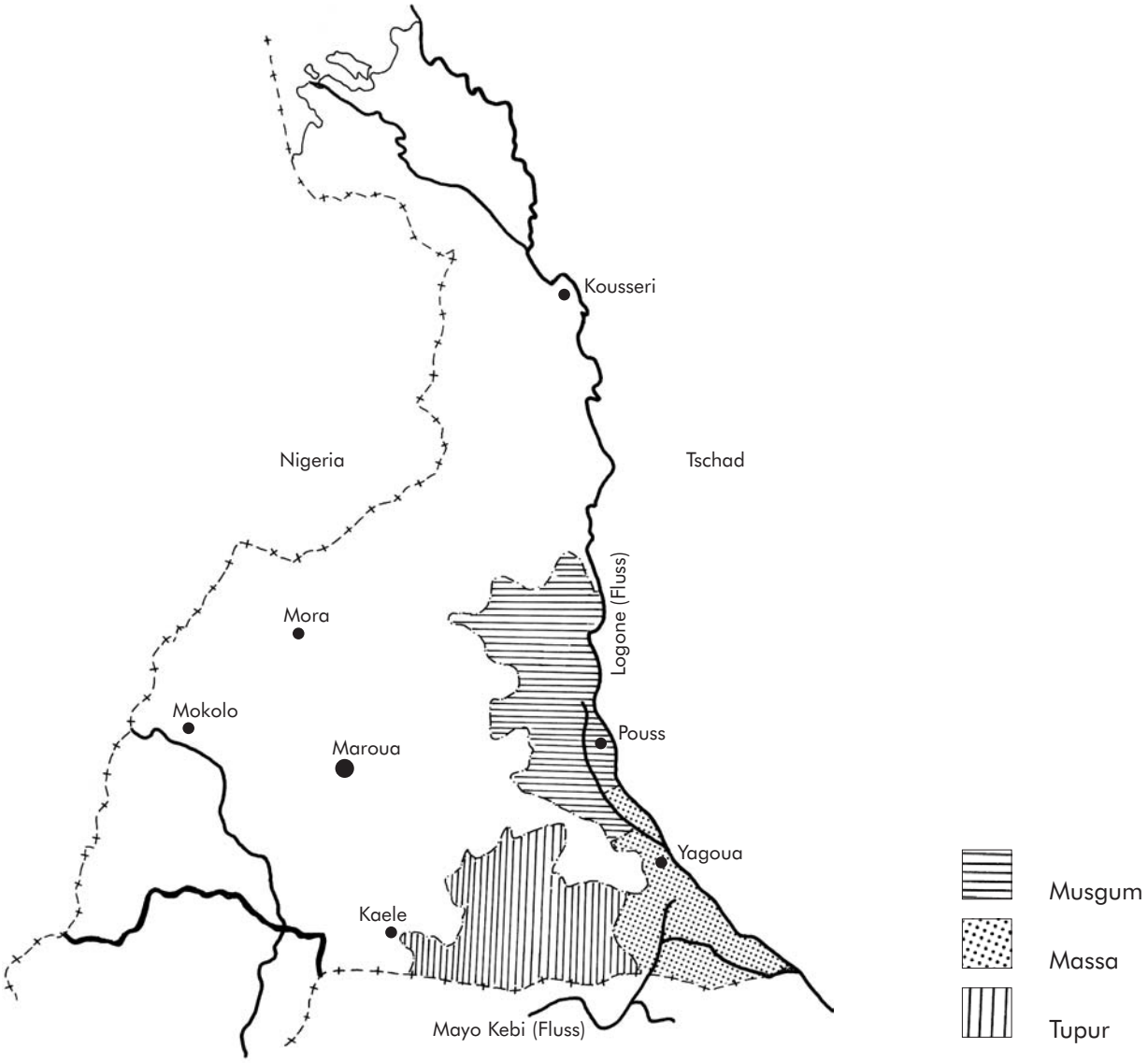


Abb. II.49
Lokale Zuordnung der Ethnien am Ufer des Logone. Quelle: L. Marthaler

Abb. II.50
Dorf der Musgum um 1940. Quelle: L. Marthaler, 1999; Reproduktion nach einem Foto ohne Urheber

II.2.3. Die Uferzonen des Logone

II.2.3.1. Allgemeines

Geografische Besonderheiten
Die Region befindet sich im östlichen Teil der Provinz *Extrême Nord*, im Bereich des Flusses Logone. Die Landschaft verändert sich hier, die Entfernung zu den Mandara-Bergen beträgt ca. 150 km auf dem gleichen Breitengrad. „Es sind stille Tiefebenen, die sich um den Fluss Logone an den sandigen Ufern ausbreiten. Es sind feuchtere Buschlandschaften voller Gräser im Norden, buschigem Dickicht und großen Bäumen im Süden“[...] (vgl. Lembezat 1961, S. 63).

Stammesgruppen
Musgum, Massa, Tupur.

Lokale Zuordnung
Die Musgum besiedeln den Nordteil der Region, auf beiden Seiten des Logone; ihr Gebiet grenzt im Norden an das der Kotoko, im Süden das der Massa und im Westen das der Mandara und der Fulbe.
Die Massa siedeln im Grenzgebiet von Tschad und Kamerun, ebenfalls auf beiden Seiten des Logone, und im Westen sind die Tupur ihre Nachbarn, die sich im südwestlichen Teil der Region angesiedelt haben, und auch sie leben auf dem Gebiet des Tschad und Kameruns.

II.2.4.2. Die Wohnformen – Überblick

Gemeinsamkeiten
- Bei allen Völkern dieser Region weist der Habitat einen kreisförmigen Grundriss auf;
- die Häuschen sind um einen zentralen Hof herum angeordnet, der das soziale und räumliche Zentrum des Gehöfts darstellt;
- entsprechend der räumlichen Ordnung befindet sich das Häuschen des Mannes ebenso wie das des ältesten Sohns am Eingang des Gehöfts;
- das Häuschen der ersten Frau nimmt eine besondere Position ein; meist ist es ›am Ende‹ des Gehöfts, gegenüber des Eingangs errichtet.
- Die Häuschen der anderen Frauen verteilen sich zu beiden Seiten von dem der ersten Frau;
- die Speicher befinden sich im zentralen Hof, die der Frauen liegen näher an ihren Häuschen; sie sind in einer Flaschenform gebaut, auf Pfeilern mit einer Höhe von 50 cm bis 60 cm.
- Der Ziegenstall befindet sich meist ebenfalls im zentralen Hof, aus Gründen der Sicherheit;
- im Gegensatz zu den Bewohnern der Mandara-Berge ist der Habitat hier nicht dauerhaft;

Abb. II.51
Gehöft der Musgum (Pouss).
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. II.52
Häuschen der Musgum: Innenhof.
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. II.53
Häuschen der Musgum: Aussenansicht.
Quelle: L. Marthaler, 1999

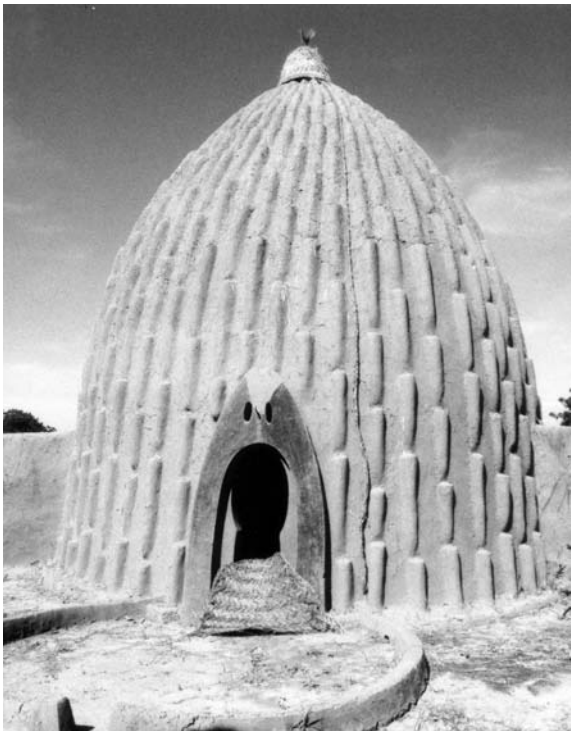


Abb. II.54
Eingang des Häuschens.
Quelle: L. Marthaler, 1999

stirbt der Familienvater wird meist das Gehöft zerstört und ein neuer Wohnort gesucht

Unterschiede
Es gibt bedeutende Unterschiede hinsichtlich der Architektur, bei den drei hier lebenden Bevölkerungsgruppen. Es finden sich granatenförmige Häuser bei den Musgum, Lehmhäuschen mit Schilfdach bei den Massa, Häuschen aus *secco* oder Lehm mit Schilfdach bei den Tupur. Lehm, Schilf und die *secco* werden in dieser Region besonders kunstfertig eingesetzt.

II.2.3.3. Die Wohnstätten der Musgum (*teulek*)

Siedlungsstruktur
Es handelt sich hier um Gruppierungen von Gehöften entlang des Flusslaufs. Diese Gruppierungen bilden die Dörfer. Lembezat berichtet: „Zu Beginn des Jahrhunderts konnte man ‚Musgum-Dörfer' als Gruppen von Häuschen fotografieren, die wie Zuckerhüte nebeneinander standen [...]. Heute gibt es natürlich noch Musgum-Dörfer, manchmal auch in kleinen Gruppen [...], aber die granatenförmigen Häuschen gibt es nur noch als seltene Relikte. Es ist schwierig ein komplettes Gehöft in einem schönen geschlossen Kreis zu finden" (Lembezat 1961, S. 87).
Das Musgum-Häuschen stirbt langsam aus, nachdem es sich über eine ganze Zeit langsam verändert hat:

Das Gehöft (teulek)
Es beschreibt einen Kreis; in der Trockenzeit wurde im Hof auf einer Herdstatt aus Lehm gekocht. Der Speicher befindet sich in der Mitte in „Form einer bauchigen Flasche, manchmal geschmückt mit farbigen, schwarzen und weißen Dreiecken. Auch die Hühnerställe sind aus Lehm, teilweise auch unter dem Speicher angelegt. Es gibt keinen Vorhof am Eingang des *teulek*, auch keine Pforte, sondern einen einfachen Durchgang: Ein Einlass zwischen zwei Häuschen anstelle der Mauer, die alle anderen Elemente miteinander verbindet" (vgl. ebd., S. 88).

Der *teulek* der Musgum wurde von André Gide zu Beginn des 20. Jahrhunderts als *Case-Obus* – ›Granatenförmiges Häuschen‹ – bezeichnet. Diese traditionelle Bauweise hat Lob und Bewunderung hervorgerufen; Barth und Gide begeisterten sich „[...] für die Spitzbögen, die Regelmäßigkeit der unterbrochenen Rinnen, die die Lehmwand gleichzeitig leichter machen und verstärken und für die Statik dieser beträchtliche Masse, die kein Gerüst unterstützt von großer Bedeutung sind. Es handelte sich also eher um die Arbeit eines Töpfers als die eines Maurers [...]" (ebd., S. 87).

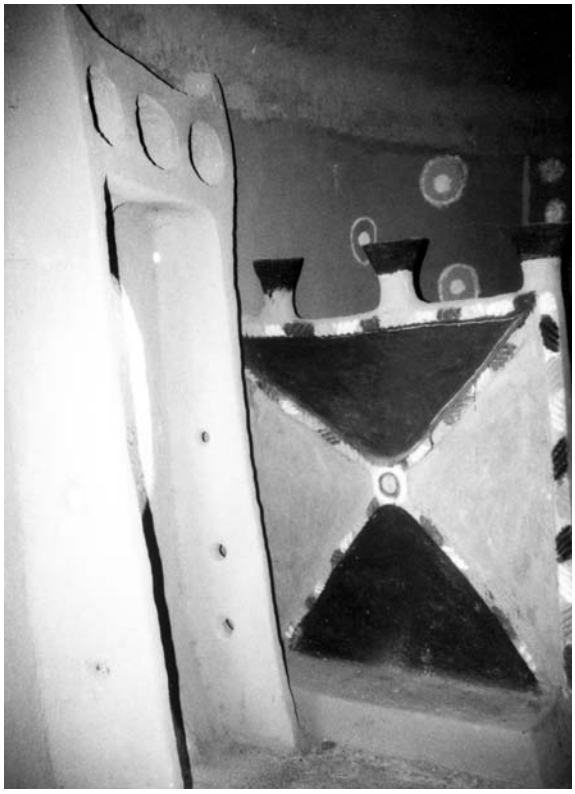


Abb. II.55
Eingang des Häuschens und Innenwand.
Quelle: L. Marthaler, 1999

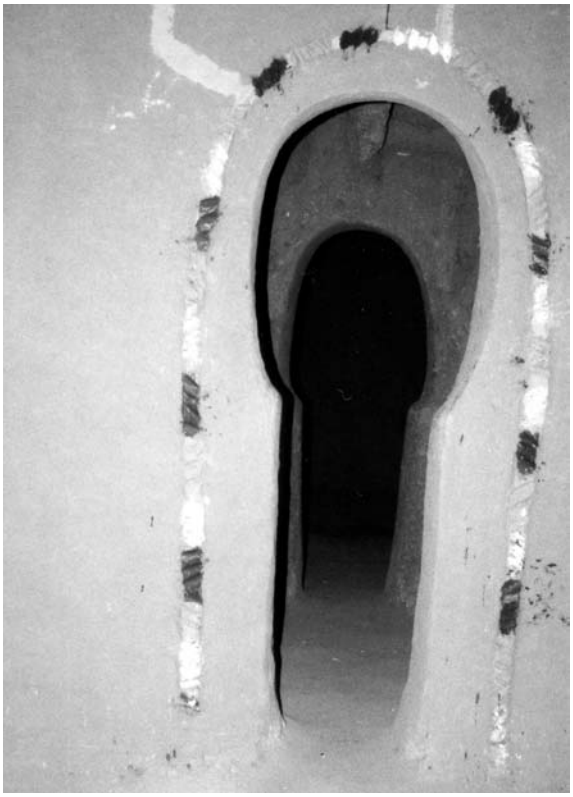


Abb. II.56
Übergangstür zwischen zwei Häuschen.
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. II.57
Lichtquelle und Rauchabzug (von außen).
Quelle: L. Marthaler, 1999

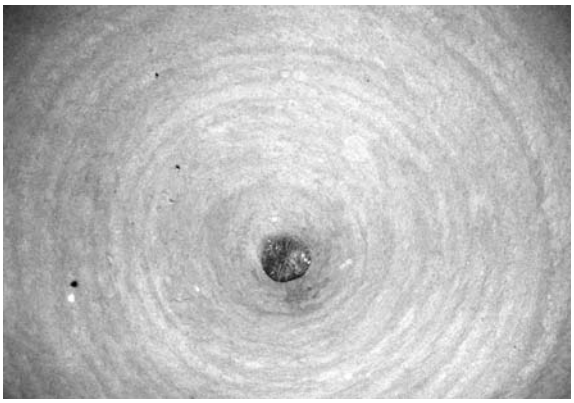


Abb. II.58
Lichtquelle und Rauchabzug (von innen).
Quelle: L. Marthaler, 1999

Ihre Höhe nahm ab, und damit veränderten sich ihre Proportionen. Schließlich verschwand diese Architektur fast völlig. Heutzutage bauen die Musgum im Baustil der Fulbe oder der Kotoko (s.u.).

Das ›granatenförmige Häuschen‹ hatte an „[...] der Spitze eine runde Öffnung, zugleich Lichtquelle und Rauchabzug, die während der Regenzeit durch ein Geflecht geschlossen werden kann. Die Tür hat die Form eines Schlüssellochs, das oben weiter und runder, unten enger ist; manchmal ist sie von einem gewölbten Vordach geschützt, oftmals geschmückt, umrahmt von einem Reliefdreieck, welches selbst durch geometrische Motive ausgestaltet ist. Davor befindet sich noch ein sandiger Vorraum ohne Dach, der von einem niedrigen Erdmauerchen umschlossen wird. Der innere Boden und die Wände sind gestampft, geglättet und mit einer Lasur versehen. Flache Lehmbänke dienen als Betten, neben der Tür gelegen, und sind dort durch ein Mauerchen geschützt, das sich zum Raum hin öffnet“ (ebd.).

Der Bereich des Mannes

Der Mann besitzt einen hohen Schlafraum am Eingang des *teulek* und einen großen Speicher – den Einzigen des Hofes – mit den Hirsevorräten.

Der Bereich der Frau

Jede Frau hat einen „hohen Schlafraum und eine etwas kleinere Küche“ (ebd., S. 88) zur Verfügung; die Küche ist mit dem Schlafraum durch einen engen Gang mit flachem Dach verbunden; dieser ist häufig versteckt und vom Innenhof aus nicht zu sehen; er diente früher als Zufluchtsort im Falle eines Angriffs von außen. In der Küche befindet sich „ein kleiner Speicher, in dem die Zutaten für die Zubereitung von Soßen aufbewahrt werden“ (vgl. Tankoua 1996/97, S. 37), und eine Herdstatt aus Lehm zum Kochen.

Die Konstruktion

Die Mauer wird vollständig aus speziell zubereitetem Lehm gebaut; es ist ein besonderer Lehm, oder er wird aus den Überresten eines zerstörten Häuschens wieder gewonnen. Er wird mit sehr feinem Schilfgras oder feinem pflanzlichem Spreu vermengt; dieser Mischung werden weiterhin „ein pflanzlicher Klebstoff, Wasser und Dung von Tieren zugesetzt. Vor seiner Verarbeitung ruht dieser Baustoff mindestens drei Tage lang“ (ebd., S. 40). Die erste Schicht dient als Fundament und liegt im „Durchschnitt ca. 20 – 25 cm“ (ebd.) unter der Oberfläche; „die nächste Schicht folgt nach zwei bis drei Tagen“ (ebd.), wenn die erste Schicht getrocknet ist. Dieser Rhythmus wird im weiteren Verlauf beibehalten. Für die Konstruktion waren so je nach den Dimensionen des Baus „zwischen vier und sieben Monaten“ (ebd.) notwendig. Die Höhe der Häuschen variiert zwischen vier Metern (Küche) und bis zehn Metern (Schlafräume); die Rinnen auf den Oberflächen der Wände, die auch als Tritte dienen, werden direkt beim Bau der Mauer angebracht.

Die Mauern haben folgende Maße (Stärke):

in der Basis:	Stärke eines Unterarms (ca. 40 cm)
auf halber Höhe:	Halbe Unterarmstärke (ca. 20 – 25 cm)
an der Spitze:	Handbreite (ca. 8 – 15 cm).

1	Häuschen des Mannes	9	Speicher der 2. Frau	17	Sohn
2	Häuschen der 1. Frau	10	3. Frau	18	Frau des Sohnes
3	Küche der 1. Frau	11	Küche der 3. Frau	19	Speicher
4	offene Kochstelle (1. Frau)	12	offene Kochstelle (3. Frau)	20	Speicher des Mannes
5	Speicher der 1. Frau	13	Speicher der 3. Frau	21	Sohn
6	2. Frau	14	4. Frau	22	Kuhstall
7	Küche der 2. Frau	15	Küche der 4. Frau	23	Mehrzweckraum
8	offene Kochstelle (2. Frau)	16	Speicher der 4. Frau		

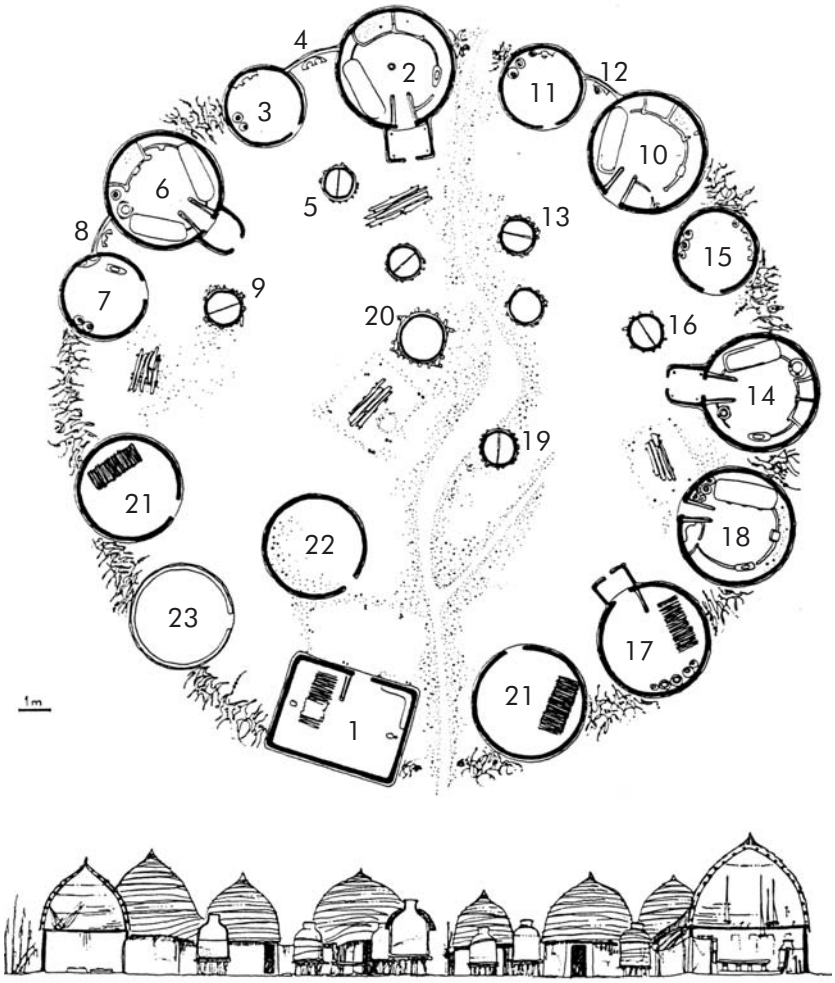


Abb. II.59
Gehöft der Massa (Region von Yagoua). Quelle: Seignobos 1977, S. 43

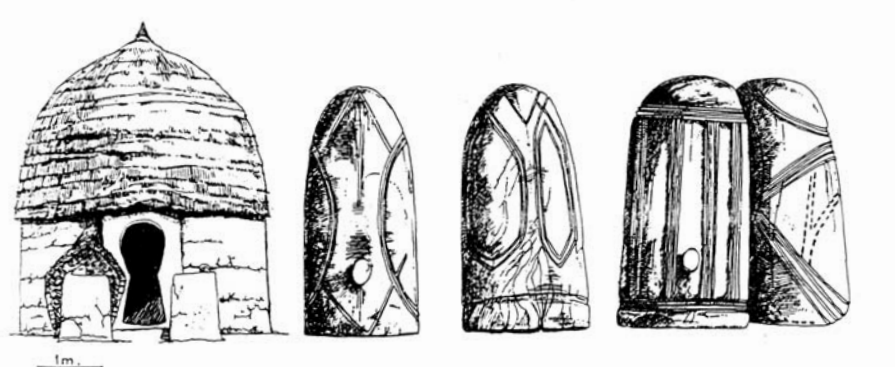


Abb. II.60
Häuschen der Massa - verschiedene Türen. Quelle: Seignobos 1977, S. 42

Der Durchmesser der Häuschen variiert zwischen 4,80 m und 8,00 m für die Schlafräume; die Küchen haben einen Durchmesser von ca. drei Metern.
Renovierungsarbeiten und Reparaturen werden im Abstand „von zwei bis drei Jahren von den Frauen übernommen; diese Arbeiten erfordern ungefähr 15 Tage“ (ebd.). Ein gut gebautes *teulek* kann so ca. zehn Jahre überdauern.

II.2.3.4. Die Wohnstätten der Massa (*sina* oder *tzina*)

Siedlungsstruktur
Die Gehöfte sind, wie bei den Musgum, entlang des Flusses gruppiert, und bilden so Dörfer. Charakteristisch für die Massa-Dörfer ist ihre Aufteilung nach Familiengruppen: „Die Gemeinschaft der Umfriedungen und der Herden besteht auf der Grundlage von (patrilinearer) Blutsverwandtschaft und dem gemeinsamen Wohnen, mit einem Oberhaupt an der Spitze“ (Tankoua 1996/97, S. 42).

Das Gehöft (sina oder tzina)
Die *Gründung* eines neuen Massa-Gehöfts vollzieht sich, wenn die Familie gewachsen ist (Zahl der Frauen und Kinder u.ä.), oder wenn das Familienoberhaupt einen neuen Wohnort mit besseren Lebensbedingungen zu suchen beschlossen hat.
Den Bautätigkeiten gehen vorbereitende Zeremonien voraus: „Sehr früh morgens versenkt das Familienoberhaupt in Begleitung dreier alter Männer einen Pfahl auf dem neuen Grund; daran wird eine Ziege festgebunden. Um den Pfahl herum wird ein Kreis gezeichnet, welcher das Häuschen der ersten Frau darstellt. Die anderen Häuschen werden in Beziehung zu diesem ersten angeordnet; nach dieser Festlegung wird die Ziege geschlachtet und als Opfer dargebracht, um so jedes Unheil fern zu halten, das das neue Gehöft treffen könnte. Das Grundstück wird dann einige Tage lang beobachtet, bevor mit dem Bau des ersten Häuschens begonnen wird“ (ebd., S. 41).
Der *sina* ist von Dornengebüsch umgeben. Die Häuschen sind rund, aus einer Lehmwand von fünf bis sieben Metern Durchmesser und einem Dach aus Stroh (vgl. Lembezat 1961, S. 88). Das Häuschen besitzt eine einzige Öffnung; dieser Eingang weist die Form eines Schlüssellochs auf, wie bei den Musgum, oder sie ist oval. Die Mauern sind verziert. Ein Schutzdach aus Stroh in Muschelform oder in Form eines gewölbten Schildes schützt oft die Tür des Häuschens des Mannes. „Ein anderes Schutzdach ist im Hof errichtet; auf diesem werden das Schilf (*paille*) und das Holz zur Reparatur der Häuschen aufbewahrt. Im Schatten des Schutzdachs ist ein Podest errichtet, das dem Familienoberhaupt vorbehalten ist; es dient zu als Platz für einen Mittagsschlaf oder die Nachtwache [...]“ (vgl. Tankoua 1996/97, S. 41). Der Boden ist mit feinem Sand bedeckt.

Das Innere der Häuschen
Das gesamte Mobiliar ist aus Lehm, auch die Schlafbank (ca. 50 cm hoch), die häufig hohl und mit einer Öffnung versehen ist, die es ermöglicht, „[...] in der kühlen Jahreszeit ein Feuer

in ihr zu machen, das behutsam das ganze Bett erwärmt. Ornamente aus Dreiecken und Rauten in roter, schwarzer und weißer Farbe finden sich zumindest bei den Adligen (*notables*) und den Häuptlingen (*chefs*)“ – (vgl. Lembezat 1961, S. 88).

Der Bereich der Frauen
Jede Frau besitzt ein Schlafhäuschen, eine Küche und einen Speicher, die in Form eines kleinen Dreiecks angeordnet sind.

Die Küchen
Ein Mühlstein zum Zermahlen der Hirse – „der einzige Stein im Haus – ist in ein längliches und tiefes Lehmbett versenkt (die Frau arbeitet kniend) (ebd.); ein Herd mit vielen Dekorationen ist in der Näher des Eingangs platziert, und weiterhin findet man große Holzmörser, um „die Hirse von Schalen zu befreien zu zerstampfen“ (ebd.) sowie Töpfe aus Lehm.

Die Speicher
Die Speicher stehen auf Pfählen und haben eine große Öffnung, an die eine Y-förmige Leiter (gegabelter Stamm) gelehnt ist, und auch hier sind wie bei den anderen Volksgruppen die Speicher der Frauen von denen der Männer und Familienoberhäupter unterschieden. Der Speicher des Mannes ist größer als der der Frauen, und er befindet sich in der Mitte des Hofs; „[...] in der Nähe dieses Speichers wird auch der Herrscher über diesen Ort begraben, wenn er gestorben ist“ (Tankoua 1996/97, S. 42).
Tiere werden zwischen zwei Häuschen in einem Stall unter freiem Himmel gehalten.

Die Konstruktion der Wände
Sie werden auf einem Sockel aus gestampftem Lehm errichtet, um so den Überflutungen zu entgehen. Nach der Fertigstellung des Fundaments werden die Mauern von Hand geformt, und zwar in Schichten. Der Baustoff ist eine Mischung aus Lehm und Schilfstroh. Neue Schichten werden nach dem Abtrocknen der jeweils vorangegangenen aufgebracht. Die Oberfläche der Wände ist nach innen gekrümmt, geglättet und verziert. (vgl. Tankoua, 1996/97 S. 42)

Die Konstruktion des Daches
Das Strohdach ist nicht wie in den Bergen konisch sondern runder, mit einer kurzen Spitze am Abschluss. Man findet hier wie bei den Tupur kein Holzgerüst, sondern reines, geflochtenes Stroh; die nötige Festigkeit erhält das Dach durch den Einsatz von parallelen, horizontal angeordneten Reifen, die sich im Durchmesser verjüngen und die, wenn das Haus fertig gebaut ist, nicht mehr zu sehen sind, da sie mit Grasbündeln verkleidet werden. Auf der Spitze des Daches ist ein ›Hut‹ aus Stroh angebracht. Dieses Dach, das am Boden vorbereitet wird, wird als ein einziges Teil auf der Hauswand angebracht und mit ihrem oberen Teil so verbunden, dass es genau abschließt und kein Rand übersteht. Oft findet man auch im Freien das ›kleine Wohnzimmer‹, rund und mit einem mit Sand bedecktem Boden.

Abb. II.61
Gehöft der Tupur (Region von Doukoula). Quelle: L. Marthaler, 1999

1	Häuschen des Mannes	13	Rinder-Koppel
2	Häuschen der 1. Frau	14	Gemüsegarten
3	Küche der 1. Frau	15	Sohn
4	Speicher der 1. Frau	16	Dusche/Waschplatz
5	Häuschen der 2. Frau	17	Eingang
6	Küche der 2. Frau		
7	Speicher der 2. Frau		
8	Häuschen der 3. Frau		
9	Küche der 3. Frau		
10	Speicher der 3. Frau		
11	Kind		
12	Speicher		

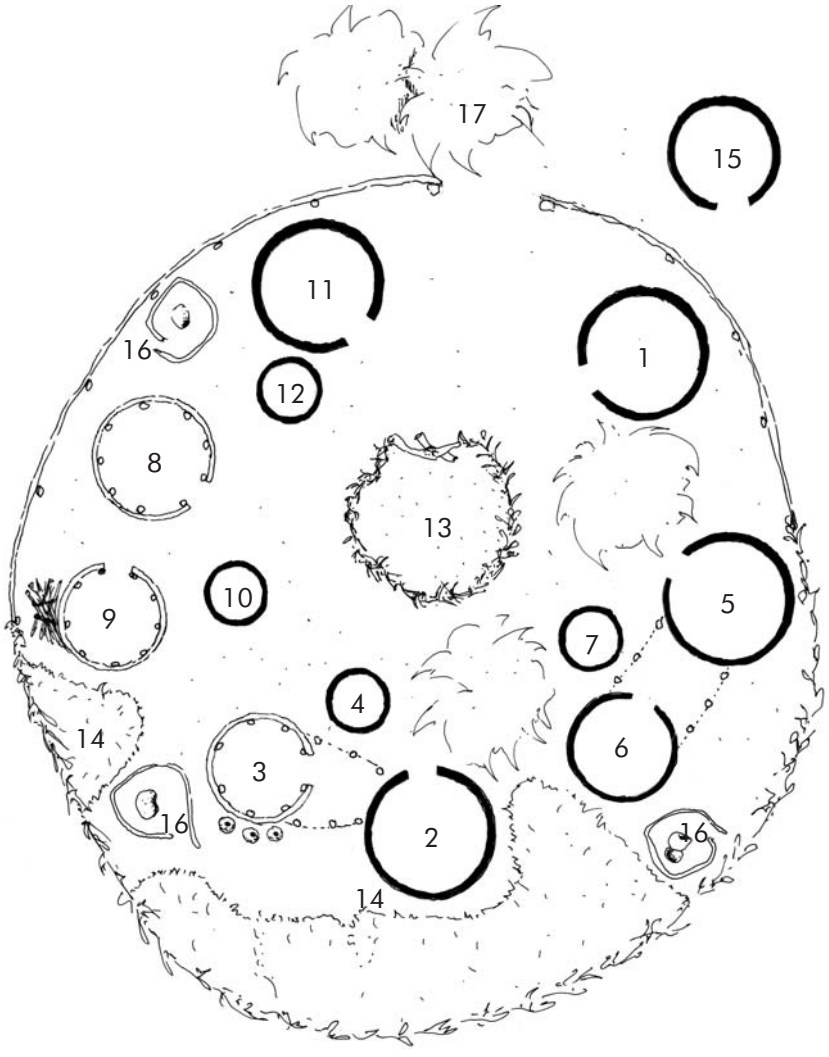


Abb. II.62
Grundriss eines Gehöftes. Quelle: L. Marthaler, 1999

Das Dach bietet den Vorteil, aufgrund der verwendeten Materialien leicht zu sein, und es ist damit leicht demontierbar und transportierbar, im Falle eines Umzugs oder eines Brandes.
Mehr als bei den Bergbewohnern findet das Leben hier im Freien statt, mit Blick auf die Außenwelt.

II.2.3.5. Die Wohnstätten der Tupur (*tin*)

Siedlungsstruktur
Das Dorf bestand früher aus zerstreuten Gehöften, mitten in den jeweiligen Hirsenfeldern, außer in einigen Dörfern (z.B. Doukoula), die als Hauptstadt dienten und eine mäßig gruppierte Siedlung zu finden war. Guillard schreibt: „Eine gewisse Aufteilung war trotzdem erkennbar, denn das bewohnte Gebiet lag hauptsächlich zwischen flachen, sandigen Kuppen und leichten Senkungen, in denen die Hirse (*mil repiqué*) während der Trockenzeit gezüchtet wurde. Die Ebenen, die teilweise Überflutungsgebiet waren, waren nicht bewohnt, und nur wenn die unteren Schichten etwas lehmhaltiger waren, wurde ein Dorf mitten im Sand auf einer Kuppe gegründet (*Golongari, Golonghobé*). Ein lehmig-sandiger Boden für den Hirseanbau (*mil repiqué*) und die Nähe zum Wasser waren zwei unumgängliche Voraussetzungen der Gründung eines Dorfes für die Tupur in Kamerun, während die Stammesangehörigen auf dem Gebiet des Tschad durch das Vorhandensein von Seen sich eher gemeinsam ansiedelten und sich ihnen das Problem der Überflutungen nicht in dieser Weise stellte [...]“. Die Gehöfte „sind durch schmale Pfade verbunden, die auf den Markt oder in ein angrenzendes Dorf führen; Verbindungen über befahrbare Wege, die dichtere Bodenformationen nutzen (*laali*), sind selten“ (vgl. Guillard 1965, S. 104).
Die Tupur sind ein Hirtenvolk, aber sie betreiben auch Ackerbau. Sie sind ein halb-sesshaftes Volk, was sich in der leichten und einfach transportablen Konstruktion wiederspiegelt; ähnliches zeigt sich bei den (halb-)nomadischen Völkern. Auch ein Blick in die Geschichte der Tupur verdeutlicht dies: „Eine Untersuchung im Archiv des *Départements* von Yagoua über die Geschichte der Besiedelung des Umfelds (*canton*) der Kleinstadt Doukoula ergab mittels der Unterlagen bezüglich 22 Dörfern, dass es wohl drei große Dorfgründungsperioden gab, eine vor mehr als 240 Jahren, eine andere zu Beginn des 19. Jahrhunderts (ungefähr 1820), schließlich die dritte zu Beginn dieses Jahrhunderts. Daraus lässt sich auch ableiten, dass diese Gegend noch nicht länger als 300 Jahre vom Volk der Tupur besiedelt wird“ (ebd., S. 105).

Das Gehöft (tin)
Die Gründung eines neuen Tupur-Gehöfts vollzieht sich, wenn ein junger Mann heiraten möchte; er verlässt dann das Gehöft seiner Eltern und errichtet sein eigenes. Ein anderer Grund für eine Neugründung kann auch ein Umzug im Zusammenhang mit der Suche nach besseren Lebensbedingungen sein, oder die Suche nach besseren Weideplätzen für die Rinder. Der Habitat wird schrittweise zerstört, wenn das Familienoberhaupt stirbt, und auch dann gründet der älteste Sohn ein neues Gehöft.

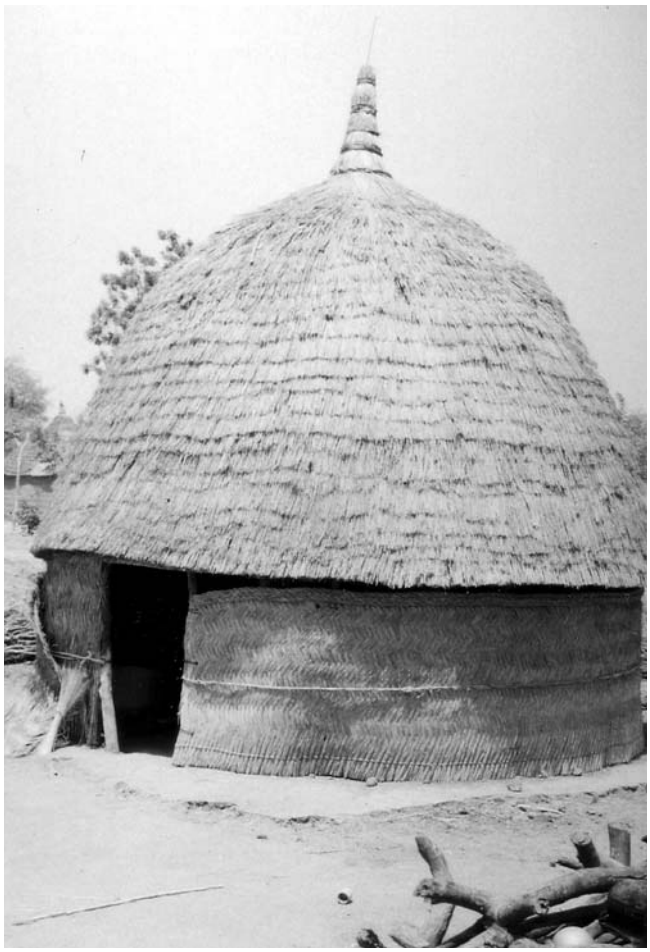


Abb. II.63
Häuschen der Tupur aus *Secco* und mit Strohdach. Quelle: L. Marthaler, 1999

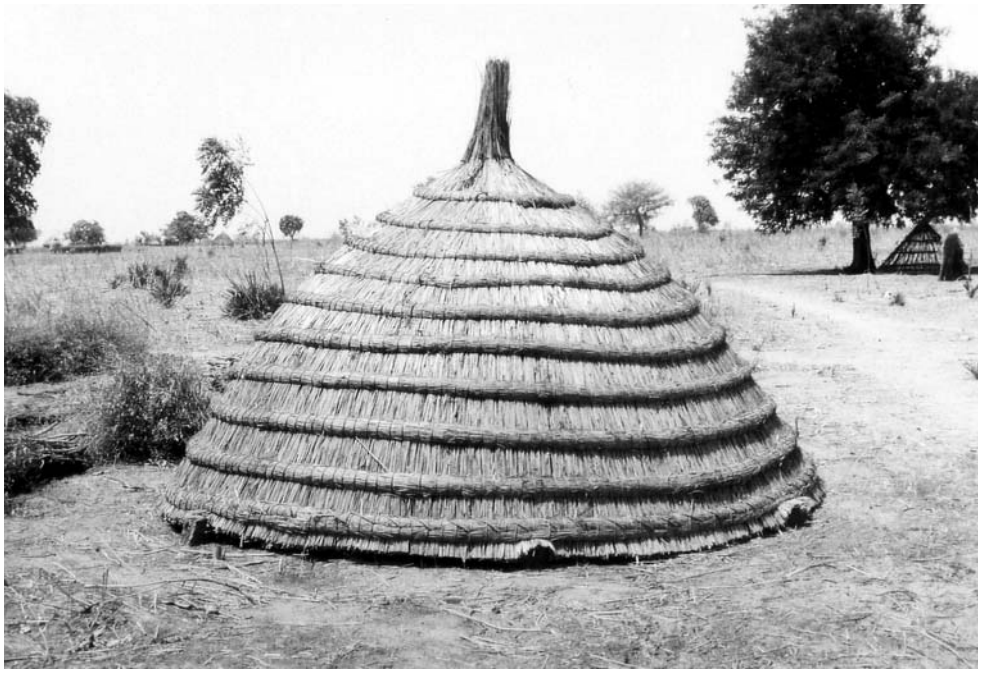


Abb. II.64
Konstruktion des Daches. Quelle: L. Marthaler, 1999

„Die Entscheidung für einen bestimmten Ort trifft das Familienoberhaupt; die Auswahl hängt besonders davon ab, ob die Erde im Umfeld den Abbau der roten Hirse zulässt, dem Hauptnahrungsmittel der Tupur. Nach Beratung mit dem *chef*, in dessen Einflussbereich das Grundstück liegt, dem *Ouansiri*, wird der Umfang des *tin* und die Anordnung der Häuschen durch Markierung auf den Boden festgelegt, und die Opferbringung eines Huhns heiligt die Auswahl“ (ebd., S. 104).
Jede Familie im engeren Sinne besitzt ein *tin* – d.h. Mann und Frau, die Kinder und im Falle der Polygamie die anderen Frauen und ihre Kinder –, das wenigstens ebenso viele Häuschen umfasst wie es Erwachsene gibt.
Das Gehöft hat eine Kreisform; die Häuschen und die Speicher liegen im Außenbereich, so dass im Zentrum ein Hof gebildet wird, der groß genug, um die Rinderherde während der Nacht aufzunehmen. Das Gehöft ist von einem Zaun aus *secco* oder einem Geflecht aus Hirsestängeln umschlossen; zunehmend wird dieser durch eine Mauer aus Lehm ersetzt.

Der Stall
Während die Rinderherde die Nacht mitten im Innenhof verbringt, gibt es für die kleineren Tiere und das Pferd einen Stall im hinteren Teil des Gehöfts. Die Rinderherde und das Pferd gehören dem Mann; jede Frau aber kann eine kleine Herde von Schafen oder Ziegen haben, die dann in einem Stall in der Nähe ihres Wohnbereichs untergebracht sind.

Der Bereich des Mannes
Er besteht aus einem Schlaf-Häuschen und einem Speicher, der in der Nähe des Schlafhäuschens liegt. Das Schlaf-Häuschen hat seine Position wie bei den Massa im Eingangsbereich des Gehöfts; die der jüngeren Söhne liegen außerhalb der Umfriedung des Familiengehöfts.

Der Bereich der Frauen
Jede Frau verfügt über ein Schlaf-Häuschen, eine Küche und einen Speicher (s.u.).

Die Konstruktion der Häuschen
Das Häuschen ähnelt sehr dem der Massa, ist aber kleiner im Durchmesser und etwas einfacher. Der Durchmesser beträgt ca. vier Meter, die Höhe der Wände zwischen 1,20 und 1,80 m. Früher waren die Wände aus *secco* – geflochtenen Strohmatten –, die zunehmend mit Lehm versetzt wurden, eine Entwicklung, wie sie auch die Bauweise der Massa kennzeichnet.
„Die Häuschen sind rund und ihre Wände bestehen traditionell aus *secco*s, die vertikal an Stangen befestigt sind, die in einer Gabelung mit einer ‚Spannweite’ von ca. 50 cm enden. Zwei stärkere Pfähle umrahmen die Eingangstür, die ungefähr 60 cm breit ist. Oft wird diese Wand von einer Lehmwand ersetzt (in Schichten gebaut, wobei jeweils eine Schicht aufgetragen und geglättet wird; nach jeder Schicht folgt eine Trockenphase, bevor die nächste aufgetragen werden kann“ (ebd., S. 108).
„Auf den Mauerabschluss oder auf den Gabeln der Stangen aufliegend, wird auf diesen ein ringförmiges Kissen [Ringanker] aus geflochtenem Stroh befestigt, wofür in der Mauer die

Abb. II.65
Speicher im Bau.
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. II.66
fertiger Speicher mit Stroh geschützt.
Quelle: L. Marthaler, 1999

Halterungen schon vorgesehen sind. Dieses Kissen bildet die Auflage für das Dach, und seine Befestigung entspricht der Notwendigkeit, die sich aus dem Vorkommen starker Winde oder Tornados ergibt“ (ebd.).

Die Secco-Herstellung

Die Männer flechten „rechteckige Matten von ein bis zwei Metern Höhe aus langen Grashalmen [...]“ (ebd.), „die in ganzen Binsengruppen in recht feuchter Umgebung wachsen (*Hyparhenia rufa, Andropogon tectorum, Echinichloa pyramidalis etc*.). Dies sind biegsame und widerstandsfähige Stängel. Sie werden *secco* genannt und werden zur Umzäunung des *tin* verwendet, für die Wände des Häuschen oder zur Verkleidung der Speicherwände aus Lehm“ (ebd., S. 106).

Das Dach

Das Dach wird auf ist ganz aus Stroh und wird, wie bei den Massa, auf dem Erdboden fertiggestellt und dann auf der Mauer befestigt. Nur die Glockenform unterscheidet die Dächer von denen der Massa. „In der warmen Jahreszeit sieht man nicht selten Dächer über die Köpfe von sechs oder acht großen jungen Burschen wandern; es ist ein zum Verkauf hergestelltes Dach zur Lieferung an seinen Käufer. Der Bau eines Daches dauert 20 Arbeitstage. Ist das Dach dann an seinem Platz, bleibt nur noch den Boden festzustampfen und zu glätten, eine Tür vorzusehen, eine Fußmatte hinter zwei Pfählen und einzuräumen“ (ebd., S. 108). Die Lebensdauer eines solchen Daches beträgt schätzungsweise vier bis fünf Jahre.

Die Küchen

Der Bau und ihr Mobliar ist dem der Massa ähnlich. Zwischen Haus und Küche ist eine Überdachung errichtet, die gleichzeitig Schatten spendet und Aufbewahrungsort ist. Ein Geflecht aus Hirsestängeln liegt zu diesem Zweck – von einem Rahmen verstärkt – auf gegabelten Stangen auf. „Andere geflochtene Ruten bilden ein dürftiges Schutzdach, unter dem die Frau einen Großteil ihrer häuslichen Arbeiten verrichtet, ein Stück davor eine Feuerstätte, die in der trockenen Jahreszeit die im Inneren befindliche ersetzt, einige Terracottagefäße z.B. mit Asche für die Salzherstellung, einige große Krüge, in denen das Hirsebier für Feiertage oder zum Verkauf auf dem Markt gebraut wird, ein kleiner Hühnerstall [...]“ (ebd., S. 110) vervollständigt den der Frau zugeordneten Bereich.

Die Speicher

Jede Frau besitzt zwei Speicher, einen kleineren aus Ton, ca. ein Meter hoch im Innern ihres Häuschens (für Erbsen, Erdnüsse, Bohnen, Sämereien u.a.), und einen großen Speicher im Hof neben ihrer Küche, in dem sie die Feldernte aufbewahrt (über diese kann sie selbst verfügen). So ist der Speicher ist auch Symbol für ihre teilweise wirtschaftliche Unabhängigkeit.

Der Tupur-Speicher ist wie „[...] ein großer Krug gebaut mit einem Hals, der weit genug ist, dass ein Mann hineinkriechen könnte; zum Teil ist er mit Strohmatten bedeckt und es wird

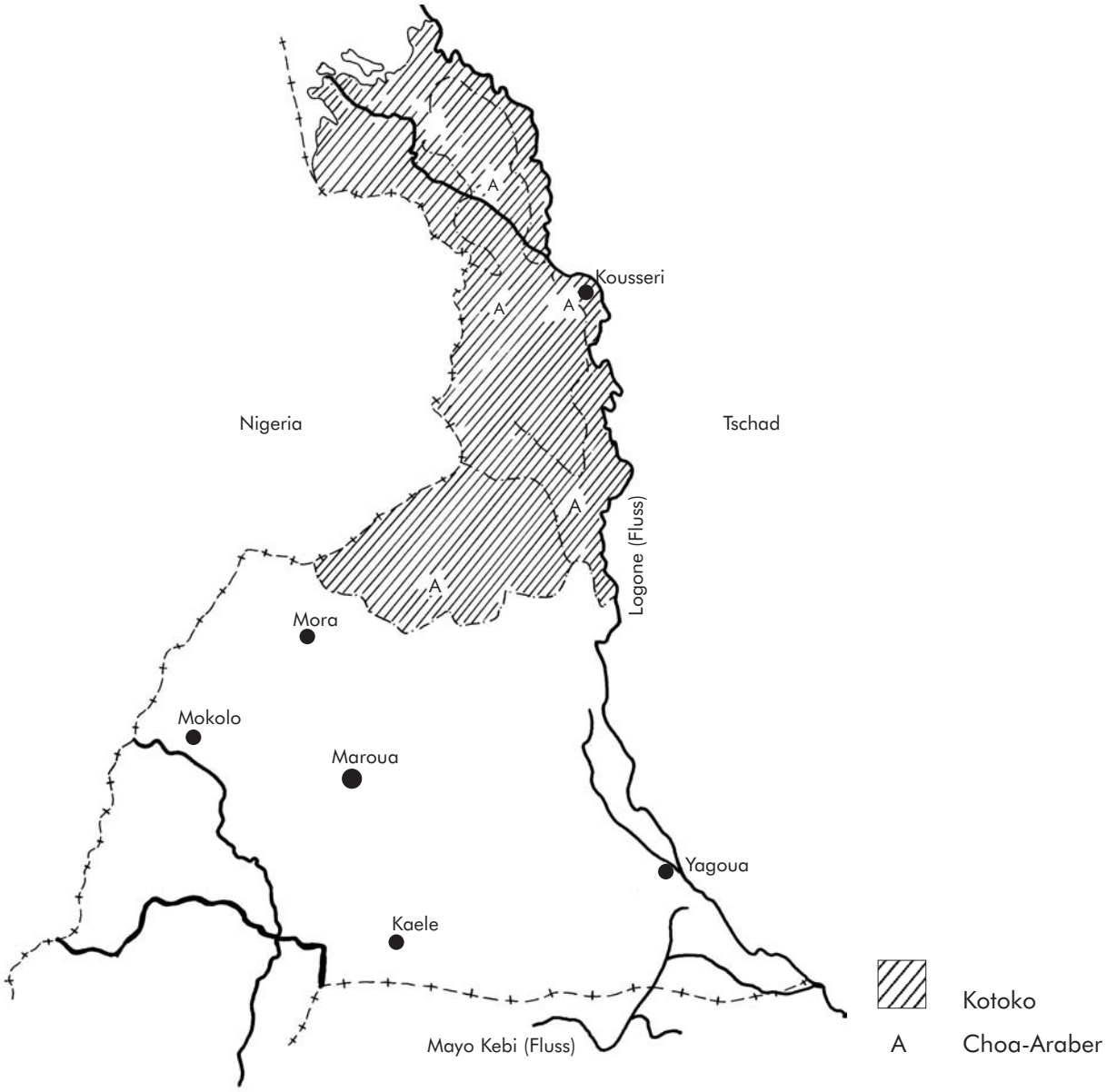


Abb. II.67
Lokale Zuordnung der Ethnien in der Umgebung des Tschadsees. Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. II.68
Luftaufnahme von Logone-Gana (Kotoko).
Quelle: Lebeuf, Annie M.D. 1969, Cliché von M. Griaule, Fig.1

Abb. II.69
Stadtstruktur von Logone-Gana.
Quelle: Lebeuf, Annie M.D. 1969, Cliché von M. Griaule, S. 86

ihm ein ‚Strohhut' aufgesetzt, was ihn wie eine runde *case* auf Pfählen aussehen lässt. Auf einer Plattform ca. 60 cm über dem Boden ist der Speicher errichtet, der durch Schichtung von mit Hand modellierten und geglätteten Lehmwürsten hochgezogen wird. Innen wird der Raum durch ca. 70 cm hohe Trennwände, die auch als Fußstütze beim Einstieg nützlich sind, in drei nicht unbedingt gleich große Abschnitte unterteilt. In solchen Speichern lässt sich die Ernte recht lange aufbewahren. Es ist äußerst selten, dass Termiten und Nagetiere in den Speicher eindringen" (vgl. Guillard, 1965, S. 110).

II.2.4. Die Umgebung des Tschadsees

II.2.4.1. Allgemeines

Geografische Besonderheiten

Diese Region bildet die nördlichste Spitze Kameruns und wird traditionell als das Land der Kotoko bezeichnet. Sie grenzt an dem Tschadsee im Norden und im Süden an das Land der Musgum und der Mandara. Lebeuf schreibt: „Die Länder/Fürstentümer der Kotoko sind am unteren Lauf des Chari und des Logone entstanden, in der südlichen Zone dieses riesigen Tschad-Kessels, wohin seit undenklichen Zeiten die unterschiedlichsten Völker gekommen sind, um sich miteinander zu verschmelzen. Ohne horizontale Begrenzung erstreckt sich die unerbittlich flache Ebene monoton bis zu den ersten Gebirgsausläufern von Ouaddai bis zum Nigertal, von Tibesti bis zum Ubangui-Becken. Sie zeigt die wohlbekannten Klimamerkmale der Sahara in der nördlichen Hälfte, und sudanesische weiter südlich. Auf der Höhe des Sees hören die Dünen auf, der Sand macht der Tonerde Platz, einige Tümpel bekommen dauerhaften Charakter, die Vegetation wird dichter. Die riesigen Weiten bewachsen mit Gräsern und mit stacheligem Unterholz, verschiedene Akazienarten herrschen dabei vor. [...]" (Lebeuf 1969, S. 15).

Das Land wird häufig überschwemmt (sechs Monate im Jahr); die Kotoko haben „Kanäle gezogen, Flussbetten ausgehoben und Dämme errichtet, je nach ihren Bedürfnissen: für die Einen zum Fischfang, für die anderen zur Urbarmachung des Landes als Acker- oder Weideland" (ebd., S. 16).

Lokale Zuordnung und Stammesgruppen

Ihre nordwestlichen Nachbarn (in Nigeria), sind die Kanuri, die Kuri und die Baguirmi, die Bewohner der Inseln und des südlichen Ufers des Tschadsees. Im Süden grenzt das Gebiet der Musgum an.

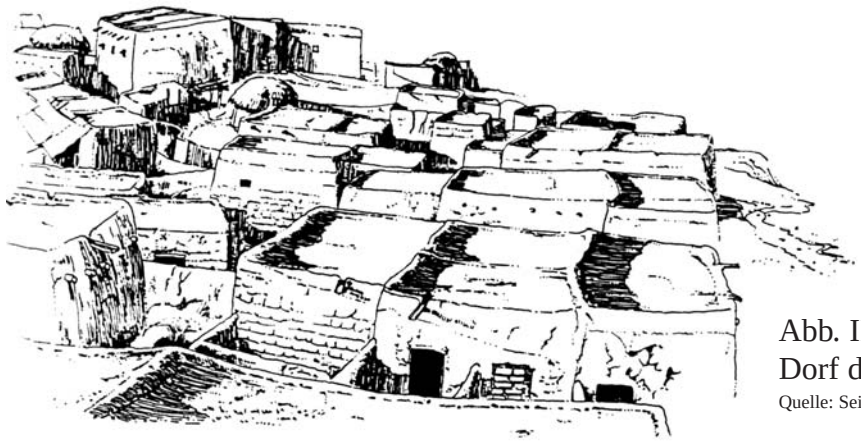
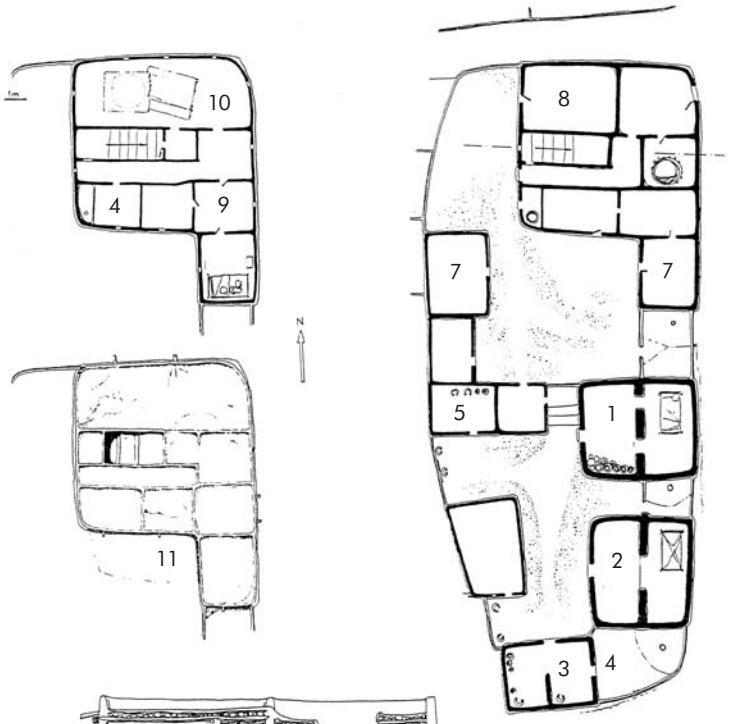


Abb. II.70
Dorf der Kotoko (Kousseri).
Quelle: Seignobos 1977, S. 58



1 Appartement der 1. Frau
2 Appartement der 2. Frau
3 Küche der 1. Frau
4 Dusche/Waschplatz
5 Küche der 2. Frau
6 Latrine
7 Magazin
8 Sohn
9 Zimmer des Mannes
10 Salon/Wohnzimmer
11 Terrasse

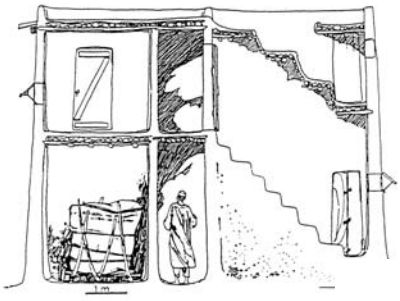


Abb. II.71
Grundrisse und Schnitt eines Hauses der Kotoko (Kousseri). Quelle: Seignobos 1977, S. 48/49

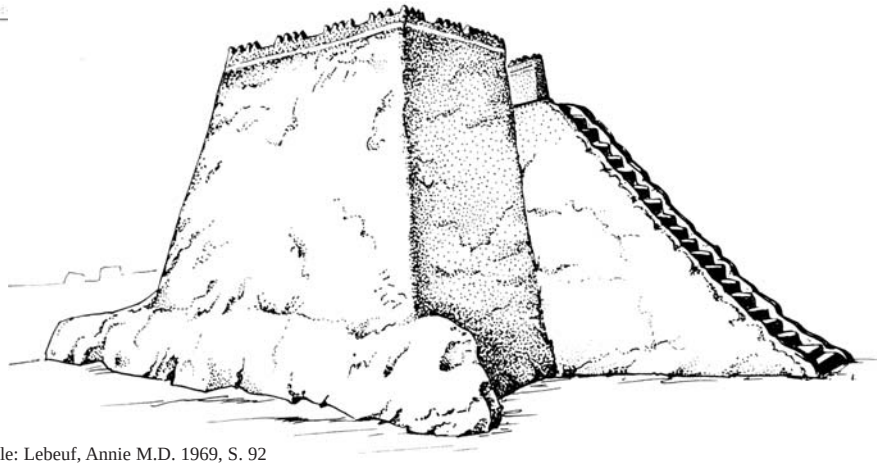


Abb. II.72
Der Turm *gudu* von Goulfrei. Quelle: Lebeuf, Annie M.D. 1969, S. 92

II.2.4.2. Die Wohnstätten der Kotoko

Siedlungsstruktur

Die Zivilisation der Kotoko gehört zu den seltenen urbanen Zivilisationen Afrikas und hat ihren Ursprung in der alten Kultur der Sao. In den auf den Hügeln entstandenen Siedlungen am Wasser war man mit den Platzproblemen innerhalb der Lehmmauern, mit Problemen, die die Sicherheit und Verteidigung betreffen und mit der Beseitigung des Schmutzwassers konfrontiert (vgl. Seignobos 1977, S. 47). Die Struktur der Städte besteht aus gruppierten ein- bis zweigeschossigen Häusern, aus Straßen und Gassen. Um die Stadt herum ist eine hohe Schutzmauer aus Lehm errichtet.

Das Haus

Die Kotoko-Häuser im Norden Kameruns stellen für Seignobos die Vollendung der traditionellen Architektur dar. Für den Rohbau, für den Putz und die dekorativen Elemente wird Lehm verwendet. Die Organisation im Innern des Hauses mit der entsprechenden Raumunterteilung und das weit verbreitete Vorhandensein einer Etage sind traditionelle Merkmale (vgl. ebd.). „Die Häuser waren früher sehr großräumig, kreisförmig, mit dicken und sehr hohen Mauern (3 – 3,5 m). Man findet davon noch zahlreiche Beispiele in Maladi, Goulfrei. Andere haben einen länglichen Grundriss mit einem recht schweren Strohdach, das von Dachbalken getragen wird, die von zwei krummlienigen Sparren abgestützt und an der Verbindungsstelle durch einen Pfriem zusammengehalten werden [...]“ (ebd., S. 47f).

Der Bereich des Mannes und der Frauen

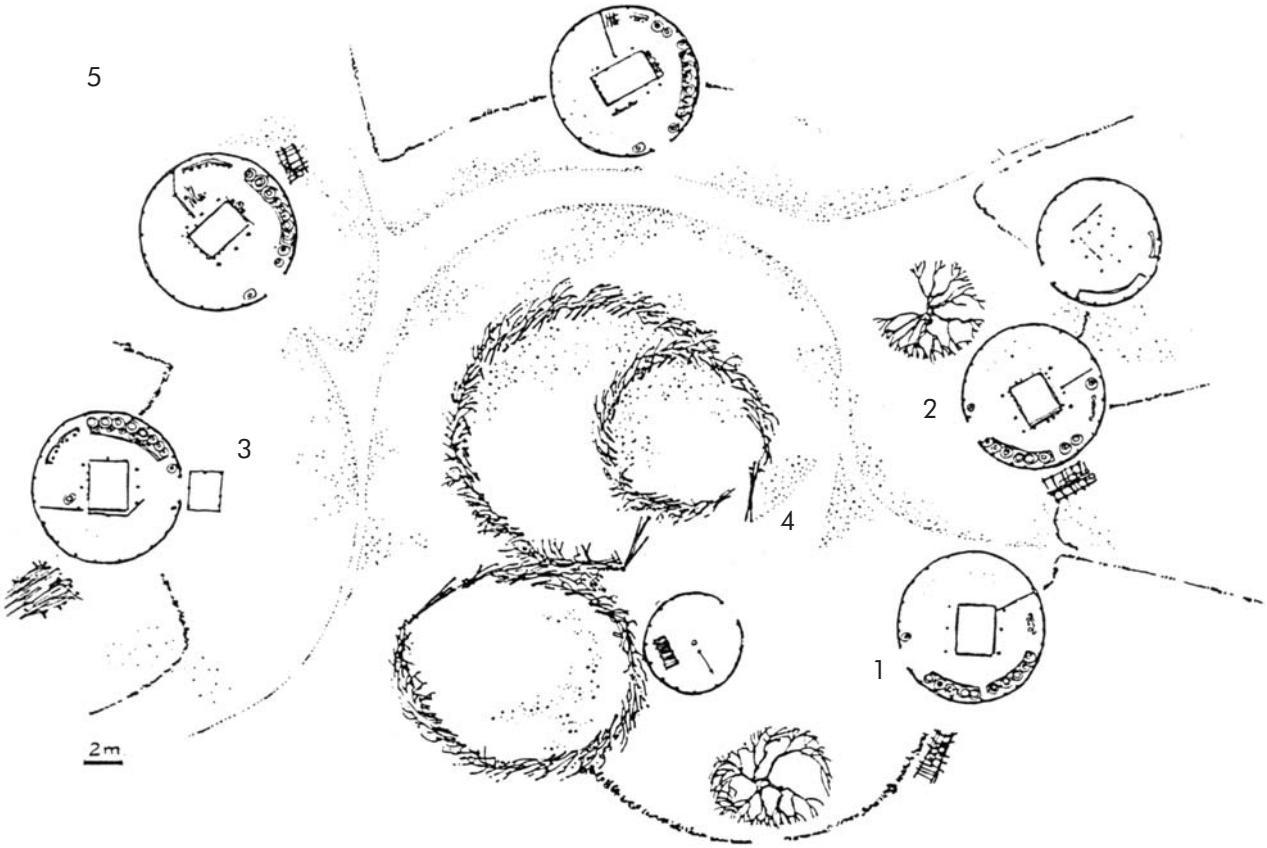
„[...] Bei den Wohlhabenderen, z.B. den Geschäftsleuten, liegt neben dem Vorraum das Lager, während auf der Etage die Wohnung des Mannes mit Zimmer und Salon durch eine Terrasse verlängert wird. Die Gebäude der Frauen liegen dahinter, jede besitzt ein Zimmer, eine Küche für die trockene Jahreszeit, einfache außenliegende Herdstätten, einen Trockenplatz und eine Latrine. [...] Ein Haus mit einem Obergeschoss, das früher ein wahres Statussymbol darstellte, ist dies immer noch in den Dörfern. Aber die zu einem gewissen Wohlstand gekommenen städtischen Kaufleute ziehen ihm eine erhöht liegende Behausung mit Veranda vor. Die Räume für jede der Frauen sind absolut geschützt, wobei sie geometrischer und gleichmäßiger als früher sind“ (ebd., S. 48f.).

Die Konstruktion der Wände

„[...] Das Mauerwerk im Erdgeschoss mehrstöckiger Häuser kann bis zu 90 cm dick sein. Die Mauern sind im Profil stark geneigt. Treppen waren den Kotoko bekannt, aber nicht in Form gegossen, sondern auf Träger montiert [...]“ (ebd., S. 47f.).

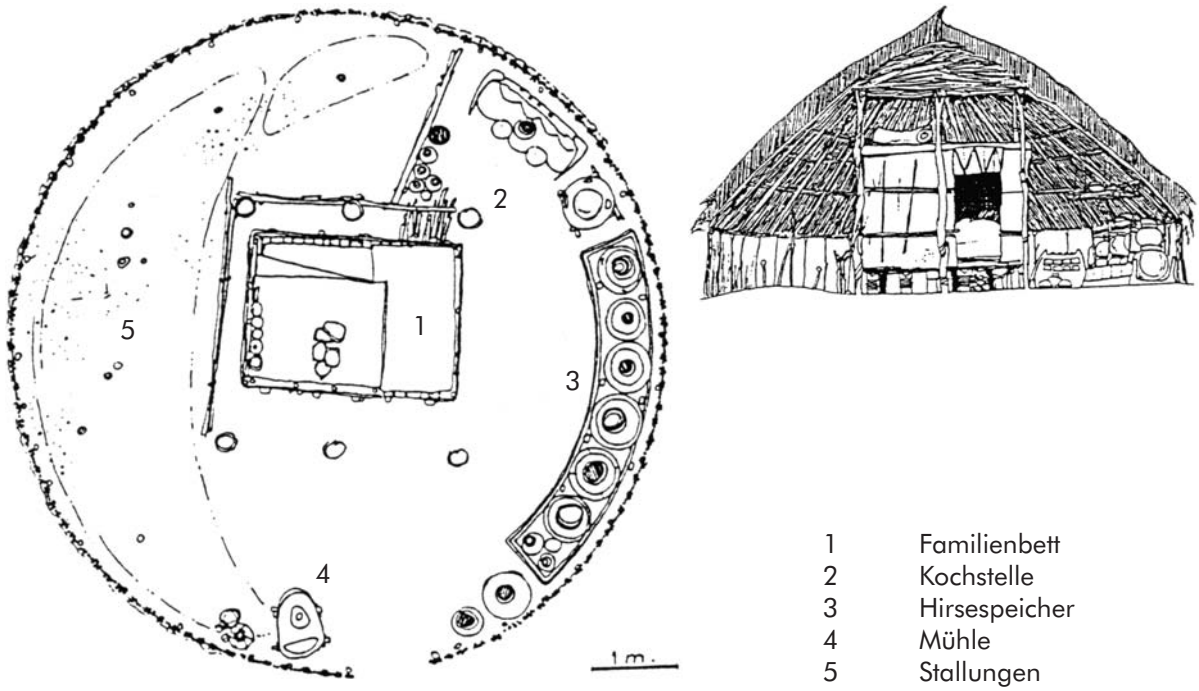
Die Konstruktion des Daches

„[...] Die Dachkonstruktion lag direkt auf der Lehmmauer auf. Ein viereckiger Grundriss und ein Flachdach – schon immer die klassische Wohnstätte des Sultans – sind erst seit relativ kurzer Zeit allgemein verbreitet. Auf die Planken aus Stangen, die die eng nebeneinander



1 Chef des Viertels
2 Familie des Sohnes
3 Eltern
4 Rinder und Schafstelle
5 Maisgarten

Abb. II.73
Siedlung der Choa-Araber (Makari). Quelle: Seignobos 1977, S. 47



1 Familienbett
2 Kochstelle
3 Hirsespeicher
4 Mühle
5 Stallungen

Abb. II.74
Häuschen der Choa-Araber: Grundriss - Schnitt (Makari). Quelle: Seignobos 1977, S. 45

angeordneten Holzbalken und den Putz tragen, trägt man ein Bett aus Zweigen auf, das wiederum von einem Geflecht überdeckt und mit mehreren Lagen festgestampften Lehms bedeckt wird. Ein leichtes Dachgefälle ermöglicht, dass das Wasser in Regenrinnen aus Holz oder Blechen ablaufen kann. Diese terrassenförmigen Dächer sind oft mit verzierten Abschlüssen versehen. Flachdächer aus Aluwellblech sind heutzutage weit verbreitet und haben das Stroh ersetzt. Gleichzeitig mit der Veränderung der Dächer erhöht sich die Anzahl der Stockwerke als Ausdruck von Reichtum, aber auch als Ergebnis des Einflusses der Bauweise in Nordnigeria und im Sudan. Diese Veränderungen folgten auf die Abkehr der Kotoko von der Fischerei, die nach 1940 – 45 immer mehr zu Händlern wurden. Derzeit beginnt das Blechdach das Dach aus Lehm zu verdrängen. Die Lehmwände sind immer noch in sehr starken Schichten aufgebaut [...]“ (ebd.).

II.2.4.3. Die Wohnstätten der Choa-Araber

Früher Halbnomaden, haben die Choa-Araber ihre Lebensweise bewahrt. Heute sind sie in dem traditionellen Gebiet der Kotoko sesshaft geworden.

Siedlungsstruktur
„[...] Das gesamte Dorf hat etwa die Form eines Kreises oder mehrerer kleiner Kreise, die sich zu einem gemeinsamen Platz hin öffnen, auf dem mit Dornen begrenzte Plätze für das Vieh liegen. Zu Beginn der Trockenzeit werden die Mühle, die Krüge, die Betteile – außer den Gestellen – auf die Ochsen geladen und das Dorf zieht los, um seinen *ferik* einzurichten. Man errichtet eine leichte Unterkunft, kreisförmig oder viereckig, einfach aus Strohbündeln und in konzentrischen Kreisen angeordnet, immer mit dem Platz für die Tiere in der Mitte. Die zunehmende Sesshaftigkeit führt zu einer Umstrukturierung der gesamten dörflichen Einheiten, die sich in Familien untergliedern [...]“ (Seignobos 1977, S. 45f).

Das Haus und der Innenraum
„Die Wohnstätten geben Zeugnis von dieser relativ mobilen Lebensweise. In der kleinsten Behausung, die wie ein Schildkrötenpanzer aus Stroh aussieht, findet das Bett der Familie Platz sowie ein Käfig mit Kanarienvögeln; diese für die Nomaden im Tschad charakteristische Form wird hier durch ein ziemlich großes Haus von acht bis neun Metern Durchmesser ersetzt; vier bis sechs Mittelpfähle tragen einen Rahmen, worauf die Dachsparren – verstärkt durch gekrümmte Dachbalken – lagern [...] Die Strohhäuser haben immer geringere Durchmesser, die Stallungen werden immer größer [...]“ (ebd., S. 45f). „Im Innenraum findet man ein sehr großes bedecktes Nomadenbett, das in der Mitte oder leicht versetzt angeordnet ist. Der sich wölbende Baldachin wird von einem Geflecht aus Zweigen verstärkt [...]. Im Norden, in Makari, wird er durch einen einfachen lederbezogenen Rahmen ersetzt. Einzig die Pfosten, die das Bett tragen, sind verziert. Mit zunehmender Sesshaftigkeit werden alle diese Merkmale in den Dörfern für immer verschwinden, es bleiben ein verkleinertes Bett mit einer Bettdecke und einem Moskitonetz. Diese Gebäude sind

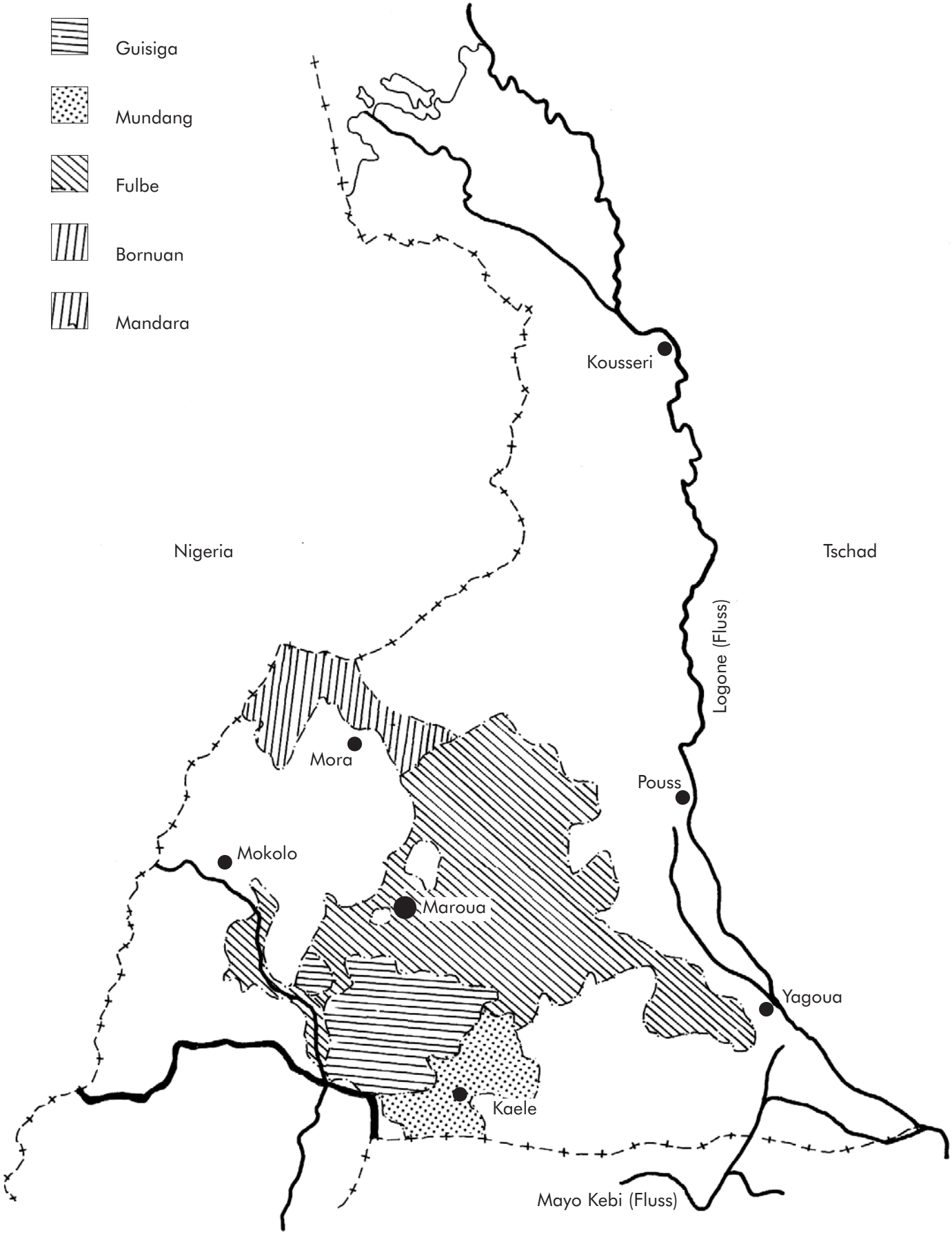


Abb. II.75
Lokale Zuordnung der Ethnien zwischen Tiefebene und Gebirge. Quelle: L. Marthaler

zweigeteilt, einerseits die Küche mit Kochstelle und Kornkrügen, Kalebassen, Butterfässern und der dekorierten Herdstätte. Die gegenüberliegende Seite ist den Haustieren vorbehalten und hat einen leicht gewölbten Fußboden (der ein Ablaufen der Jauche erlaubt), in den Pflöcke zum Anbinden der Tiere eingelassen sind. Jede einfache Familie besitzt ein solches Haus“ (ebd.).

Das Dach und die Wände
„[...] Das sehr dicke, ungeordnete Strohdach wird anhand von Latten ausgerichtet. Die 1,20 Meter hohen Wände sind aus Grasgarben oder Strohbündeln errichtet und manchmal oberflächlich mit Lehmputz versehen. Diese Bauten sehen wie große Heuhaufen aus“ (ebd.).

II.2.5. Zwischen Tiefebene und Gebirge

II.2.5.1. Allgemeines

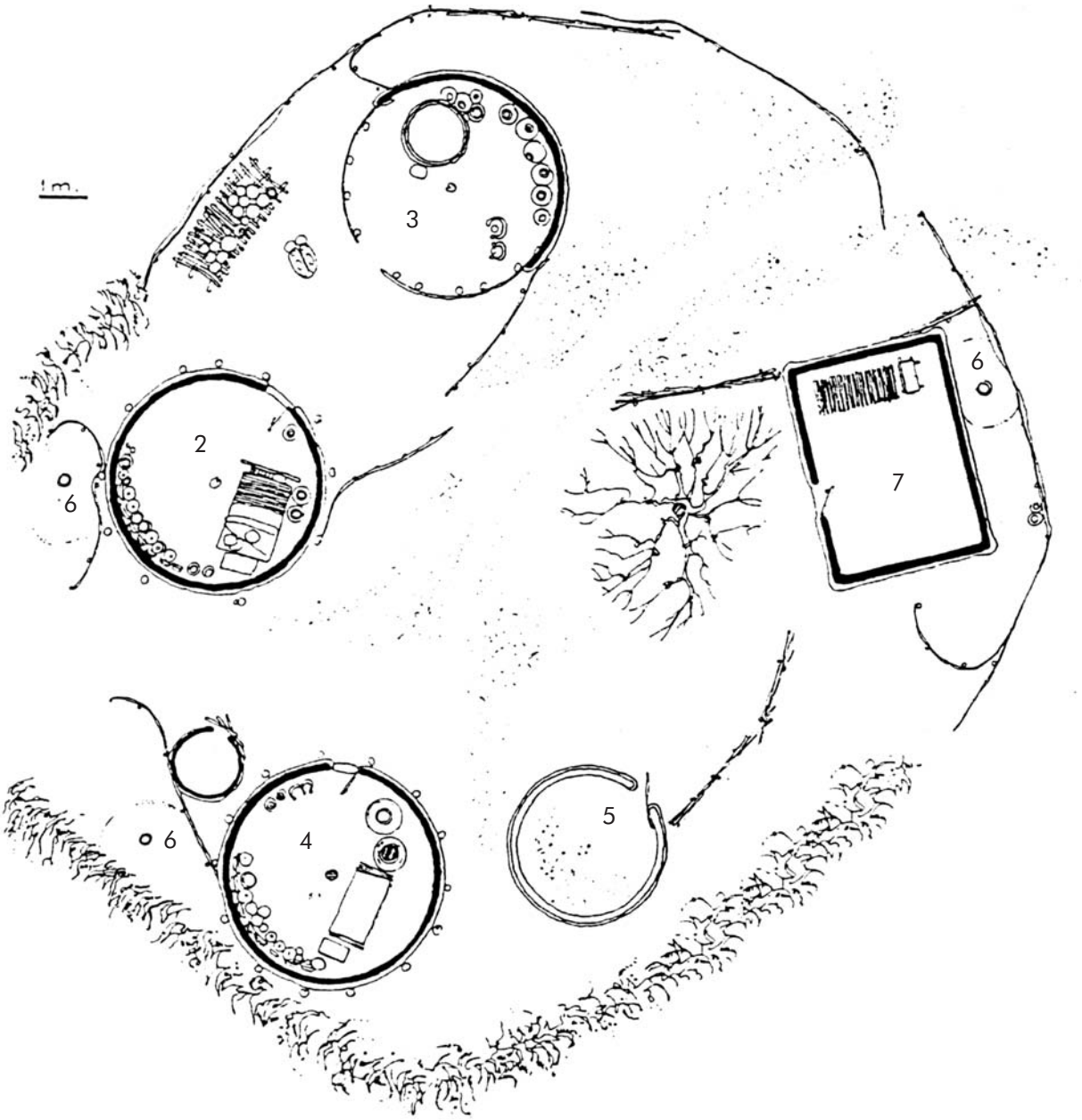
Geografische Besonderheiten
Es ist die Region südlich des Landes der Kotoko, zwischen den Mandara-Bergen, und dem Ufer des Logone. Im nördlichen Bereich finden sich Hügel, und weiter im Osten steinige Ebenen, unterbrochen von Flüssen, die nur in der Regenzeit Wasser führen und in der Trockenzeit leer sind. Die Landschaft zeigt viele Risse und Gräben, die durch frühere Erosionen entstanden sind. Die Vegetation besteht eher aus dornigem Gebüsch (verschiedenen Akazienarten) (vgl. Lembezat 1961, S. 116).

Stammesgruppen
Die Region wird bewohnt von den Mandara, den Fulbe, den Guisiga, den Mundang.

Lokale Zuordnung
Früher Halbnomaden, haben die Fulbe schon seit fast einem Jahrhundert damit begonnen, sesshaft zu werden, und haben sich in größeren und kleineren „Inseln“ in der gesamten Gegend angesiedelt. Die Guisiga befinden sich im südlichen Teil und im Zentrum der Region. Die Mundang sind im südöstlichen Teil des Gebiets angesiedelt, und auch sie leben in Tschad und Kamerun, sie sind Nachbarn der Tupur. Die Mandara sind am Fuß der Mandara-Berge zu finden.

II.2.5.2. Die Wohnstätten der Fulbe (*saré*)

Siedlungsstruktur
Die Fulbe-Dörfer unterscheiden sich nach der Bedeutung, die der Viehzucht beigemessen wird; dies hat Einfluss auf die Lage des Dorfes und die Struktur und der Gehöfte.



1 Häuschen des Mannes
2 Häuschen der Frau
3 Küche
4 Mutter
5 Schafstall
6 Latrine

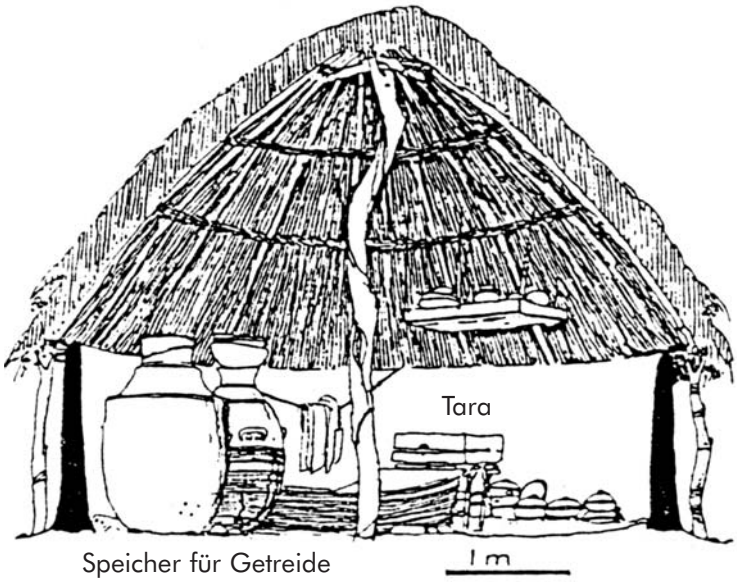


Abb. II.76
Gehöft der Fulbe (Bogo). Quelle: Seignobos 1977, S. 51

Sie waren traditionell „in Gruppen angeordnet und lagen nahe der Straßen, damit einfacher Handel betrieben werden konnte“ (vgl. Seignobos 1977, S. 51).

Das Gehöft

Das Gehöft der Fulbe ist kreisförmig und besteht aus mehreren Häuschen, die früher rund waren und heute eher eckige Formen aufweisen. Die Wände waren aus *secco*-Matten (wie bei den Choa-Araber und den Tupur) gebaut. Heute werden sie zunehmend mit Lehm versetzt. Der Platz für die Tiere liegt am Eingang des Gehöfts. „Ein Teil der Herde kann im Dorf gehütet werden, aber wenn die Landwirtschaft weiter entwickelt ist, werden die Tiere am Rand der Siedlung gehalten, und in der Regenzeit werden sie in anderen Hirtendörfern untergebracht“ (ebd., S. 50).

Der Bereich des Mannes

Am Eingang befinden sich die Häuschen des Mannes und der Söhne; sie sind heute meist viereckig, „und das um so eher, als diese Form als Attribut des Stadtbürgers Ansehen verspricht. Je mehr man sich dem Stadtgebiet nähert, je knapper die Grundstücke, desto höher der Anteil der viereckigen Häuser“ (ebd., S. 51/52).

Der Bereich der Frauen

Er ist im hinteren Bereich des Gehöftes zu finden, und ist mit einem Zaun aus *secco* abgeschirmt. Jede Frau besitzt ein rundes Häuschen, und die Küche wird von allen Frauen in dem Gehöft benutzt.

Die Konstruktion des Häuschens

Die Konstruktion des Häuschens ist ähnlich wie bei den Choa-Arabern, wobei deren Durchmesser kleiner ist. Um die Wände aus *secco* oder Lehm sind äußere Pfeiler angeordnet, „die einen Ring von Reisiggeflecht tragen, worauf die Sparren errichtet sind“ (ebd.).

Die Konstruktion des Daches

„Ein Ring aus Zweigen ruht auf einem gegabelten Querholz/Drehkreuz des Mittelpfostens, wo die Sparren zusammengeführt werden. Die Strohabdeckung ist die gleiche wie bei den Häuschen der Hirtenvölker. Das Dach besteht aus Pflanzenfasern, die ganz oben zusammengebunden werden, damit es nicht zerzaust wird“ (ebd.).

Der Innenraum

„Der Boden wird aufgegraben und mit Sand bedeckt. Das Häuschen ist mit kleinen bauchigen Speichern ausgestattet. Die Stapel mit Kalebassen sind durch Käfige ersetzt. Die Grundstücke sind besser abgeschlossen als bei den Hirtenvölkern und die stachligen Trockenhecken weichen geflochtenen Strohzäunen“ (ebd.). „Das große Bett ist abgeschirmt, aber nicht von einem Baldachin überdacht. Es gibt Tongefäße für die Gewürze und die Hirse, eine Herdstatt. Die kleinen Haustiere und sogar die Kälber befinden sich während Regenzeit in den Häuschen. Die Vorratskammern sind immer unterirdisch innerhalb der Einfriedung des

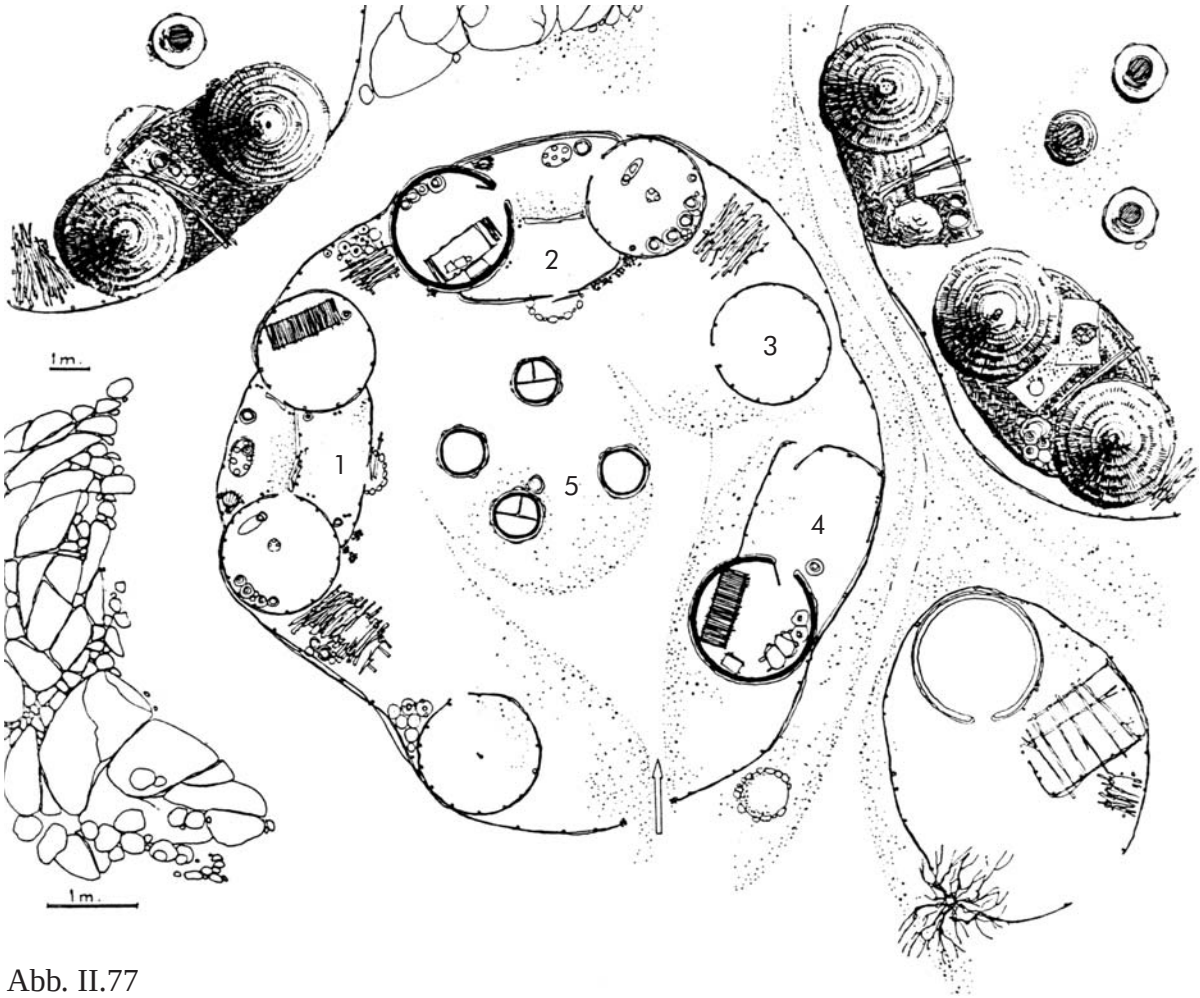
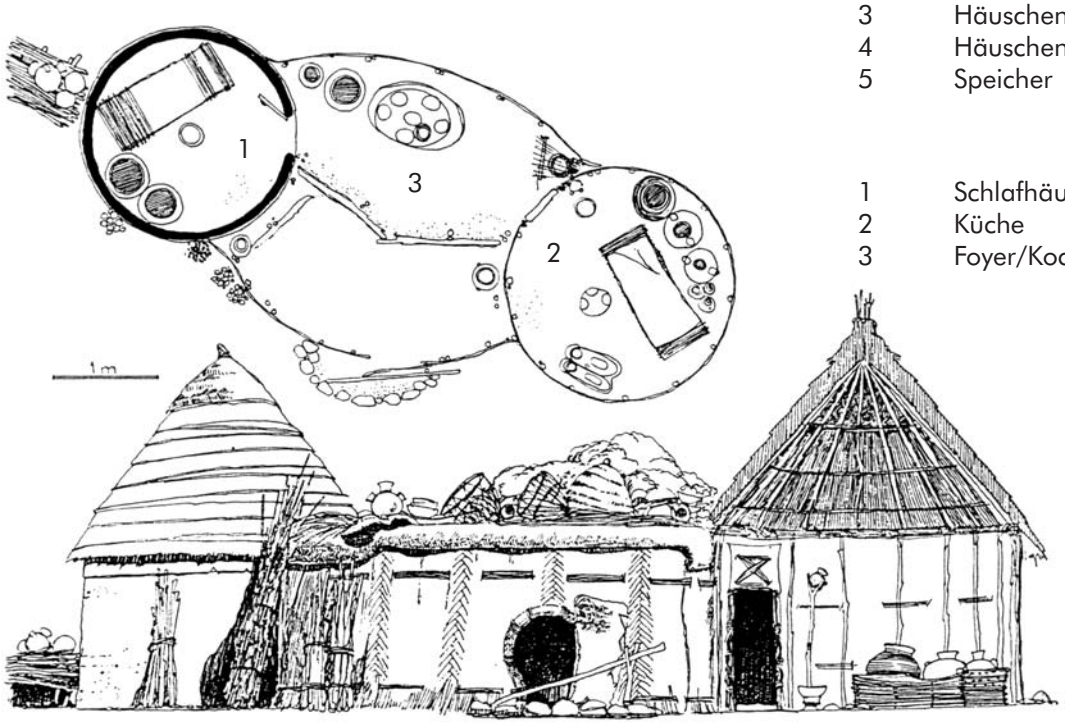


Abb. II.77
Gehöft der Guisiga: Grundriss (Moutouroua). Quelle: Seignobos 1977, S. 36

1 Einheit der 1. Frau
2 Einheit der 2. Frau
3 Häuschen des Sohnes
4 Häuschen des Mannes
5 Speicher



1 Schlafhäuschen
2 Küche
3 Foyer/Kochstelle

Abb. II.78
Gehöft der Guisiga: Der Bereich einer Frau. Quelle: Seignobos 1977, S. 37

Grundstückes angelegt: Geflochtene Beutel mit der Hirse werden in Löcher hinabgelassen, und auch der verbleibende Platz wird mit Hirse aufgefüllt“ (ebd., S. 50).

II.2.5.3. Die Wohnstätten der Guisiga (*Hay*)

Siedlungsstruktur
Die Dörfer der Guisiga bestehen aus gruppierten Siedlungen am Fuß der Hügel, entlang eines Flusslaufs oder eines Baches. Einige liegen in den Hangbereichen der Mandara-Berge. Die Gehöfte sind nach Clans bzw. Familien gruppiert. Jedem Dorf steht ein Häuptling vor, der zusammen mit einen Priester das Leben des Dorfes verwaltet.

Das Gehöft
Der *Grundriss* ist kreisförmig; zur Rechten des Eingangs befindet sich das Häuschen des Mannes, dann folgen die Wohneinheiten der Frauen.

Der Bereich der Frauen
Jede Frau besitzt ein Schlaf-Häuschen, ein Küchen-Häuschen und einen überdachten Empfangsraum, der die beiden Gebäude miteinander verbindet; das Dach ist flach konstruiert. Der überdachte Empfangsraum besitzt eine Öffnung, die die einzige Verbindung von der Einheit der Frau nach außen darstellt. Die Seitenwände dieses Raumes bestehen aus *secco*-Matten; er wird auch als Außenküche in der Trockenzeit benutzt (vgl. Tankoua 1996/97, S. 24).
Alle Kinder unter sieben Jahren und die Mädchen bis zu ihrer Heirat leben im Raum der Mutter zusammen; Jungen, die älter als sieben Jahre sind, besitzen ihre eigenen Schlaf-Häuschen. Die größeren Jungen leben nach ihrer Initiation außerhalb des Familiengehöfts. „Ebenfalls außerhalb des Gehöfts ist weiterhin ein kleiner Platz eingerichtet, der mit Steinen markiert und dessen Boden mit Sand bedeckt ist; er dient als Aufenthaltsort für den Mann und seine Besucher“ (vgl. Tankoua 1996/97, S. 24).

Die Mühle
In der Küche befindet sich ein Mahlstein: ein bearbeiteter Stein, der in Lehm eingefasst ist, wie bei den Völkern der Tiefebenen. „Die Mühle zum Zermalmen der Hirse ist meist im Freien und oft, zumindest in der warmen Jahreszeit, ist sie außerhalb der Einfriedung; dann mahlen die Frauen und Mädchen den Tagesbedarf an Hirse direkt auf einem Felsen. Sie tun es kniend und benutzen oft alte Mulden oder schaffen sich durch ihre tägliche Arbeit neue“ (vgl. Lembezat 1961, S. 118).

Die Speicher
In Form einer „dickbauchigen Flasche stehen sie unter freiem Himmel auf Pfählen und sind den Speichern, wie sie im Gebiet des Logone zu finden sind, ähnlicher als den sonst bei den Bergbewohnern üblichen [...]“ (ebd.). Sie sind in der Mitte des Hofs platziert; der Speicher

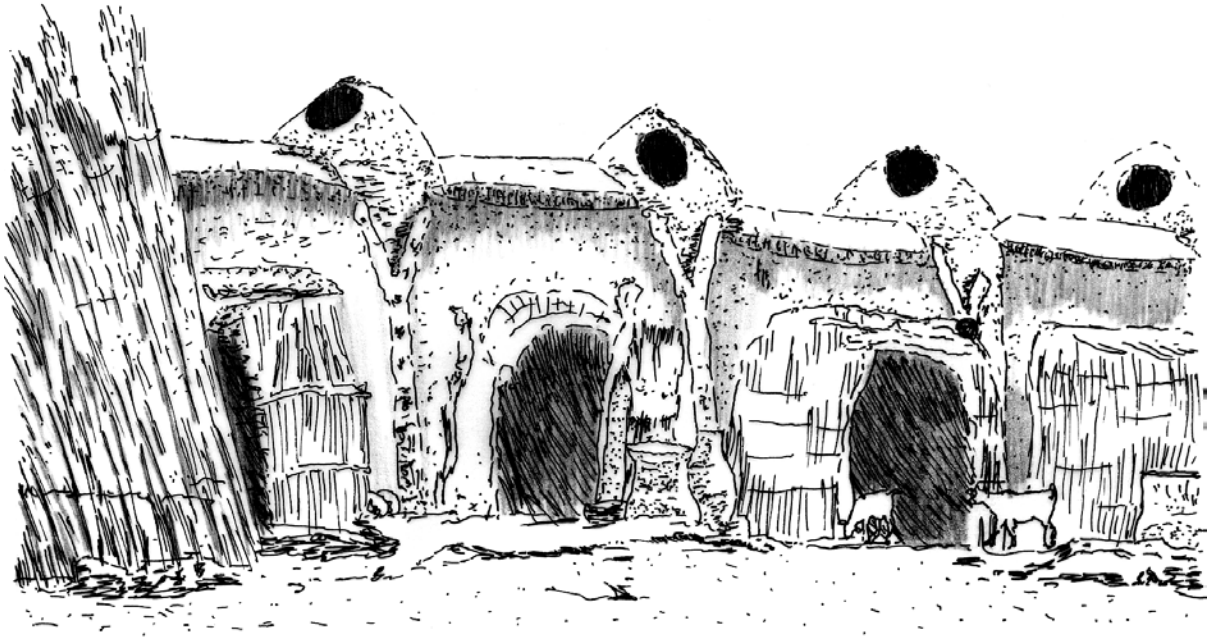


Abb. II.79
Gehöft der Mundang: Innenansicht. Quelle: L. Marthaler, nach einem Bild von Tankoua 1996/1997, S. 31

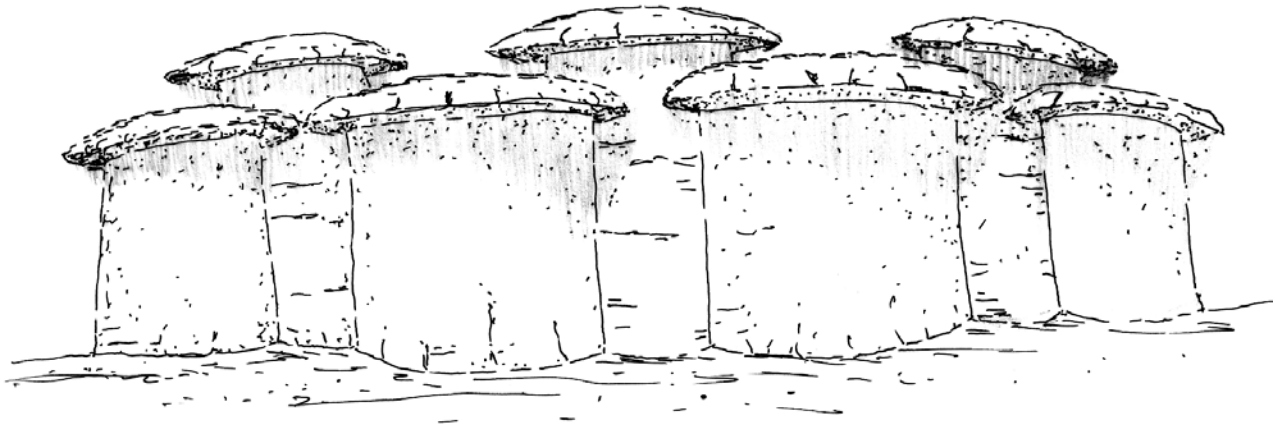


Abb. II.80
Gehöft der Mundang: Aussenansicht. Quelle: L. Marthaler, 1999

des Mannes beinhaltet die Ernte der ganzen Familie. Er gilt als heiliger Ort und dient auch als Opferplatz: „[...] hier befindet sich der ‚Hals des Tonkrugs' (muhuruk), welcher den Geist des verstorbenen Vaters repräsentiert" (Tankoua 1996/97, S. 24). Die Frauen besitzen Speicher zur Aufbewahrung der Zutaten von Soßen und ihrer persönlichen Wertgegenstände.

Besondere Gebäude für die Toten
Solche sind hier vorhanden. „Sie sehen aus wie kleine Hirsespeicher und sind in den inneren Gängen des Guisiga-Gehöfts errichtet; so stellen sie eine Wohnstätte für die Toten dar, und ihre Geister sind nicht fern" (Lembezat 1961, S. 118).

Die Konstruktion der Häuschen
Die Wände des Küchen- und des Schlaf-Häuschens waren früher aus *secco*-Matten und sind heute aus Lehm – wie bei den Tupur und den Fulbe. Der Lehm „wird nur mit Wasser ohne weitere Zusätze geknetet und einige Stunden vor der Verarbeitung ruhen gelassen" (Tankoua 1996/97, S. 27). Die Mauern werden auf einem „Fundament von ca. 10 cm Tiefe in Schichten mit einer Stärke von etwa 15 cm errichtet; die jeweils nächste Lage wird auf die vorangegangene nach einer Trockenzeit von ungefähr 24 Stunden aufgebracht" (ebd.). Die Höhe der Mauern „schwankt zwischen 1,50 m und 1,80 m" (ebd.).

Die Konstruktion der Speicher
Sie erfordern einen besonderen Lehm, der aus Teichen gefördert wird, und dieser wird mit Schilf und Lehm aus Termitenhügeln vermengt (um aufgrund der darin enthaltenen Substanzen den Termiten zu widerstehen). Der Lehm der Termiten ist klebrig und erhöht die Kohäsion des Gemischs. Das Gemisch ruht zwei bis fünf Tage lang und wird täglich mit Wasser befeuchtet, um ein Austrocknen zu verhindern. Die Mauern der Speicher werden in Schichten „[...] auf einer Bodenplatte errichtet, die auf Säulchen aus Stein ruht [...]" (ebd., S. 27); die Mauern werden direkt aus Lehmkugeln geformt (vgl. ebd.).

Die Konstruktion des Daches
Es wird aus Schilf (*paille*) in Kegelform errichtet. Stangen werden durch Lianen miteinander verbunden und mit Lagen aus Schilfmatten, die von unten zur Spitze hin entrollt werden, bedeckt (vgl. ebd., S. 28). Die flachen Dächer der Verbindungshäuschen der Frauen sind aus Hirsestängeln gefertigt; das ganze Gehöft ist umschlossen von einer ›Mauer‹ aus *secco*-Matten, die nur eine Öffnung besitzt (vgl. ebd.).

II.2.5.4. Die Wohnstätten der Mundang

Siedlungsstruktur
Die Dörfer sind wie bei den Guisiga Gruppierungen von Siedlungen, die nach Clans organisiert sind. Das Dorf wird von einem *Chef* und einem Priester, einem Verwalter für die

Abb. II.81
Dachterrasse eines Mundang-Häuschens (bei Kaele). Quelle: L. Marthaler, 1999

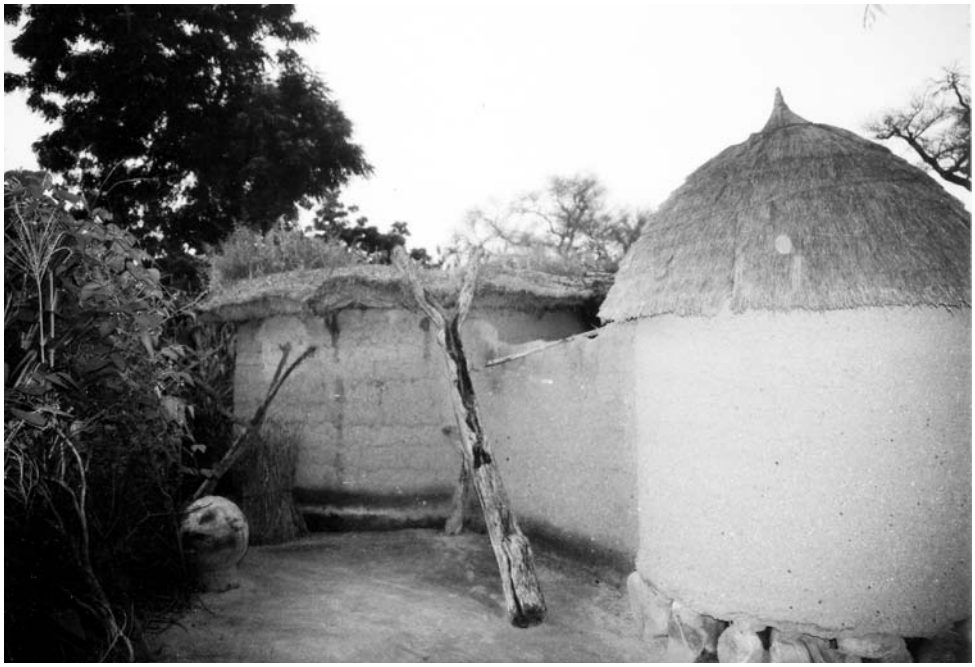


Abb. II.82
Häuschen und Speicher der Mundang (bei Kaele). Quelle: L. Marthaler, 1999

Justiz, einem *Chef* für die traditionellen Zeremonien (z.B. Beschneidungen), und einem *Chef* für den Krieg verwaltet. Die Mundang sind wie die Guisiga Bauern und Jäger.

Das Gehöft

„Der Grundriss ist kreisförmig mit einer Öffnung. Rechts und links davon sind Türme, während die fensterlose drei Meter hohe äußere Mauer auf ihrer Krone eine Abfolge von platten Flächen und daraufgesetzten Pilzen darstellt“ (Lembezat 1961, S. 136).

„Von außen sieht das ganze noch anders aus: Die Speicher sind auch im Kreis aufgestellt und fügen sich so mit ein. Sie bilden einen Hof, und alles zusammen macht einen sehr lebendigen Eindruck, mit offenstehenden Türen der *cases*, den oben gegabelten Leiterpfählen, die an den Wänden lehnen [...]“ (ebd.). „Ihr Gehöft ist mit keinem anderen vergleichbar (zumindest in der Region denn man könnte an die Tata aus Nord-Dahomey oder Senufo denken). Die Häuser der Mundang haben jedenfalls mit ihren Flachdächern und ihren mächtigen Türmen das Aussehen gewaltiger Festungen“ (ebd., S. 136/137).

Die Bereiche des Mannes und der Frauen

Der Mann besitzt einen rundes oder viereckiges Häuschen in der Mitte seines Gehöfts, gegenüber der Eingangstür. Daneben befindet sich sein Speicher für das Getreide, ein Stall für Ziegen oder Rinder und ein Lagerraum.

Jede Frau verfügt eine Einheit aus drei Elementen: Das erste ragt in den inneren Hof und stellt die Küche dar, mit einer Einrichtung wie in anderen Regionen auch; das zweite ist das Schlaf-Häuschen; von diesem gelangt man in den „Turm, der als Vorratsraum oder Abstellkammer benutzt wird und so Krüge, Werkzeug und ähnliches enthält“ (ebd., S. 137). Jede Frau hat außerdem einen Speicher zur Verfügung.

Die Konstruktion der Wände

Gebaut sind sie hauptsächlich auf der Basis eines Lehm-Stroh-Gemischs. Im Innern sind die Wände mit einem Gemisch aus Lehm, Sand und Kuhmist verputzt; der Putz wird mit *karité*-Nüssen poliert und färbt sich so schwarz. Streifen und Karos schmücken die Wände, und der Fußboden ist ähnlich gemacht (vgl. Tankoua, 1996/97, S. 32).

Die Konstruktion der Dächer

Sie sind als Terrassen gebaut. Auf die Hölzer wird eine dicke Matte gelegt, eine Lage Strohbündel von 40 – 50 cm Stärke, und darauf wird eine etwas dünnere Schicht Lehm aufgebracht; zum Schluss kommt eine Schicht Lehm, zum Schutz gegen Regen und mit einer leichten Neigung nach zwei Seiten, die das Wasser abfließen lässt. Das Dach wird als Terrasse von den Frauen benutzt, und wird als Trockenstelle für die Gemüse verwendet, oder für die Verarbeitung der Hirse.

Das Gehöft der Mundang ist, wie die granatenförmigen Häuschen der Musgum, in ihrer traditionellen Form heute so gut wie verschwunden. Die Häuschen werden heute mehr als bei den Nachbarvölkern gebaut (Tupur, Fulbe, Guisiga).

II.3. Zusammenfassung

Der traditionelle Habitat in der Provinz *Extrême Nord* in Kamerun bietet eine große architektonische Vielfalt, die der großen Varietät der ethnischen Gruppen in der Region entspricht. In der Zeit vor der Kolonialisierung war die Region dadurch geprägt, dass diese Baukulturen bewahrt wurden. Aus den verschiedenen Bauformen kann man einige Parameter definieren, die die Baukultur in der Region beeinflusst haben.

II.3.1. Parameter der traditionellen Architektur

Diese lassen sich allgemein nach Mester de Parajd (1988, S. 18) in zwei Gruppen klassifizieren, und zwar nach ihrer Objektivität und Subjektivität:

– zu den objektiven Parametern zählen das Klima (a), die Baumaterialien (b), das Wissen der ethnischen Gruppe (c) und ihr Lebensstil (d);

– zu den subjektiven Parametern gehören die Ästhetik (a), der Respekt vor den Traditionen (b), die Religiosität in der traditionellen Umwelt (c), die Suche nach dem Ansehen (d) (vgl. ebd.).

II.3.1.1. Die objektiven Parameter

(a) Das Klima
In der Provinz *Extrême-Nord* ist das Klima fast durchgängig dasselbe, leichte Variationen ergeben sich in Abhängigkeit von der Landschaft; die bis zu 2.000 Meter hohen Mandara-Berge haben Einfluss auf die Regenfälle, die Luftfeuchtigkeit, die Windrichtung, die Sonnenstrahlung und die Temperaturunterschiede zwischen Tälern und Bergen oder zwischen Tag und Nacht. Unter diesen Einflüssen hat jedes Volk versucht, den passenden Baustil mit den vorhandenen Baumaterialien zu entwickeln, z.B. in den Bergen mit Naturstein und Hirsenstroh als Hauptbaumaterialien, in der Ebene und in den Tälern mit Lehm, Stroh, Schilf und *secco*. Die Verwendung dieser Baustoffe und die Konstruktionen hoher Räume, bietet eine optimale Wärmeisolierung in den Räumen, besonders während der heißen Monate des Jahres (40 °C bis 45 °C außen, und dafür 20 °C bis 22 °C innen).

(b) Die vorhandenen Baumaterialien
Die vorhandenen Baumaterialien, die die Tradition kennt, sind: Naturstein, Lehm, Holz, pflanzliche Fasern wie Stroh, Schilf oder Hirsestängel, Leder und Kuhdung.
Die Kombination von verschiedenen Stoffen wie Lehm und Naturstein aus den Mandara-Bergen mit pflanzlichen Stoffen wie Holz, Stroh, pflanzlichem Fett und Farbprodukten, oder anderen organischen Mitteln wie dem Urin von Tieren, Blut, Dung usw. bilden zusammen die

Grundmaterialien für die traditionelle Bauweise im *Extrême Nord*, aber eigentlich im gesamten Norden Kameruns sowie in der Sahelzone Afrikas. Diese Baumaterialien sind kostenlos oder preiswert in der regionalen Umgebung vorhanden, und sie sind vor allem regenerierbar oder wiederverwendbar. Sie erfüllen so alle Kriterien der Nachhaltigkeit.

(c) Das Wissen der ethnischen Gruppe

Dies ist die Gesamtheit der verfügbaren Technik (vgl. Mester de Parajd 1988, S. 18). Es ist abhängig von

- dem Grad der Entwicklung der Gruppe im Bereich der Technik,
- der verfügbaren technischen Ausrüstung,
- dem Geist der Kreativität und der Erfindungsgabe der Menschen und anderen äußeren Einflüssen.

Charakteristisch für die Völker der Provinz ist die Tatsache, dass jede Volksgruppe ihre eigene Bauweise entwickelt hat, deren Stereotyp traditionell bei jedem Einzelnen der Gruppe erhalten ist, so dass man anhand der Form eines Wohnbaus erkennen kann, welcher Stamm es gebaut hat oder in welchem Gebiet man sich befindet. Die Kenntnisse werden von den Eltern zu den Kindern überliefert: der Sohn versucht, bis ins kleinste Detail sein Haus zu bauen wie der Vater. So wird die Tradition erhalten und überliefert. Die Kreativität bleibt in diesem Fall innerhalb einer Volksgruppe sehr eingeschränkt, und die Behausung spielt eine wichtige Rolle für die Identität dieser Gruppe.

Die Besonderheit der Architektur in der Provinz *Extrême Nord* besteht gerade in dieser Vielfalt der Gestalt und der Konstruktion, da hier über 50 ethnischen Gruppen eng nebeneinander leben; diese könnten einen wahren Schatz an Kenntnissen und Reichtümern für die Architektur und das Bauen in Afrika darstellen.

(d) Der Lebensstil

Dieser prägt in besonderer Weise die Form des Wohnens, und gerade in der Provinz trifft man auf alle möglichen verschiedenen Lebensstile:

- den der Nomaden-Völker, die ihre Häuser immer mitnehmen müssen, wie die Bororo und die Fulbe, die Choa-Araber usw.;
- den der Halb-Sesshaften, die ihre Häuser so bauen müssen, dass sie sie abbauen und fortbewegen können wie bei den Tupur usw.;
- den der sesshaften Völker, die dauerhafte Häuser bauen, wie die verschiedenen Völker in den Mandara-Bergen und in den (Hoch-)Ebenen, die Kotoko, die Musgum, die Massa, die Musai, die Mundang usw.

Auch die Beziehungen zu den Nachbarvölkern haben das Bauen oder die Anlage des Dorfes besonders beeinflusst:

- Die Siedlungsformen der Völker in den Mandara-Bergen und die Anlage ihrer Felder in Terrassen am Hang der Berge zeigen ganz eindeutig auch eine strategische Schutzfunktion gegen Feinde. Auch die Form des Wohnbaus erinnert sehr an eine kleine Burg: Bevor man zu den Gehöften gelangte, musste man einige strategische Bereiche mit Sträuchern passieren (siehe Kap III.).

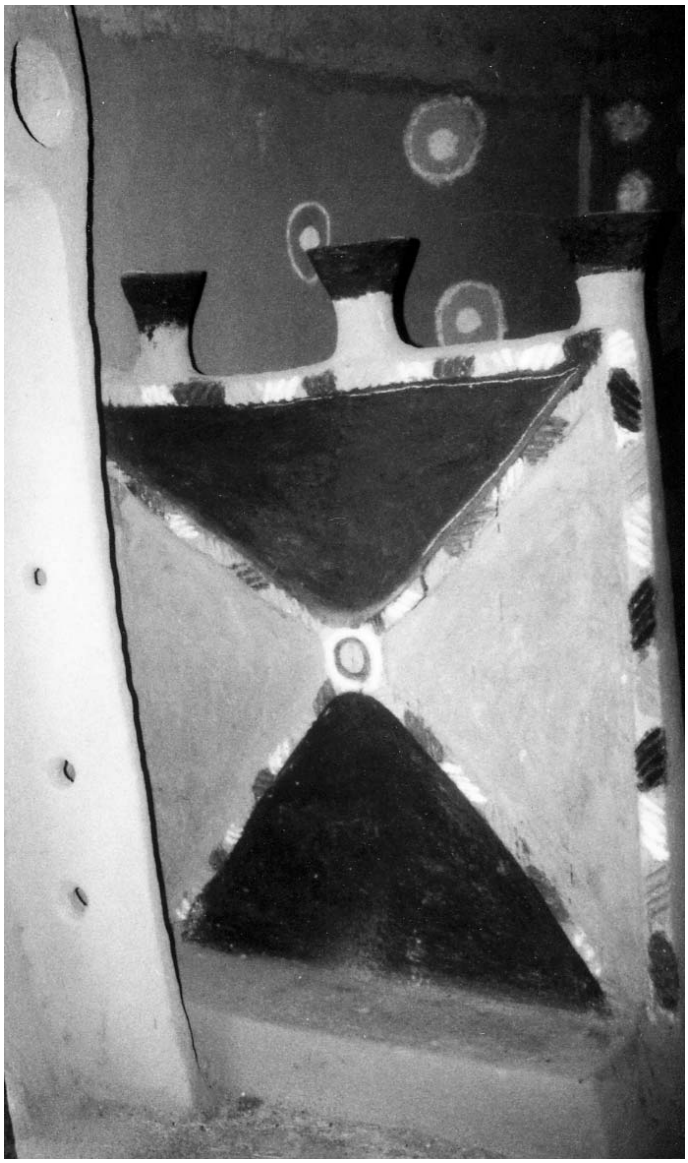


Abb. II.83
Ästhetik. Wandmalerei der Musgum. Quelle: L. Marthaler, 1999

– Viele Dörfer haben ihre zerstreute Struktur aus verschiedenen Gründen: bei den Tupur und Massa ist es notwendig, die Felder ständig zu kontrollieren, da bei diesen Völkern intensive Viehzucht betrieben wird. Es kann sich möglicherweise auch um eine Schutzstrategie gegen den Feind handeln, damit die Ersten, die angegriffen werden, noch die Nachbarn alarmieren können, und noch genügend Zeit für einen Gegenangriff bliebe.
– Die Dörfer, die in städtischen Strukturen gruppiert sind, haben andere Strategien entwickelt: Stadtgebilde wurden z.B. mit dicken Lehmmauern umgeben wie bei den Kotoko, so dass sich an unserem Beispiel gut zeigen lässt, welch starken Einfluss die Beziehungen zwischen den Völkern auf die Besiedelung und die Konzepte des Hausbaus ausüben.

II.3.1.2. Die subjektiven Parameter

(a) Die Ästhetik

Diese spielt in der traditionellen Gesellschaft eine wichtige Rolle. Die verschiedenen Völker haben ihren eigenen Stil entdeckt, wobei dieser unbewusst auch durch die Gruppe, die Strukturen des Geistes, oder durch die Landschaft, und die äußerlichen Umstände inspiriert ist (vgl. Mester de Parajd 1988, S. 18).

Bei den Völkern der Mandara-Berge bemerkt man die Suche nach Schönheit besonders in der Gestalt der verschiedenen Dächer, der hohen Mauern, den Speichern usw. Bei den Völkern der Ebenen ist es bei den Musgum die Gestalt des gesamten Hauses und die Dekoration der Innenwände, bei den Massa und Tupur ist es eher die Gestalt des Daches und der Innenwände, bei den Kotoko die Gestalt der mehrgeschossigen Häuser und bei den muslimischen Völker allgemein mehr die Innen- als die Außendekoration.

(b) Der Respekt vor den Traditionen

Im traditionellen Leben gibt es ein Grundelement, das dem Zusammenleben einen Halt gibt: Die Traditionen geben Gesetze vor, denen alle Mitglieder der Gruppe sich unterordnen, und die mit Strafe durchgesetzt werden. Jedes Volk hat seine eigenen Traditionen entwickelt, wobei man feststellen kann, dass bei den Völkern, die eine gemeinsame Wurzel haben, bestimmte Ähnlichkeiten vorhanden sind; andere Faktoren, die die Traditionen beeinflussen, sind die Religionen. So sind diese Gesetze bei allen Völkern entweder durch die Gemeinde oder durch eine (Zauber-)Religiosität geregelt und sanktioniert (vgl. ebd.). Das zeigt sich besonders in der Anordnung und Nutzung der Räume. Der Respekt vor den Traditionen definiert sowohl die Wahl des Ortes der Gehöfte als auch die Zuordnung der Kultstätten und der geschlechtsspezifischen Häuschen darin.

(c) Die (Zauber-)Religiosität in der traditionellen Umwelt

Sie erscheint bei allen Völkern in der Provinz, ob bei Völkern mit Naturreligionen oder den Moslems. Sie hat einen großen Einfluss auf die Struktur des Wohnbaus. Bei allen Völkern der Mandara-Berge zeigt ein Priester den Ort, an dem das Gehöft gebaut werden soll, denn das Wohnhaus ist hier gleichzeitig ein Ort des Kultes. Auch bei anderen Völkern in der Ebene ist

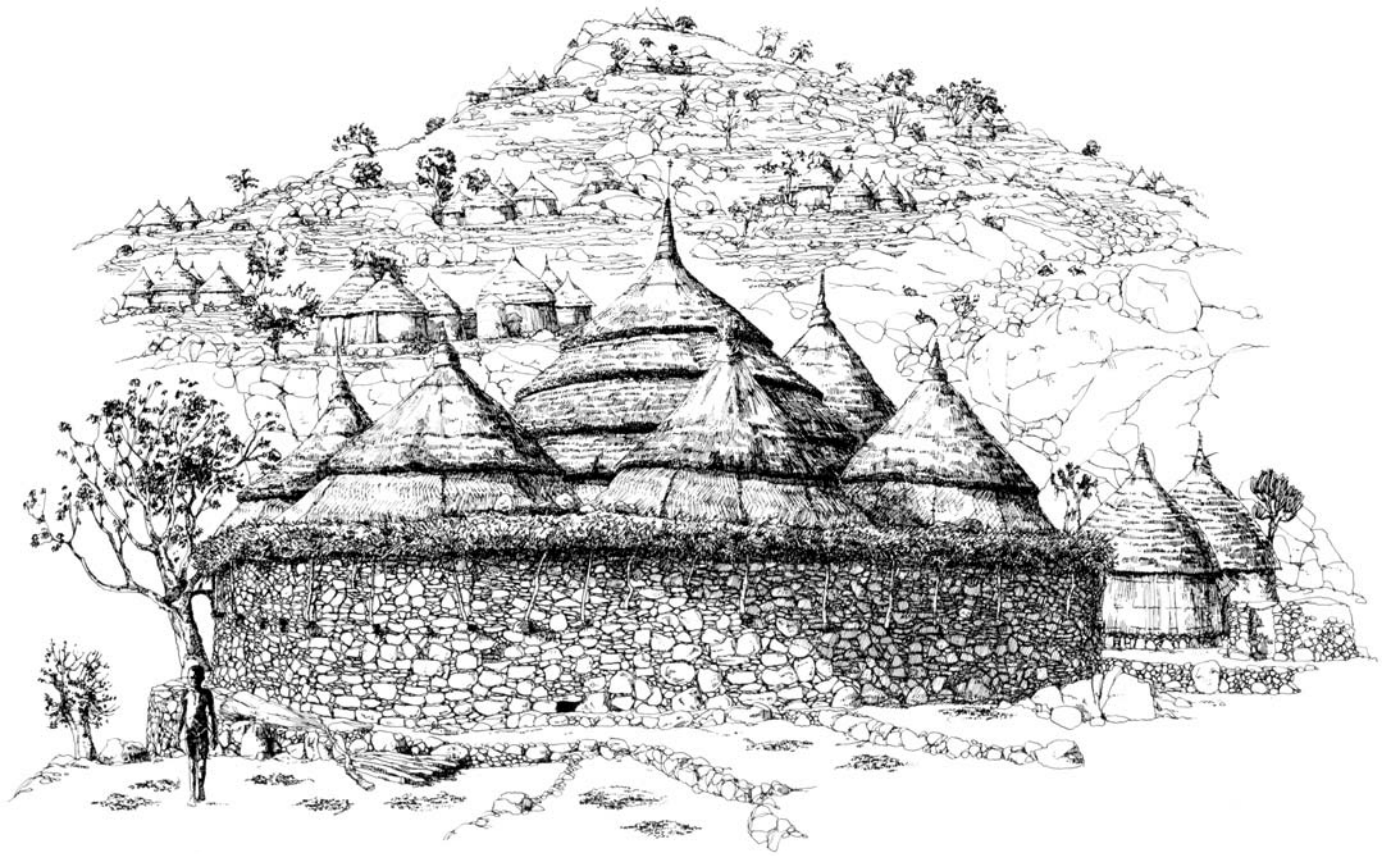


Abb. II.84
Ansehen. Gehöft der Mofu. Quelle: Seignobos 1982, S. 92

das so – außer bei den muslimischen Völkern – wobei die Religiosität anders, aber genauso stark in die Struktur des Wohnbaus hinein wirkt. Die Völker suchen dadurch einen gewissen Schutz gegen Ängste und eine Sicherheit für ihren Lebensstil.

(d) Das Streben nach Ansehen
Dies wird bei allen Völkern deutlich durch die Größe des Gehöfts symbolisiert; Zeichen von Reichtum sind in erster Linie die Vielzahl von Häuschen und Speichern, da diese der Anzahl der Frauen entsprechen, die zum Gehöft gehören, wozu auch noch die Kinder zu zählen sind. So sind zumeist die Paläste der *Chefs* oder Könige beeindruckend groß. Die Größe der Paläste korrespondiert mit der immensen Zahl der Häuschen und seiner Frauen und Kinder. aufgrund der Zahl der Häuschen und seiner Frauen und Kinder. Bei den Kotoko wohnt der Mann in der ersten Etage. Prestige vermittelt sich bei den nicht-muslimischen Völkern über das Wohnen der verschiedenen Frauen eines Mannes, und bei den muslimischen Völker zeigt es sich über das Wohnen des Mannes.

II.3.2. Soziale Organisation und Raumaufteilung

II.3.2.1. Gemeinsamkeiten

Verhältnis ›Dorf‹ – Umwelt: Geschlossen
Das ›Dorf‹ entspricht der homogenen ethnischen Gruppe und weist daher auch im Bereich der Architektur eine Homogenität auf.

Verhältnis ›Dorf‹ – Gehöft: Geschlossen
Sowohl bei den Streusiedlungen in Tiefebenen und Bergland als auch bei den gemeinsamen Siedlungen in Wohnvierteln (Hochebenen und Tiefebenen) bis hin zu den ›Wehr-Dörfern‹ der Kotoko sind die Gehöfte oder Wohnhäuser der Familien mittels einer Umfriedung vom dörflichen Umfeld abgetrennt; diese kann aus einem Mauerchen aus Stein oder Lehm, ebenso aber auch aus einem Zaun aus *secco*-Matten oder stacheligen Zweigen bestehen.

Verhältnis Wohnelement – Gehöft: Geschlossen bis Halboffen und Offen
Die Einheiten sind mehr oder weniger voneinander unabhängig; der Privatsphäre der einzelnen Bewohnergruppen wird ein hoher Stellenwert beigemessen (eine Ausnahme bilden die Mofu, wo alle Mitfrauen in einem Häuschen gemeinsam schlafen, der Mann und die erste Frau besitzen jeweils ein eigenes Schlaf-Häuschen). Folgende Wohneinheiten entstehen:
– Mann
– Frau(en)
– Kinder (meist nach Altersgruppen)
– Gäste.
Funktionale Elemente sind entsprechend zugeordnet:
– Küchen und Speicher

– gesonderte Höfe oder überdachte Plätze.

Halbprivate Bereiche werden betont:

– gemeinsame Räume oder Schlafzimmer
– gemeinsamer Hof
– Empfangsbereich (entspricht häufig dem Bereich des Mannes).

Ein nach außen offener Bereich befindet sich häufig außerhalb des eigentlichen Gehöfts, teilweise als ein dem Durchgangsraum vorgelagerter Hof.

Der Bereich der Frauen ist abschlossen (insbesondere bei den islamisierten Gruppen). Insgesamt bietet sich die Möglichkeit zu individueller Tätigkeit innerhalb des Gehöfts; es ergibt sich eine relativ individualistische Tendenz in der Organisation und der Aufteilung der einzelnen Einheiten des Habitat.

Der Bereich des Mannes ist von dem der Frau oder der Frauen immer getrennt; dies deutet ebenfalls auf eine individualisierende Tendenz hin oder ist dem System der Polygamie und des Patriarchats geschuldet. Der Bereich des Mannes liegt in der Nähe des Eingangs und oft je nach Relief höher als der der Frauen; dies kann mit der Schutzfunktion für die Familie oder ebenfalls mit dem patriarchalen System (Dominanz/Kontrolle) begründet werden.

Die Religion spielt bei allen (traditionellen) Völkern eine wichtige Rolle; in den Bergregionen war dies hauptsächlich ein monotheistischer traditioneller Glaube, in den Ebenen der Islam und der monotheistische traditionelle Glaube.

II.3.2.2. Unterschiede

Die wirtschaftlichen Aktivitäten sind unterschiedlich und wie folgt grob zu klassifizieren:

– Ackerbau
– Viehzucht (nomadisch)
– Ackerbau mit Viehzucht (halbnomadisch/sesshaft)
– Fischfang
– Jagd
– Weber- und Schmiedehandwerk usw.

Innerhalb einer Ethnie finden sich kaum Spezialisierungen.

Die Orte der religiösen und kultischen Praktiken sind verschieden:

– Bei den Bergbewohnern, in den Hochebenen, bei den Mundang, den Guisiga und den Massa in den Tiefebenen befinden sie sich meist innerhalb des Gehöfts;
– bei den islamisierten Völkern sind sie außerhalb des Gehöfts in Form einer Moschee;
– bei den Tupur gibt es außerhalb des Gehöfts – im Tschad – einen zentralen kultischen Ort (*huli doré*) mit einem Priester; bei den Bergbewohnern gibt es Priester an heiligen Orten auf den Gipfeln der Massive.

Anhand dieser Gemeinsamkeiten und Unterschiede kann schlussfolgernd hervorgehoben werden, dass damit für die Provinz *Extrême-Nord* von einer Baukultur gesprochen werden kann, die ebenso für diese Region wie für die kulturell und geografisch ähnlich situierten Regionen in Afrika – z.B. Sahelzone – festzustellen ist.
Transformationsprozesse auch im Bereich des Habitat haben schon vor geraumer Zeit eingesetzt; die Phase der ›Modernisierung‹ aber, die mit dem 20. Jahrhundert angebrochen ist, führte zu einer Destrukturierung und der Zerstörung der traditionellen (Bau-)Kultur einerseits und der Implantation einer Neuen andererseits.

Der folgende Abschnitt hat die Analyse der Transformationen des Habitat von der traditionellen hin zur ›modernen‹ Form zum Gegenstand. Die leitenden Fragen sind:

– Welche Faktoren beeinflussen den Wandel des Habitats?
– Wie erfolgt der Wandel in Bezug auf den traditionellen Habitat? – Findet er in Form der Zerstörung des Alten ohne Wiederkehr und ohne Rückgriff auf die lokalen Kulturen statt, oder gibt es eine gewisse Kontinuität? – Kurz: Von was für einer Baukultur kann heute in der Region gesprochen werden?

Ethnie	Gebiet	Architektur-Gruppe	Bez. d. Habitat	Siedlungsform	Grundriss/ Lageplan	Elemente d. Habitat	Bau-materialien	Familienform	Soziale Organisation	Wirtschaftliche Aktivitäten	Religion
Mafa	Mandara-Berge (von Süden nach Norden)	Mafa	*ay*	Das Massiv oder die Massive bilden das Dorf; die Gehöfte liegen zerstreut auf den Hängen, vom unteren bis zum oberen Teil des Massivs.	Mitei nander verbundene Elemente; Form tendiert zum Kreis; Eingang zum Hang (nach oben) hin gelegen. Der Bereich des Mannes befindet sich in der Nähe des Eingangs; das Gehöft ist von einer Mauer aus Stein umschlossen.	Hof; Bereich des Mannes: Schlaf-Häuschen/Speicher-Häuschen; Häuschen der Frauen: Schlaf-Häuschen, Speicher-Häuschen, Küchen, Speicher. Mehrzweckräume; Opferstätte. Häuschen für Gäste; Trockenstelle; Schafstall; Kuhstall (Kammer).	Natursteine Lehm	Patriarchales System; Polygamie und Monogamie.	- Jeder verheiratete Mann ist Familienoberhaupt; - im Falle der Polygamie spielt die erste Frau eine dominierende Rolle gegenüber den anderen Ehefrauen des Mannes; - zu jedem Massiv gehört ein Priester, der auf dem Gipfel wohnt; - jedes Dorf hat einen *Chef*.	- Bauern; - Anbau auf Terrassen in den Massiven, - Tierhaltung: ein eingeschlossenes Rind zu kultischen Zwecken; Opfer nach 2-3 Jahren (*Maray*); - Schmied als Beruf.	- Ahnenkult und monotheistischer Glaube; - sehr intensive Religionsausübung; Vorhandensein eines Opferorts in jedem Gehöft.
Hide											
Mofu		Mofu	*gay*								
Molkoa											
Mokyo											
Muyang											
Ftak											
Tchede											
Dugur											
Mekin											
Mokong											
Gudur											
Massakal											
Tchuwok											
Mineo											
Zulgo											
Mada											
Uldeme		Podokwo	*ray*								
Podokwo											
Muktele											
Kotoko	Tiefebenen in der Umgebung des Tschadsees			Gruppierte Siedlung; Stadtstruktur.	Rechteckige Anlage.	Bau i. Etagen Bereich des Mannes/der Frau(en)	Lehm/Holz Schilfstroh	Patriarchales System; Polygamie und Monogamie.	Keine Dominanz einer Frau Jeder verheiratete Mann ist Familienoberhaupt; - jedes Dorf hat einen *Chef*.	Fischfang Landbau	Islamisiert
Choa-Araber				Gruppierte Siedlung nach Clans.	Tendenz zur Kreisform.	Häuschen f. jede Familie; Ziegenstall; Koppel f Vieh.	Schilfstroh *Secco*-Matten Lehm			Landbau Viehzucht	
Fulbe			*sare*	Gruppierte Siedlungen.	Tendenz zur Kreisform.	Bereich des Mannes, Bereich der Frau(en), Ziegenstall.	Lehm Schilfstroh *Secco* Matten Holz	Patriarchales System; Polygamie und Monogamie.	- Keine Dominanz einer Frau; - jeder verheiratete Mann ist Fam.-oberhaupt; - jedes Dorf hat einen *Chef*.	Landbau Viehzucht	Islamisiert
Guisiga			*hay*	Gruppierte Siedlungen nach Familien oder Clans.					- Keine Dominanz einer Frau bei den Moslems; Dominanz der 1. Frau bei den Nicht Moslems; - jedes Dorf hat einen *Chef*.	Landbau Jagd	Z. T. stark islamisiert; Tradit. (Ahnen-) Kult noch vorhanden.
Mundang			*gue-yang/ pechale*						- Keine Dominanz einer Frau bei den Moslems; - jeder verheiratete Mann ist Familien-oberhaupt; - jedes Dorf hat einen *Chef*.		
Vame-Breme	Flache Hänge der Mandara-Berge			Auf den flachen Hängen verstreute Gehöfte				Wie oben		- Landbau an den Hängen; - Tierhaltung (Großvieh) stärker entwickelt.	Wie oben
Kirdi Mora									Wie oben		
Gelebda											
Maba	Hochebenen der Mandara-Berge; südlicher Teil; Ca. 800-1000m hoch gelegen	Mafa - Mofou	*rumzu*	- Gemeinsame Siedlungen; - Aufteilung in Wohnviertel; - Straßen/Friedhof.	- Tendenz zur Kreisform; - Eingang nach oben hin; - Bereich d. Mannes im höher gelegenen Teil.	Eingang; Hof; Bereich des Mannes; Bereich der Frau; Kult- und Opferstätten; Speicher im Freien	Lehm Stein *Secco* Matten Schilfstroh Holz	Wie oben	Wie oben	- Landbau, Viehzucht, Jagd; - Web-Handwerk bei den Männern sehr entwickelt.	Ahnenkult dominiert, Opferstätten in fast jedem Habitat.
Wula											z.T., seit den 60er Jahren, islamisiert
Kortchi											
Kapsiki		Kapsiki									
Daba											
Dimeo											
Budum											
Hina											
Musgum	Tiefebenen am Ufer des Logone		*teulek*	Dorfform; gemeinsame Siedlungen nach Familien/ Blutsverwandtschaft	- Kreisförmiger Grundriss; - Häuschen des Mannes im Eingangsbereich; - Habitat ist umzäunt.	Häuschen d. Mannes; Bereich der Frauen; Ziegenstall; umzäunter Bereich für Vieh; Speicher im Freien.	Lehm/Stroh *Secco* Schilfstroh Holz	Patriarchales System; Polygamie und Monogamie.	Wie oben; - erste Frau hat eher symbolische Bedeutung, nicht Dominanz; - Jeder verheiratete Mann ist Familienoberhaupt; - jedes Dorf hat einen *Chef*.	Landbau Fischfang	Überwiegend islamisiert
Massa			*sina/ tzina*								- Landbau, - Fischfang, - Viehzucht.
Tupur			*tin*	In den Feldern verstreute Siedlungen							- Ahnenkult/ Monotheismus, - keine Opferstätte im Habitat, - Ahnenkult weniger stark.

Abb. III.1
Hybride Form (Tokombere im Tal der Mandara Berge). Quelle: L. Marthaler, 1999

III. Wandel des Habitat und der Siedlungen

Wenn man die Entwicklung der Regionen in der Provinz *Extrême-Nord* über die Jahre betrachtet, fällt sofort auf, dass sich fast das ganze Gebiet verändert hat.
Heute treten in den Städten und Dörfern die traditionelle Bauweise und Siedlungsformen immer mehr zurück; ausschlaggebend hierfür sind soziale Änderungen aufgrund politischer, religiöser, ökonomischer und umweltbezogener Faktoren.

In den folgenden Abschnitten wird versucht, die Symptome sowie die Faktoren, und die verschiedenen Formen dieser Wandlung herauszufinden. Und schließlich wird eine exemplarische Untersuchung über die verschiedenen Aspekte des Wandels einer kleinen Stadt am Beispiel von Kaele durchgeführt.

III.1. Symptome des Wandels – die Auflösung der traditionellen Bauweise

In der gesamten Provinz kann man einen Wandel im technischen Bereich beobachten, der mehr oder weniger fortgeschritten ist: je nach Region und Lage – Stadt oder Land, Entfernung zur nächsten Stadt, Abgeschiedenheit oder Ausgesetztsein gegenüber Wanderungsbewegungen –, nach vorhandener technischer Infrastruktur, Wasser- und Stromversorgung, Vorhandensein einer Teerstraße usw.

In der Bauweise ist folgendes zu beobachten:

– *Bei den Gehöften*
  Die Gehöfte werden kleiner oder existieren nicht mehr in ihrer Komplexität; man spricht zunehmend nicht mehr von ›Gehöft‹ sondern vom ›modernen Haus‹. Jede Spur einer traditionellen Form wird heute bis zum kleinsten Detail hin ausgelöscht. Die Bauweise, die die traditionelle Architektur ersetzt, ist eine hybride Form, die die genannten Veränderungen in höherem oder geringerem Maße aufweist. Diese hybriden Formen stellen mittlerweile die dominierende Bauweise in den Städten Kameruns bzw. Afrikas dar. Dennoch sind sie als Übergang zu sehen: Das Ziel ist die ›moderne, westlich orientierte Bauweise‹. Die besonderen Merkmale, die soziale Organisation und Raumaufteilung, die in der traditionellen Bauweise zu finden waren (siehe Abschnitt II.3.2.), haben sich – durch verschiedene Faktoren beeinflusst – im Lauf der Geschichte gewandelt.

– *Im Grundriss*
  Fast überall bricht die Struktur der Gebäude auf: die Elemente lösen sich voneinander, der Hof öffnet sich, die Speicher werden nach außen versetzt oder verschwinden ganz, die Räume werden größer, zunehmend kompakt, und nicht mehr von einander getrennt (Häuschen). Es vollzieht sich generell ein Wandel von der runden zur rechteckigen Form.

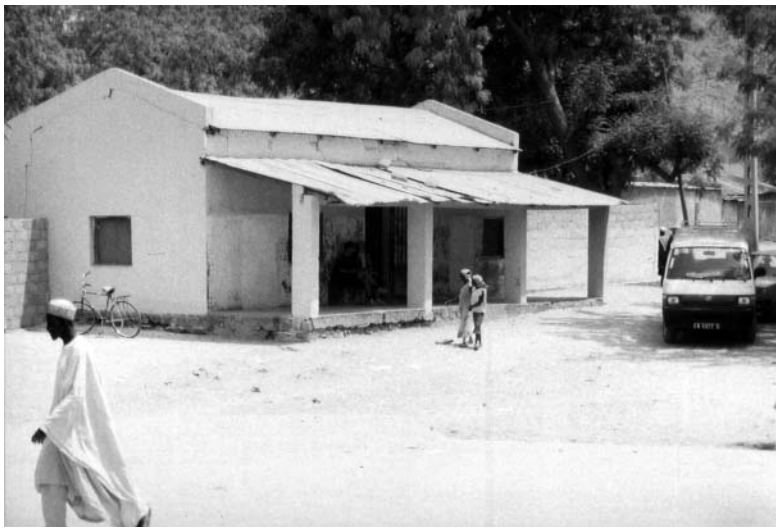


Abb. III.2
Hybride Form (Mora). Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.3
Hybride Form (Kaele). Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.4
Ansicht eines Kolonialhauses zum Vergleich (Kaele). Quelle: L. Marthaler, 1999

– *In den Details*

Türen	bestehen entgegen der Tradition nicht aus geflochtenen Matten, sondern aus festem Material wie Holz, Glas oder Metall;
Fenster	es werden eher Fenster eingebaut, die meist aus demselben Material bestehen wie die Türen;
Mauern	der Bau mit Kugeln aus Lehm tritt immer stärker gegenüber Ziegeln aus ungebranntem oder gebranntem Lehm oder Betonhohlblockstein zurück; Mörtel mit Zement wird meist verwendet;
Dächer	allgemein verschwinden die traditionellen Dächer aus Stroh/Schilf, die Terrassendächer oder Kuppeldächer aus Lehm werden durch Konstruktionen aus Wellblech ersetzt.

III.2. Faktoren des Wandels

III.2.1. Soziopolitische Faktoren

III.2.1.1. Der strategische Aspekt in der Geschichte – die Strategie von Schutz und Verteidigung

Auch die ›traditionellen‹ Formen des Wohnbaus und der Besiedlung sind schon immer einem gewissen Wandel unterworfen, da die Region an einem Kreuzungspunkt in Afrika liegt, an dem sich im Laufe der Jahrhunderte mehrere Völker und Zivilisationen begegneten.

In der gesamten Region wurden Zonen besiedelt, die einen natürlichen Schutz boten. Die Menschen nutzten Flüsse, Seen, Sumpfgebiete und Berge als natürliche Schutzzonen, die meist noch verstärkt wurden.
Es lässt sich für die gesamte Region feststellen, dass der strategische Faktor der Verteidigung gegen unterschiedliche Feinde über einen langen Zeitraum hinweg – in der unsicheren Zeit kriegerischer Auseinandersetzungen unter den verschiedenen Völkern im Vorfeld der Besetzung des Raums durch fremde Eroberer und besonders auch im Zusammenhang mit dem Sklavenhandel, der von den alten muslimischen Völkern in der Region betrieben wurde – die Wahl der Siedlungsorte im Zusammenhang mit Wanderungsbewegungen, die Raumaufteilung, die Form und sogar den Grundriss des Habitat geprägt haben muss.
Ein bis heute gut sichtbares Beispiel stellen die alten, von einer Mauer umgebenen Städte der Kotoko dar, ebenso auch der Habitat der Mandara-Berge und -Hochebenen.

In Bezug auf die heutigen Siedlungsgebiete der Kotoko kann man aus der historischen Forschung über die Region entnehmen, dass ihre ursprünglichen Bewohner die Sao waren, deren Nachfolger die Kotoko sind. Lebeuf schreibt: „Das Alter der Städte ist ein unbestreitbares Charakteristikum. Sie alle besitzen ihren Ursprung in Sao-Gründungen [...]. Ihr Ursprung liegt in einer Zeit, in der die primitiven Einwohner der Region – zumeist Fischer und Jäger – unter dem Druck äußerer Gefahren ihre kleinen und offenen Dörfer [...] verließen, um wesentlich größere Siedlungen zu errichten, zu denen ein wichtiges defensives Element gehörte, nämlich die Stadtmauer. Alles spielte sich ähnlich ab wie im Falle der Gefahren, die in den Ebenen von den Überflutungen ausgingen, die dazu führten, dass die Menschen sich auf natürlichen *tertres* niederließen; hier bedingte die Invasion Fremder, dass größere Verbände gegründet und diese neuen Gemeinschaften auch besser geschützt werden mussten“ (A. Lebeuf 1969, S. 53/54).

Die heutigen Bewohner der Mandara-Berge waren ungefähr zur selben Zeit ebenfalls dem Druck durch die Islamisation ausgesetzt und flohen vor den Feinden in die Berge und Hochebenen, die für Reiter praktisch unzugänglich waren; sie besetzten die Massive und entwickelten eine eigene, der Umgebung angepasste Kultur, angefangen vom Habitat mit seiner

Abb. III.5
Dunkelheit im Innenhof eines Mafa-Gehöftes. Quelle: L. Marthaler, 1999

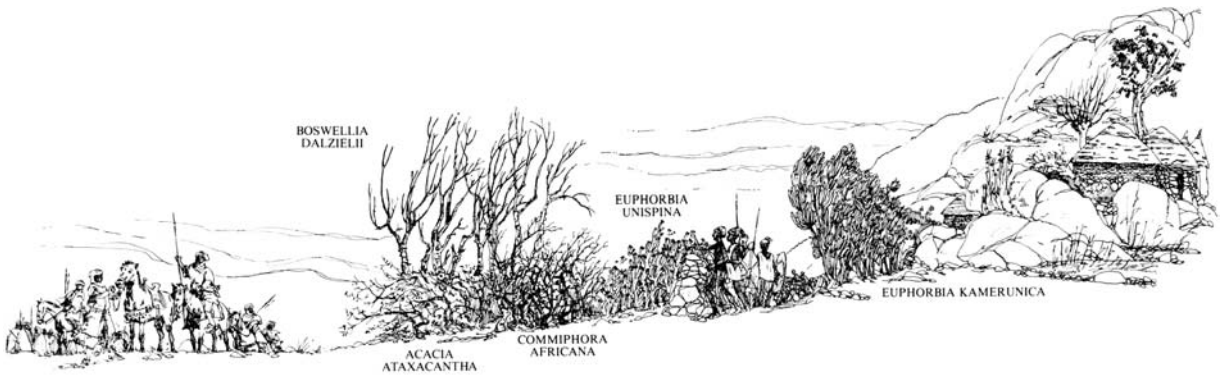


Abb. III.6
Angelegte Vegetation zur Verteidigung bei den Mokong. Quelle: Seignobos 1982, S. 27

defensiven Form, die an die europäischen Burgen erinnert, über die Landwirtschaft im Terrassenanbau, die sich an allen Hängen der Massive findet, über die verwendeten lokalen Baumaterialien bis hin zur Verwendung der natürlich gewachsenen oder künstlich angelegten Vegetation als Mittel der Verteidigung. Seignobos bemerkt zum Aspekt der Verteidigung bei den *ay* der Mofu: „[...] kein Innenhof ist vorhanden und kein Übergang, der nicht überdacht wäre, alles ist hermetisch verschlossen. Die hohen Mauern – oben mit Schichten von *Gardenia erubescens* bestückt –, die den rückwärtigen Teil des *ay* umschließen, die Kammern oder Räume, die an die Ziegen- und Viehställe angebaut sind und die wie Erker über die Terrassen hinausragen, verstärken noch den festungsähnlichen Eindruck, den dieser Habitat erweckt. Die Struktur des *ay* zielt darauf ab, drei Reichtümer zu schützen: die Frauen, die Vorräte und das Vieh [...]“ (1982, S. 75).

Als Maßnahme zum Schutz gegen Diebstähle an den Vorräten kann für die anderen Bergbewohner festgestellt werden, dass die Speicher sich häufig in der Mitte des Innenhofes befinden und teilweise nur einen Zugang haben, der vom Mann bewacht wird. Bei den Bergbewohnern herrscht weiterhin allgemein Dunkelheit im Innern des Habitat, was ebenfalls die Bewegungsmöglichkeiten eines fremden Eindringlings erschwert; bei den Völkern der Tiefebenen, die Viehzucht betreiben, verbringt die große Rinderherde die Nacht im Innern des Gehöfts, ebenfalls aus Gründen der Sicherung gegen Diebstahl.

Auch die Bäume spielten in allen Bereichen eine defensive Rolle: „[...] Die Reise Barths ins ‚Land der Musgum‘ dokumentiert hier deutlich die Wichtigkeit der Wälder, da er die Landschaft als ein Wechsel von gut bestellten Lichtungen und dichten, schwierig zu durchdringenden Wäldern beschreibt. So hatte am 30. Dezember 1851 seine Expedition, als sie sich dem Land der Tupur näherte, noch ‚fünf bis sechs Stunden Fußmarsches vor sich, um den äußeren Bereich des Waldes zu erreichen‘ (S. 39). Der Habitat selbst liegt häufig in der unmittelbaren Nähe des Waldes [...]. Die ‚Städte‘ der Kotoko berührten zusätzlich zu ihren Mauern die Wälder. Dies trifft für Afade zu, wo ‚ein dichter Wald sich bis zu den Mauern der Stadt erstreckte‘ (Barth, H., S. 70[21])“ (Beauvilain 1989, S. 370).

Sie wurden in dieser Weise an strategischen Stellen gepflanzt und gepflegt, um den Vormarsch von Feinden zu erschweren.

Diese Verteidigungsstrategien, die die historische Vergangenheit charakterisieren, fanden auch eine Fortsetzung in der Zeit der deutschen und der französischen Kolonialherrschaft in der Region.

[21] Beauvilain zit. Barth: (1965) Travels and discoveries in North and Central Africa being a journal of an expedition undertaken, the auspices of HBM’s in the years 1849 – 1855. Édition du centenaire, Londres. Bd. 1, 657 S./Bd. 2, 709 S./Bd. 3, 800S.

III.2.2. Sozioreligiöse Faktoren

Vor der Kolonialisation war die Gesellschaft im Norden von Kamerun in zwei religiöse Sphären geteilt: Es gab die Anhänger der afrikanischen Religiosität mit Ahnenkulten und die Moslems. Diese Zeit war von Auseinandersetzungen und Kriegen geprägt: Die Stämme mit traditioneller Religiosität, die ihre eigenen sozialen Strukturen aufrechterhalten hatten, mussten sich gegen die Zwangsislamisierung verteidigen.
Mit der Kolonisation wurde diese Ära beendet, um von einer neuen, nicht weniger schwierigen, abgelöst zu werden. „Die Beteiligung der Kolonialverwaltung an sozialer Gewalt ist also paradox. An einem Wachstum der Bevölkerung interessiert, paktierte sie mit den moslemischen Gesellschaften, die allein einen organisierten Widerstand hätte bieten können, um vielmehr zunächst die animistischen, unorganisierten Bergvölker buchstäblich zu attackieren und so, besonders in bestimmten Bergmassiven, regelrechten Völkermord zu begehen. Statt die Menschen mit Maßnahmen zur Entwicklung zu zähmen [*d'apprivoiser*], für die sie selbst keine Mittel besaß, machte es sich die Verwaltung mindestens für zwei Jahrzehnte zur Gewohnheit, ihre Anstrengungen auf die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und die Rundreisen zum Eintreiben der kärglichen Steuern zu konzentrieren [...]“ (Beauvilain 1989, S. 581).

Mit der späten Ankunft christlicher Missionare (z.T. erst um 1949) auch in der Provinz *Extrême Nord* begann – insbesondere für die Stämme die nicht islamisiert waren – ein neuer Zeitabschnitt; er brachte für diese Stämme, die oft in sich verschlossen und von der Regierung vernachlässigt lebten, einen gesellschaftlichen Wandel mit sich. So entstand eine dritte religiöse Sphäre, die des Christentums, die die Entwicklung in der Region und im ganzen Land beeinflusste. Der gesellschaftliche Wandel, der innerhalb der jeweiligen Sphäre von statten ging, schlug sich auch in der Architektur nieder, und besondere Auswirkungen hat dabei auch die Rolle, die der Frau in der Gesellschaft eingeräumt wird.

III.2.2.1. Die traditionellen Gesellschaften

In den Stämmen mit traditioneller Religiosität ist die Polygamie vorherrschend und charakteristisch. Der Mann ist der Hausherr, und seine Frauen sind dazu da, seine Nachkommenschaft zu vergrößern. Dieses strukturelle Merkmal drückt sich in unterschiedlicher Weise in der Architektur aus. Der junge Mann wohnt zuerst noch bei seinen Eltern, oder neben der Wohnstätte der Eltern. Sobald er heiratet, zieht er aus, und er muss sich ein neues Gehöft für sich und seine junge Frau bauen. Diese erste Heirat ist so gleichbedeutend mit der Gründung einer neuen Familie, die jedoch der Familie der Großeltern und der ganzen Verwandtschaft tief verbunden bleibt. In diesen traditionellen Gesellschaften scheint der Frau jedenfalls eine relativ hohe wirtschaftliche Unabhängigkeit eingeräumt zu sein, was sich architektonisch hauptsächlich in der Anzahl der *cases* (Häuschen) zeigt, über die sie allein verfügt. Auf diese Weise hat sie einen eigenen Bereich in der Einheit des Gehöfts für sich,

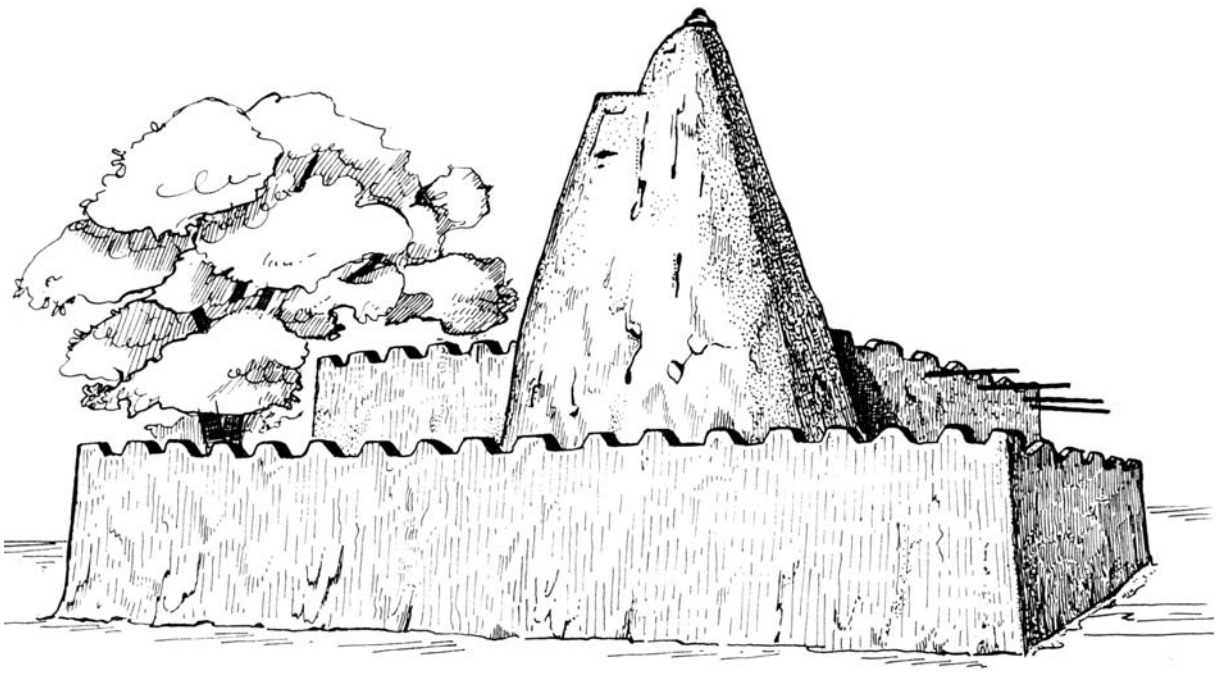


Abb. III.7
Der Turm (guti) und die Moschee der Kotoko (Kousseri). Quelle: Lebeuf, Annie M.D. 1969, S. 94

bestehend aus einem Schlafhäuschen, einer Küche, einem Speicher, einem Stall für Ziegen und Kleintiere usw. So bestehen die Gehöfte aus einem Zusammenschluss solcher kleinerer Einheiten.
In den meisten dieser Gesellschaften legt die Reihenfolge der Ankunft der Frauen – ausgehend vom besonderen Status der ersten Frau – die Zuteilung ihrer Bereiche in der Wohneinheit fest. Bei den Frauen, die ihr Mann vielleicht später noch heiratet – unter der Voraussetzung, dass sie dem zustimmt, vergrößert sich das Gehöft mit der Ankunft jeder neuen Frau.
Die Mädchen dagegen wohnen gewöhnlich bis zu ihrer Heirat bei ihrer Mutter oder der Großmutter – in den Hochebenen und den Mandara-Bergen gibt es jedoch auch die Ausnahme, dass die jungen Mädchen ihre eigenen *cases* bewohnen.
Mit der Größe seines Gehöfts, der Zahl seiner Frauen und Kinder demonstriert der Mann seinen Reichtum und seinen Einfluss. Doch findet man auch hier Fälle von Monogamie, für die nicht immer die Armut der ausschlaggebende Faktor sein muss.

Hier ist die Wohnstätte gleichzeitig Kultstätte. Bei den Bewohnern der Bergregionen und Hochebenen gehört hierfür ein Opferstätte zum Gehöft. Diesen Stämmen gemeinsam ist jedoch der Glaube an einen Gott, der das Universum beherrscht, ein Hinweis auf einen uralten monotheistischen Glauben, der zu weiten Teilen bei nilotischen Völkern im Tschad und Sudan sowie angrenzenden Ländern zu finden ist. Bei diesen Völkern sind dann auch keine Opferstätten in dem Gehöft zu finden (vgl. Lembezat 1961, S. 51, 101, 127, 144). Eine Charakteristik der traditionellen Religiositäten stellt die Ahnenverehrung dar: „In der afrikanischen Tradition sind die Toten ein Teil der Welt der Lebenden; ihre Welt lässt sich schwer bestimmen, jedoch bleiben sie im Geist der Lebenden gegenwärtig; so finden sich denn verschiedenen Kulthandlungen im Zusammenhang mit ihnen. Meist sind Andenken an die Ahnen im unmittelbaren Wohnumfeld zu finden. In den Dörfern gibt es, außer im Mandara-Hochland, keine Friedhöfe (in der Ebene und in den Bergen) im eigentlichen Sinne. Die Toten werden an einer bestimmten Stelle des Gehöfts begraben“ (Seignobos 1977, S. 7).

Insgesamt ist hier der Wandel des Wohnbaus weniger fortgeschritten; seit Anfang der 60er Jahre, ist jedoch ein Wandel im gesellschaftlichen System festzustellen, der aber auch eher als fortschreitender Wandel zu charakterisieren ist; bei einigen Völkern ist er dennoch beinahe radikal (z.B. bei den Mundang), trotz einer starken Prädominanz der traditionellen Religiosität.

III.2.2.2. Die muslimischen Gesellschaften

Die Islamisation hat im Norden Kameruns ganze Völker beeinflusst, und dadurch wurde die traditionelle Lebensweise stark verändert.
Die erste Welle der Islamisation in der Gegend, die heute von den Kotoko bewohnt ist, vollzog sich am Ende des 16. Jahrhunderts; dieser Prozess lief über die Nachbarvölker, die

Kanuri des Bornu-Reiches: „Es sind die Gebiete von Makari und Afade, die zuerst unter die Herrschaft der Kanuri fielen, und die damit am Ende des 16. Jahrhunderts die Religion ihrer Herrscher annahmen; nach Barth scheint es so, dass es Idriss Alaoma (1580 – 1617) war, der die Matafe unterwarf, die Einwohner von Makari (Barth: Travels...II, S. 656) [...] In Goulfrei war es unter dem Einfluss eines Boulala Schwiegersohn des Sao-*Chefs* der Stadt und ihr Kronprinz, dass die Bewohner sich bekehrten. [...] Weiterhin vollzog sich in allen anderen Städten des Mandangue-Landes die Islamisation ohne einen Wechsel der Dynastien. [...] Die Kousseri und die Logone-Birni, die von der bornuanischen Eroberung ausgespart geblieben waren, bekehrten sich später, anscheinend im 18. Jahrhundert; Barth, der sich 1852 in die Hauptstadt des Lagouane-Landes begab, schätzte, dass die Einführung der muslimischen Religion hier nicht länger als 60 Jahre zurück lag (Barth H., Travels...III, p.303 – 304[22]) [...]“ (Lebeuf 1969, S. 46).

Diese erste Welle der Islamisation durch die Bornuan brachte den Völkern Veränderungen durch den Ortswechsel aufgrund der Flucht, oder der Suche nach sichereren Wohnstätten, zum Beispiel in den Bergen.
Bei den Völkern, die islamisiert wurden – den Kotoko, den Mandara, den Choa-Arabern – gab es Veränderungen besonders im sozioökonomischen und sozioreligiösen Bereich (z.B. mit dem neuen Erscheinungsbild der Moscheen).
Die Struktur der Wohnstätten wurde stark modifiziert, indem die Wohngebäude des Mannes aufgewertet wurden gegenüber denen der Frauen, und diese auch hinter die des Mannes verlegt und sichtbar abgetrennt wurden – mittels einer Mauer oder der zweigeschossigen Häuser für die Männer bei den Kotoko.

Die zweite Welle der Islamisation durch die Fulbe und die Besetzung durch die Deutschen
Die zweite Phase der Islamisation der Völker im heutigen *Extrême Nord* begann Ende des 19. Jahrhunderts durch die Fulbe, die vom Westen her kamen und sich während der ganzen Kolonialzeit hindurch etablierten. Mit der Ankunft der Deutschen weitete sich ihr Einfluss deutlich aus.
Die Fulbe trugen mit ihrem islamistischen Eroberungszug zur Transformation der traditionellen Gesellschaften vieler Völker in Nord-Kamerun bei, wobei sie selbst den Lebensstil der *Haussa* und der Bornu angenommen hatten (vgl. Beauvilain 1989, S. 21); die Transformationen, die sich bei ihnen selbst im soziokulturellen und politischen Bereich vollzogen hatten, beeinflussten somit die ganze Region.
Ab 1901, nachdem der Wiederstand der Fulbe durch die Kolonialherren sehr schnell gebrochen war, änderten diese ihre Strategie, und boten sich an, jenen beim Zug gegen die

[22] Barth, édition 1965. Travels and discoveries in North and Central Africa being a journal of an expedition undertaken the auspices of H.B.M.’S in the years 1849-1855. Londres, Édition du centenaire, T1 657 p., T2 709 p., T3 800p. et Traduction francaise de Paul Ithier, Paris, A., Bohné, 1860. T1 320 p., T2 337 p., T3 306 p., T4 332 p.

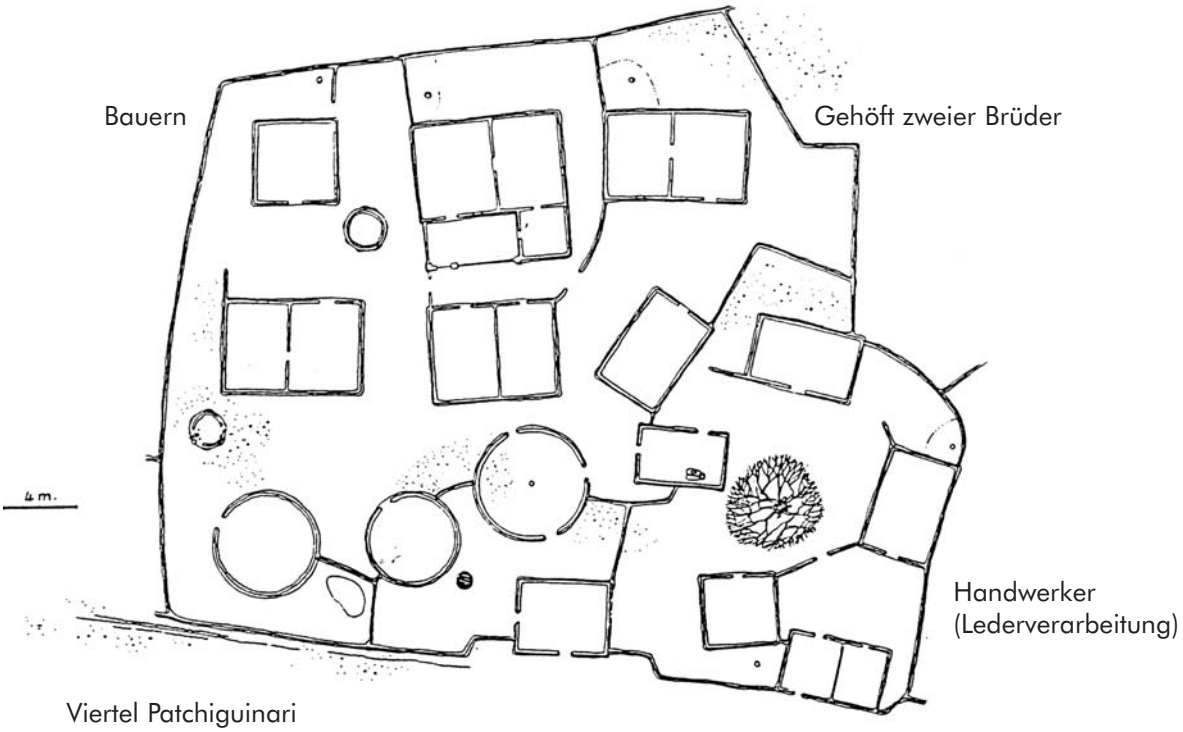
Abb. III.8
Wandel des Dorfes der Musgum - Typ Kotoko (Pouss). Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.9
Wandel des Häuschens der Musgum - Typ Fulbe; nur die Wanddekorationen sind Musgum geblieben (Region von Maga). Quelle: L. Marthaler, 1999

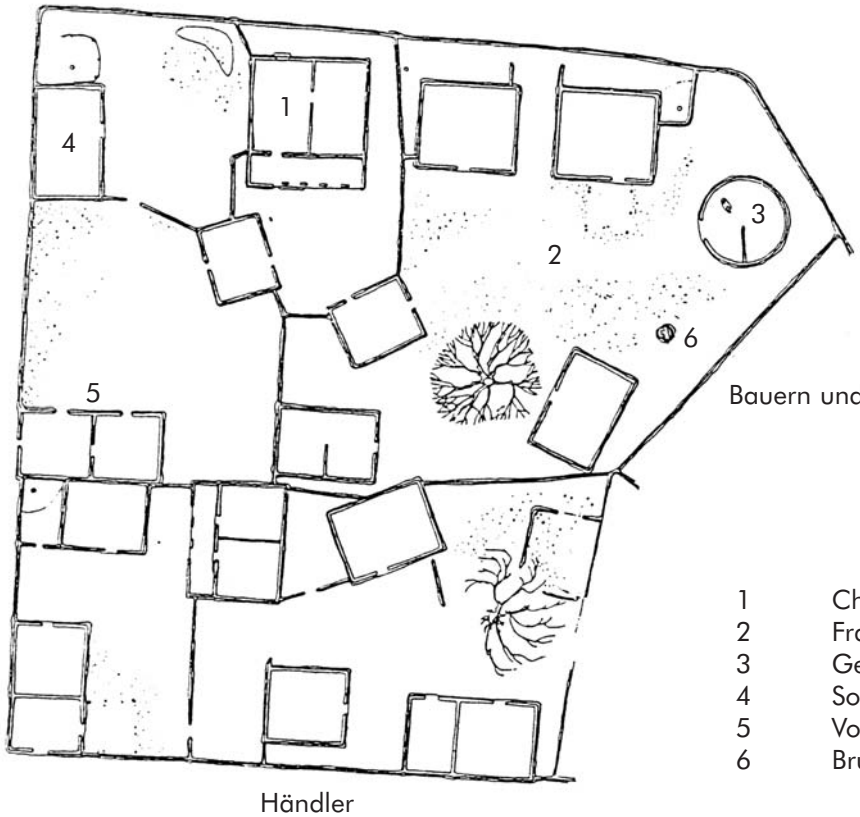
Völker zu helfen, die sich bis dahin ihren eigenen Eroberungsversuchen widersetzt hatten, oder als Übersetzer zu dienen, mit dem Ziel die Macht über die andere Bevölkerungsgruppen zu gewinnen. So entstand auch eine indirekte Verwaltung, die von dieser ›Zusammenarbeit‹ geprägt war; sie setzte sich ab 1916 mit den Franzosen fort und dauerte bis zur Unabhängigkeit 1960 an (vgl. Beauvilain 1989, S. 21/22). Es verstärkte sich der Einfluss der Fulbe mit dem Gewicht der Kolonialherren, was sich auf die Kleidung, die Wohnformen, die Sprache, Religion, politische Organisation und wirtschaftliche Aktivitäten auswirkte (vgl. ebd., S. 22).
Die hauptsächlichen Nutznießer dieser Veränderungen waren die traditionellen *Chefs*.
So veränderten sich die Wohn- und Bauformen in den Dörfern und Städten mit einer muslimischen Prägung: fast überall – außer in den *Chefferien* mit Naturreligionen in den Bergen und bei den Völkern der Ebene – dominierten die Moscheen; eine neue Ordnung moslemischen Typs etablierte sich, die Wohneinheiten wurden vereinfacht.
Die wichtigsten Zentren unter diesen Dörfern sind die Wohnsitze der Oberhäupter (*chefs*), die in einigen Fällen, wie Maroua, zu wirklichen Städten gewachsen sind.
Trotz postkolonialer Entwicklung, der Anlegung eines Schachbrettmusters von Straßen und dem Zuwachs an Bedeutung als Hauptstadt der jeweiligen administrativen Einheit (zuerst Region und in den 80er Jahren der Provinz), verfügt Maroua noch über Elemente eines traditionellen *Lamidat* Fulbe. In der Altstadt befindet sich die Wohnstätte des traditionellen Oberhaupts (*Lamido*) neben den Vierteln der Bediensteten, seiner Adligen (*notables*), die bestimmte Stadtviertel und manchmal entfernte Dörfer verwalten (vgl. Beauvilain 1989, S. 22).

Das Beispiel der Veränderungen im Gebiet der Musgum ist das Frappierendste im Umkreis: Die traditionellen Dörfer sind praktisch verschwunden, und die traditionelle Bauweise wurde durch Bauten vom Typ der Kotoko oder Fulbe mit flachen, terrassenartigen oder konischen Dächern ersetzt. Nur einige traditionelle Bemalungen und Verzierungen zeigen sich noch manchmal auf diesen Haustypen.

In den muslimischen Gesellschaften, in denen die Haushalte traditionell ebenfalls polygam sind, existiert keine festgelegte Rangfolge unter den Frauen; sie haben keinen jeweils eigenen Bereich, sondern es sind nur die Schlafräume individuell, während die Küche von allen gemeinsam benutzt wird; auch gibt es keinen getrennten Speicher, sondern es wird höchstens einer gemeinsam benutzt. Das Häuschen der Frauen unterscheidet sich von dem ihres Mannes hauptsächlich durch ihre Lage im Gehöft: Es ist immer hinter dem des Mannes in einem für Fremde unzugänglichen Bereich gelegen. Dagegen markiert das Häuschen des Mannes den wichtigsten Bereich des Gehöfts; in ihm und in der Zahl der Frauen stellt sich sein Reichtum und sein Einfluss dar. (Bei den Fulbe: ein größeres Häuschen, in Zimmer unterteilt,
ein Empfangs-Häuschen,
ein Eingangs-Häuschen.
Bei den Kotoko: ein zweistöckiges bis dreistöckiges Gebäude)



Viertel Patchiguinari



1	Chef der Familie
2	Frauen
3	Gemeinsame Küche
4	Sohn
5	Vorraum (*Djaoulérou*)
6	Brunnen

Viertel Dougoy

Abb. III.10
Wandel des Habitat der Fulbe - Typ Haussa. Quelle: Seignobos 1977, S. 66/67

Der Ort der Religionsausübung ist von der Wohnstätte entfernt. Die meisten Wohnviertel und Dörfer verfügen über eine Moschee als Versammlungsort und Ort des Gebets. Dennoch ist sie den Frauen untersagt. Sie beten zu Hause.

Auf religiösen Einfluss geht hier zurück:
- die Gebets- und Opfernischen verschwinden,
- das Ensemble des Mannes am Eingang wird komplexer,
- der Bereich der Frauen wird weiter nach hinten gedrängt,
- es wird der Baustil von Nachbarvölkern übernommen,
- es vollzieht sich eine fast vollständige Assimilation.

In der ›modernen‹ moslemischen Gesellschaft hält immer stärker auch die Monogamie Einzug; dafür verantwortlich ist sicher der verstärkte Einfluss der ›westlichen‹ Welt, die im Grunde ihrerseits deutlich vom Christentum geprägt ist. Damit verschwinden auch die Umfriedungen der Bereiche für die Frauen, die die traditionellen Gebäude prägten. Die gesamte Wohnstatt macht einen ›modernen‹ Eindruck, was besonders in den Städten auffallend ist.

III.2.2.3. Die christlichen Gesellschaften

Der christliche Glaube hielt erst sehr spät in dieser Region Einzug: In den 40er und 50er Jahren erschienen die ersten Missionare aus Frankreich und Amerika. Die Christianisierung der Bewohner des Flachlands verlief wesentlich rascher als die der Völker in den Bergen. Es wuchs sehr rasch und flächendeckend ein beachtlicher Anteil Christen, der – als Protestanten oder Katholiken – in der Bevölkerung des *Extrême Nord* Gewicht besitzt. Er besteht hauptsächlich aus früheren Anhängern der traditionellen Religiosität, während im Lauf der Entwicklung ein kleiner Teil wiederum zum Islam übertrat.

Ausschlaggebend für den Erfolg der ersten Missionare war sicherlich in der Ebene ihr Respekt vor den Menschen und der Dienst, den sie den Menschen leisteten (Krankenhäuser oder Gesundheitsstationen, Schulen usw.). Bei den Völkern der Mandara-Berge ist der Erfolg der Christianisierung mit Simon Mpecke verbunden, dem kamerunischen Missionar aus dem Süden (siehe Kap. I.2., S. 18f). Durch seinen Respekt vor den Bräuchen der Menschen und sein behutsames Vorgehen schaffte er es, den sehr konservativen Bewohnern der Mandara-Berge den christlichen Glauben zu übermitteln (vgl. Baskouda 1988, S. 88).

Die Verbreitung des Christentums führte dazu, dass viele Familien ihre Kinder auf ein Leben in Monogamie hin führten. Damit ist auch der minderwertige Status der Frau aufgehoben, und sie wird ganz natürlich als dem Mann an Wert ebenbürtig betrachtet. Dies wird auch in der Gebäudeform deutlich, denn hier entwickelt sich zuerst das Gehöft in seinem strikten Minimum, d.h., die traditionelle Form wurde im Kern erhalten, nur die *cases* für die Nebenfrauen entfielen. Später teilten sich in vielen Fällen Mann und Frau eine gemeinsame *case*, und es werden dem Gehöft generell keine weiteren hinzugefügt, außer für die Kinder (Jungen und Mädchen) oder als sonstige zusätzliche Räumlichkeiten.

1	Häuschen des Mannes	9	Häuschen der Frau	1	Häuschen des Ehepaares
2	Speicher des Mannes	10	Vorraum	2	Küche
3	Hirse des Mannes	11	Magazin	3	Magazin
4	Küche der 1. Frau	12	Speicher für Erdnüsse	4	Stall für kleine Herde
5	Speicher der 1. Frau	13	Hirse, Bohnen	5	Adobes
6	2. Frau	14	Kuhstall (Kammer)	6	Häuschen des Mannes
7	Speicher der 2. Frau	15	Adobes	7	Häuschen der Frau
8	Gemeinsames Häuschen der Frauen	16	Innenhof mit Sandboden	8	Küche
				9	Magazin
				10	Brau - Stelle
				11	Speicher für Erdnüsse
				12	Latrinen

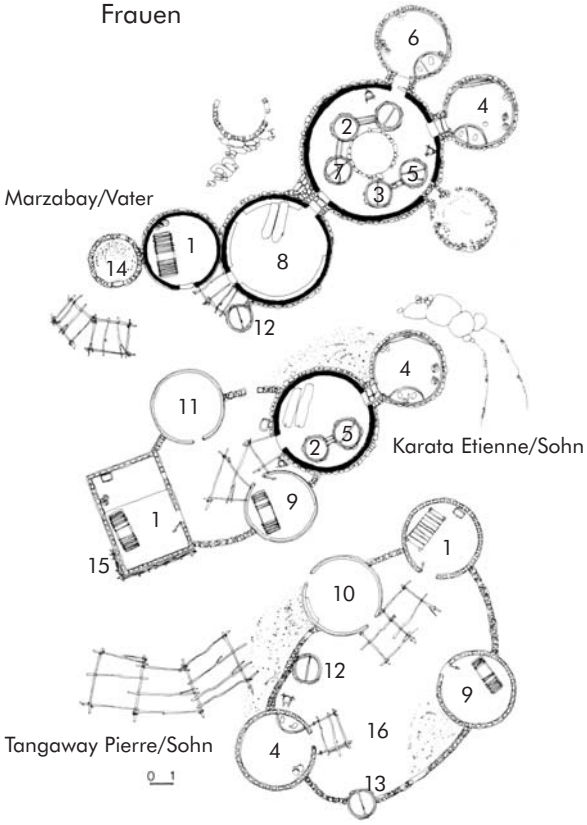


Abb. III.11
Gehöft christianisierter Mofu Duvangar, angesiedelt in der Ebene Kiluo: Vater - Söhne.
Quelle: Seignobos 1982, S. 85

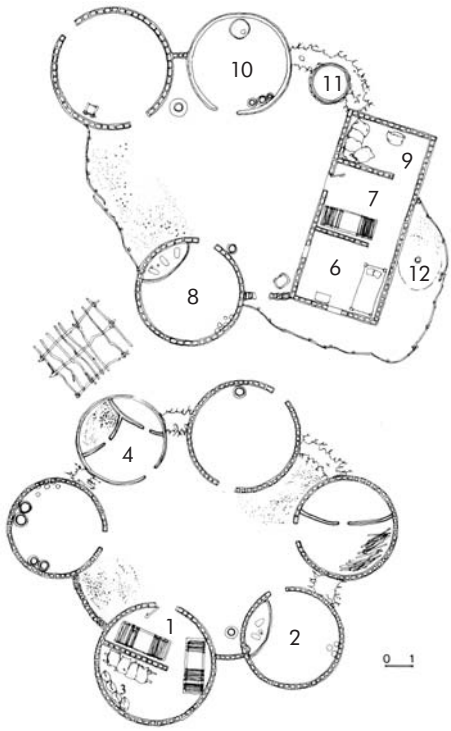


Abb. III.12
Gehöfte christianisierter Mafa (Dorf Kuftar). Quelle: Seignobos 1982, S. 88

Abb. III.13
Das Haus des deutschen Gouverneurs in Maroua, um 1900. Quelle: L. Marthaler, 1999

Auch hier verschwinden die Stätten der Ahnenverehrung zunehmend, und es werden Kirchen in den Dörfern gebaut.

– die Gebets- und Opfernischen verschwinden;
– es entsteht ein gemeinsames Schlaf-Häuschen von Mann und Frau;
– aufgrund der Monogamie verschwinden die Häuschen der Mit-Frauen;
– die anderen traditionellen Strukturen bleiben erhalten: Küche, Speicher, Gäste-Häuschen, Kinder usw., d.h. der Wandel ist nicht vollständig;
– die Wohnfläche verringert sich, die Anzahl der Kinder bestimmt die Größe des Wohnbaus.

III.2.3. Sozioadministrative Faktoren

Geschichtlicher Überblick
Im Bereich der Verwaltung führten die Kolonialherren auf der einen Seite eine neue Raumordnung ein und schufen Verwaltungsbezirke (*divisions administratifs*) (siehe Lauber 1988). Diese Verwaltungsbezirke und ihre jeweiligen Hauptstädte gaben der Region im Bereich der Politik wie der Geoökonomie ein neues Gesicht.

Auf der anderen Seite brachten die Kolonialherren, die ihre Niederlassungen mit Wohn- und Verwaltungsgebäuden, und die Verbindungswege zu Straßen und mit Brücken ausbauten, neue Konstruktionstechniken und Baumaterialien mit, die im *Extrême Nord* wie im ganzen Land auch nach der Unabhängigkeit 1960 einen wichtigen Faktor im Wandel der Wohnformen darstellen.

III.2.3.1. Die Kolonialherrschaft Deutschlands

Sie stellt den Anfangspunkt einer fortschreitenden Veränderung in der lokalen Architektur dar. Eine europäische Architektur, die sich den klimatischen Bedingungen anzupassen versuchte, fasste Fuß. Damit wurden auch Baumaterialien eingeführt, die der ansässigen Bevölkerung bislang unbekannt waren: Zement, Tonziegel und Dachziegel.
Die Deutschen erschienen zu Anfang des Jahrhunderts im Gebiet der Provinz im Jahr 1907; sie besetzten die ganze Region, und sie richteten Stützpunkte in Maroua, Mora, Yagoua, Pouss, Kousseri und Fianga (heutiger Tschad) ein; sie blieben im Land bis 1914 (Rückzug nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg) (vgl. Beauvilain 1989, S. 316/317). Auch wenn die vorhandene Architektur zunächst unberührt blieb, veränderten doch neu errichtete Verwaltungsgebäude sowie Straßen und Brücken die Erscheinung der Region. Damit war eine Entwicklung bis zur heutigen Zeit eingeläutet.

III.2.3.2. Die französische Kolonialherrschaft

Nach der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg traten Frankreich und England an die Stelle der deutschen Kolonialherren. Der südliche, östliche und nördliche Teil Kameruns fiel Frankreich zu, und damit begann auch eine neue Kolonialpolitik. Maroua wurde jedoch als regionaler Verwaltungssitz beibehalten, und das Gebiet wurde in neue Verwaltungseinheiten untergliedert.
Die französische Politik, die Landbevölkerung zum Zeichen der Unterwerfung Steuern bezahlen zu lassen, führte dazu, dass die Kolonialverwaltung zum ersten Mal die bislang freien Bewohner der Mandara-Berge dazu zwang, von ihren Bergen herabzusteigen (vgl. Seignobos 1982, S. 79; Beauvilain 1989, S. 505).
Die Anstrengungen, die die Verwaltung unternahm, um dieses Ziel zu erreichen, stellen den Anfang eines systematischen Wandels auch im technischen Bereich bei den Völkern, die jetzt am Fuß der Berge oder in der Ebene angesiedelt sind, dar.
In den 60er und zu Beginn der 70er Jahre versuchten die Bergbewohner, die dann in den Ebenen angesiedelt waren, noch – trotz des völlig anderen Umfeldes – dieselbe Form des Wohnbaus wie in den Bergen zu reproduzieren, zum Teil in der Weise, dass sie die Form bewahrten, die unbehauenen Steine jedoch durch Lehmkonstruktionen ersetzten (vgl. Seignobos 1982, S. 89). Dies verlor sich jedoch schon mit der nachfolgenden Generation, die schon stärker durch die Einflüsse des Islam oder des Christentums im Umfeld geprägt war, so dass – im Zusammenwirken mit den genannten Wanderungsbewegungen, die zum intensiven Kontakt mit anderen Völkern führten – bei ihnen heute die Veränderungen ebenso weit fortgeschritten sind wie bei den Völkern der Ebenen (s.u.).

III.2.3.3. Die Verwaltung nach der Unabhängigkeit

Nach der Unabhängigkeit des von Frankreich besetzten Teils von Kamerun im Jahr 1960 wurde Garoua Hauptstadt der nördlichen Provinz. 1986 wurde das Gebiet in drei Provinzen unterteilt: *Adamaoua, Nord, Extrême Nord* (Hauptstadt: Maroua).
Die Verwaltungseinheiten des Gebiets sind die Hauptfaktoren urbaner Entwicklung. Dazu trägt der vom Staat eingesetzte Apparat zur Entwicklungsförderung bei. Ausschlaggebend für die Stadtentwicklung sind insgesamt neben den von der Verwaltung Kameruns eingesetzten städtischen Strukturen (Wohnungspolitik etc.) und der organisierten Wanderungspolitik auch die spontanen Wanderungsbewegungen bei den Völkern der Ebene, die ebenfalls grundlegende Änderungen mit sich gebracht haben.

Abb. III.14
Zwangswanderung: Die Ebene am Fuße der Mandara-Massive. Quelle: L. Marthaler, 1999

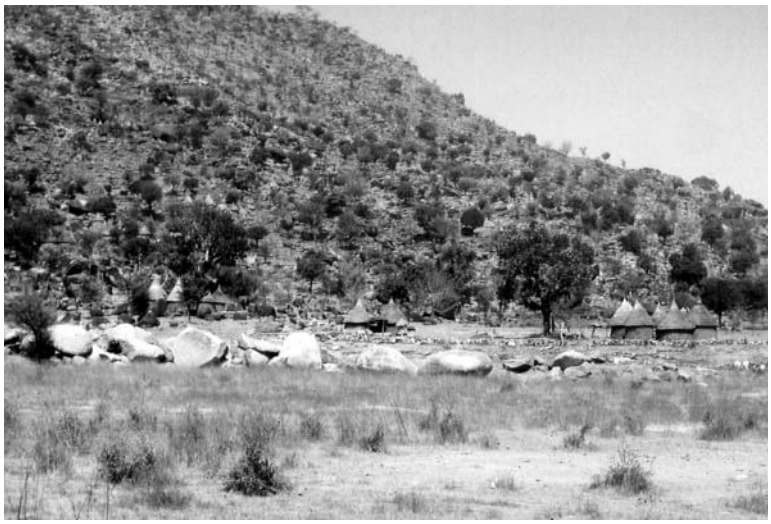


Abb. III.15
Zwangswanderung: Mafa am Fuß eines Massivs (Region von Mokolo). Quelle: L. Marthaler, 1998

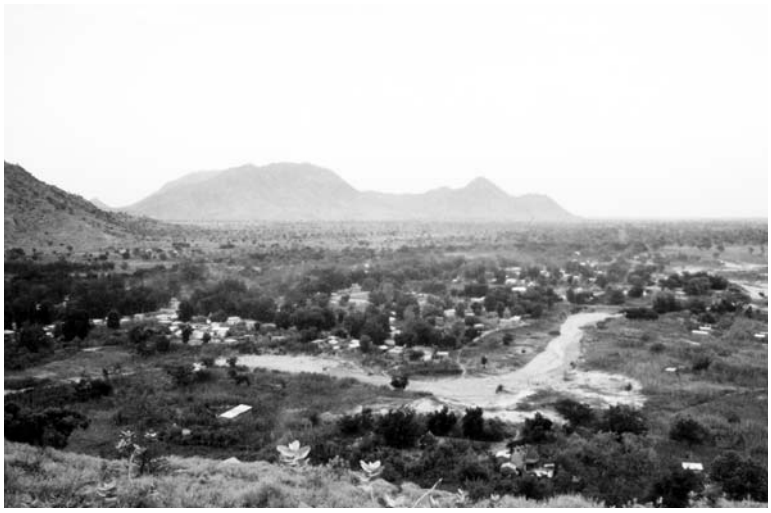


Abb. III.16
Zwangswanderung: Kleinstadt Tokombere am Fuße der Mandara-Massive. Quelle: L. Marthaler, 1999

III.2.3.4. Arten der Wanderung und Auswirkung in den Wohnstätten

(a) Bei den Völkern der Mandara-Berge – Die Zwangswanderung

Besonders die öffentliche Verwaltung stellt hier einen Anstoß für Migrationsbewegungen dar. Die Bergbewohner, die seit der Epoche der Kolonisation bis in die 70er und 80er Jahre – in die Zeit nach der Unabhängigkeit des Landes hinein –, durch den Druck von unterschiedlichen Seiten gezwungen waren, die Berge zu verlassen und die Ebenen am Fuße der Massive zu besiedeln, unterlagen so auch einem sozialen Wandel: „Das Leitmotiv der Kolonialverwaltung seit den Jahren zwischen 1920 und 1925 wurde durch die nationalen Richtlinien nach der Unabhängigkeit aufgenommen: ‚die Bergbewohner zum Herabsteigen an den Fuß der Berge zu bewegen' verfolgte natürlich das Ziel einer besseren Kontrolle bezüglich der Steuern, der Gesundheitsversorgung, der Beschulung, der ‚Verbreitung' [...]" (vgl. Seignobos 1982, S. 79).

Erste Versuche, einen Abstieg in die Ebenen zu veranlassen, „[...] wurden jedenfalls schon vor der Unabhängigkeit unternommen. So entschied der französische *Chef* der Region Margui-Wandala 1954, einen ersten Versuch landwirtschaftlicher Kolonisation zu unternehmen [...]", indem er eine Art Reservat, „[...] den *Casier* [Siedlung, L.M.] *de colonisation de Koza* schuf [...]", eine Unternehmung, „die langfristig jedenfalls doch Erfolg hatte, da seit 1965 die Ebene von Koza vollständig besiedelt ist und sie als ‚Laborversuch' für die Schaffung anderer *casiers* gedient hatte. Diese wurden vom *Fond d'Investissement et de Développement Économique et Social* und vom *Fond d'Aide et de Coopération* finanziert und der Verantwortung des *Secteur Expérimental de Modernisation Rural du Nord* (SEMNORD) unterstellt [...]" (vgl. Beauvilain 1989, S. 507).

„Für den Nordteil der Mandara-Berge handelt es sich um die *casiers* [Siedlungen] von Mokyo (2.869 ha, seit 1958), von Zubul (500 ha, 1960), und Aissa Hardé (15.748 ha, 1961). Ab 1968 wurde letzterer vom Europäischen Entwicklungsfonds finanziert und umfasst ein Gebiet von 653 km² in der Ebene nördlich von Mora. Er wurde dann in *Périmètre d'Acceuil de Dulo-Ganay* umbenannt und enthält vier *Chefferien*, die von Djunde, von Dulo, Magdeme und Limani. Die Begleitung im Bereich der Landwirtschaft oblag der *Compagnie Francaise de Développement desTextiles* (CFDT), die SEMNORD war für die Infrastrukturentwicklung und die Ansiedlung der Zuwanderer zuständig. Das Projekt wurde im Jahr 1971 abgeschlossen.
Zeitgleich mit diesen Versuchen von Trägern der Entwicklungszusammenarbeit, Wanderungsbewegungen zu organisieren und zu begleiten, beschloss der Subpräfekt von Mora [...] im Jahr 1963, die Bergbewohner zum Abstieg in die Ebene zu verpflichten" (Beauvilain 1989, S. 507).
„Die Umsiedlungen von den Massiven am Westrand der Mandara-Berge und der ‚Insel-Massive' des Diamare hat hauptsächlich zur Besiedlung der Vorgebirgszonen geführt. Während die Bergbewohner ohne Weiteres in der Ebene dieselben Streusiedlungen bauten,

die sie von ihren Bergen [...] her liebten, blieben die Bewohner der ‚Insel-Massive' in Dörfern gruppiert, wobei sie sich möglichst wenig von ihren angestammten Massiven entfernten [...]" (ebd., S. 511).

Auswirkung der Zwangswanderung der Bergbewohner auf ihre Wohnstätten

„Dieses Herabsteigen – ob gezwungen oder aus freiem Willen, ob im Verbund der Familie oder im Wohnviertel – beinhaltet mehrere Aspekte: Die Autorität des jeweiligen *Chefs* und die – sehr vielschichtige – Situation des Drucks durch die Stadtverwaltung gaben jedem Hinabsteigen eine besondere Färbung. Ebenso einflussreich war die Art des Hinabsteigens und die Situation der neuen Heimat am Fuß der Berge: war sie frei oder von islamisierten Dörfern schon reklamiert oder besetzt, nach den Vorgaben der Siedlungen [*casiers*] der Kolonisation schon erschlossen oder nicht, was die Art der Niederlassung bedingte" (Seignobos 1982, S. 79). „Dieses massive Herabsteigen, größtenteils um die Jahre 1963/64 bewirkte in erster Konsequenz ein Erstarren des Habitat durch eine Art psychologische Blockade [...]" (ebd., S. 89).

Damit wurde zunächst die ursprüngliche Architektur und Bautechnik bewahrt. Die Gehöfte wurden durchweg zum Massiv hin ausgerichtet, was als Zeichen der Verbundenheit mit der eigenen Tradition und der eigenen Herkunft verstanden werden kann, als Zeichen für ein Beharren auf der eigenen Identität. Der Habitat des *Chef*, der grundsätzlich die Traditionen repräsentiert und bewahrt, „berührt noch das Massiv" (ebd.). Viele der *Chefs* sind jedoch auf dem Gipfel des jeweiligen Massivs geblieben – damit blieb der Wandel gering:

„[...] Die einzige Erneuerung war dann das kleine Altar-Häuschen, das den Geistern des Besitzes geweiht war, die aus der Tiefebene, von den Guisiga Kalaio gekommen sind und sich bei den Bergbewohnern mit ihrem Herabsteigen niedergelassen hatten. Bei den Muyang ist es eine Starre. Sie versuchen sogar, wie ihre Nachbarn, die Molkoa, die identischen Formen zu bewahren, indem sie die fehlenden Natursteine durch Schichten aus Lehm ersetzen" (ebd.).

Eine zweite Konsequenz beinhaltet einen verstärkten sozialen Wandel, der sich insbesondere bei den jungen Leuten bemerkbar machte: „[...] Die Spaltung erfolgt nach dem Lebensalter – verstärkt um das Alter von 30 – 35 Jahren, aber auch nach geografischen Gesichtspunkten, je nachdem, wie weit jemand sich vom Berg entfernt hat [...]" (ebd.). Es entspricht der Offenheit, die man bei jungen Menschen vorfindet, und hat einen weiteren Grund wohl im häufigen Kontakt mit den islamisierten Völkern, dass man beispielsweise in der Ebene Guisiga finden kann, „[...] die sich in einem Prozess der Akkulturation, der Islamisierung, befinden" (ebd.), wobei die islamisierten Völker häufig mit ihren ursprünglichen Traditionen brechen und die des entsprechenden islamisierten Vorbilds übernehmen; meist gibt es dann auch keine Rückkehr ins Massiv mehr.

Eine andere Form des Wandels vollzieht sich durch die Christianisierung der Völker (siehe Abschnitt III.2.1.2.3.).

1	Häuschen desMannes	7	Sohn
2	Speicher des Mannes	8	Tante
3	Häuschen der 1. Frau	9	Küche
4	2. Frau	10	Stall für kleine Herde
5	Häuschen der Frau	11	Kuhstall (Kammer)
6	Speicher der Frau		

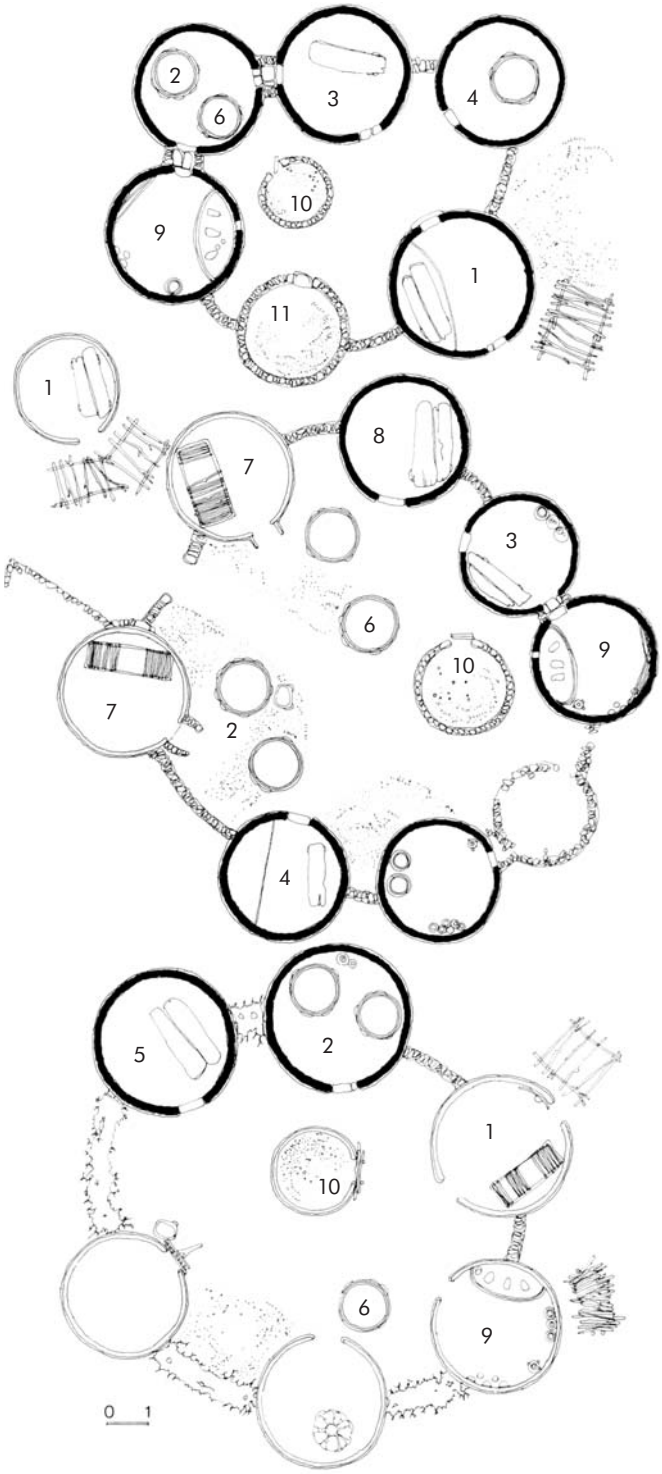


Abb. III.17
Wandel des Habitat der Mafa durch die Zwangswanderung (Ebene von Kosa).
Quelle: Seignobos 1982, S. 87

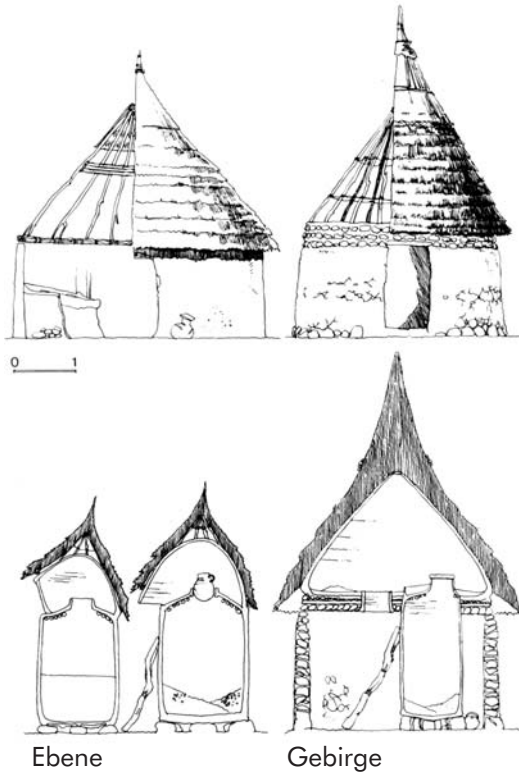


Abb. III.18
Wandel des Häuschen und der Speicher der Mafa durch die Zwangswanderung (Kuftar).
Quelle: Seignobos 1982, S. 88

Konsequenzen in Bezug auf die Raumaufteilung

– „[...] Bei den Muyang beispielsweise reduziert sich das Ensemble der als Einheit errichteten Speicher, die ein gemeinsames Dach tragen; während die Küchen und die Räume der Frauen sich vergrößern. Ebenso lösen runde und rechteckige Gebäude einander im Umkreis der Speicher ab. Weiterhin bricht die Struktur des Gehöfts – wie bei den Mafa und den Mofu – auf: Die Elemente lösen sich voneinander ab, der Hof öffnet sich und die Speicher rücken hinaus. Hier allerdings sind die Bergbewohner in einem ständigen Kontakt mit den Guisiga, der allgegenwärtigen, nicht islamisierten Volksgruppe der Ebenen. Entlang der Straße von Maroua nach Kossewa, um das Massiv von Mogazan herum, orientieren sich die Mofu und ihre Verwandten zum Berg hin, während die Guisiga sich immer eher etwas weiter unterhalb niedergelassen haben. Die entstrukturierten Habitate der Bergbewohner werden sich immer mehr dem Muster der Guisiga annähern, wobei dieses selbst in einem Wandel begriffen ist: die Häuser sind größer, aus gestampften Lehm, der innere Hof mit den Speichern befindet sich in einer Umfriedung aus *banko*, die einen mehr der weniger hermetischen Abschluss bietet, und in die sich ein Durchgangsraum einfügt: Es ist das Modell des *djawleru*, das von den Fulbe entlehnt ist“ (Seignobos 1982, S. 89).

– Für die Mofu gilt nach Seignobos:
Die Besiedelung der Ebenen ist nicht kontinuierlich – „es wurden zunächst die Ränder der Massive und das Bergvorland besiedelt. [...] Jeder versucht, sich dort niederzulassen, wo er auch seine Felder hat; in der Ebene ist auch der Wechsel von einem Viertel zum anderen einfacher. Die Parzellierung stellt sich wie ein Puzzle dar, komplexer als in den Bergen, mit dem Verschwinden des Begriffs des *ar ma mbow*, der früher vorhandenen winzigen Feldern der Frauen und der vielfältigen Brachflächen. Die traditionelle Verteilung der Felder im Verhältnis zum Habitat ist damit völlig verändert“ (ebd., S. 83).

– Die Transformation in Bezug auf den *ay*:
Diese sind nun (s.o.) am Fuße der Berge errichtet; „[...] Die meisten Habitate sind nunmehr Hybride in unterschiedlichen Stadien; [...] das Segment aus fest miteinander verbundenen Häuschen öffnet sich zunehmend auf einen Hof hin; jedes Element ist in die Bewegung des Ensemble einbezogen, die vom Schlafraum her ausgeht und beim Speicherraum endet. Auch die Anmessungen der verschiedenen Elemente gleichen sich zunehmend an [...]“ (ebd., S. 86).

– Das Beispiel der Mafa – der Wandel des *zolom gay*:
Der Mechanismus des Wandels ist dem des *ay* der Mofu sehr ähnlich: „[...] Der *zolom gay* lockert sich in seiner Struktur, und jedes Element öffnet sich auf einen ebenfalls größer werdenden Hof hin. Die letzten Elemente, die sich trennen, sind der Speicherraum des Mannes und die Küche. Im Zuge dieser Bewegung verschwindet das Häuschen mit dem kegelförmigen Dach aus Lehm, welches schwierig zu errichten und in der Basis für Termiten anfällig ist. Die Hirsestängel werden durch Stroh ersetzt, welches teilweise ohne regelmäßige Schichtung nach der Art der Mandara angebracht wird. Eine neue Etappe des Wandels stellt das Hinaustreten der Speicher auf den Hof dar; jedoch haben sich diese Außensilos eine Überdachung aus einer Lehmkuppel bewahrt, die über den Eingang ragt

> und die auf ähnliche Weise durchschritten wird wie im Speicherraum der Berge. Diese spontane Konstruktion, welches den Speicherraum auf eine Art Speicher mit Kuppeldach reduziert, trägt dazu bei, dass die Verwandtschaft zwischen diesen beiden architektonischen Elementen verstärkt wird. [...] Die Häuschen werden weiträumiger, sind locker miteinander verbunden. Ein Innenhof zeichnet sich ab, und alle Einheiten besitzen eine eigene Öffnung auf diesen Hof hin. Das Häuschen des Familienoberhaupts befindet sich weiter am Eingang, aber es ist kein Durchgangszimmer mehr. Die Speicher treten heraus, und der rechteckige Grundriss tritt in Erscheinung [...]“ (ebd., S. 87).

(b) Der Wandel bei den Völkern der Ebenen – freiwillige und organisierte Wanderung

Durch das Programm SEMRY II entwickelte der Staat ab 1982 ein anderes Programm organisierter Migration in der Region von Maga und Pouss:
„Das Projekt entscheidet also, Wanderungsbewegungen in von ihm geschaffene ‚Satellitendörfer‘ zu organisieren. Konsequent richtet sich das Programm an die *cantons* [entspr. etwa Landkreisen, L.M.]**,** die am dichtesten mit umtriebigen Bewohnern bevölkert sind. Dies betrifft damit besonders die Tupur, von denen im Jahr 1983 2.100 Menschen umgesiedelt wurden. Die Erfolge der ersten Auswanderer und eine anhaltende Dürre führte dazu, dass sich die Zahl auf über 4.500 erhöhte. [...] Der Einfluss des Projekts SEMRY II auf die Bevölkerung im *Arrondissement* von Maga, das im Jahr 1979 gegründet wurde, ist erheblich, da seine Bevölkerung von 46.880 Einwohner im Jahr 1976 auf 87.734 Einwohner im Jahr stieg, wobei sich die Bevölkerungsdichte von 24,1 auf 45,1 Einwohner/km² erhöhte“ (Beauvilain 1989, S. 541).

Ein weiteres Wanderungsprogramm wurde von der Verwaltung zusammen mit der SODECOTON organisiert; dies begann 1976 unter dem Namen *Projet – Nord – Est Bénoué*.

In Gebieten, in denen Wanderungsbewegungen besonders stark waren – wie in den Ebenen –, konnte man in der Geschichte und kann man heute noch eine starke Bewegung in die Städte und bestimmte Dörfer beobachten, was sich auch an der starken Mischung der Völker zeigt.
Die Wanderungsbewegungen in die Ebene intensivierten sich nach der Kolonialzeit:
„[...] Insgesamt haben die Wanderungsbewegungen in die Ebene keine präzise Richtung, da die Wanderungen von Westen nach Osten mit Bewegungen von Osten nach Westen verbunden sind, und die Bewegung von Süden nach Norden entsteht in einem Moment, in dem die Gegenbewegung von Norden nach Süden schon weitaus bedeutender ist.
Wesentlich drücken die Wanderungsbewegungen die Bedürfnisse der Völker aus, die lange Zeit auf sich selbst beschränkt waren und jetzt von der Öffnung ihres Milieus profitieren, die ihnen die Entwicklung und die innere Sicherheit ermöglicht hat [...]“ (ebd., S. 525).

Dies vollzog sich früher, schneller und natürlicher als bei den Bergvölkern, wobei die Einflussgrößen im Bereich der traditionellen Aktivitäten (Hirtenvölker, Fischer) und der Wirtschaft (Suche nach besseren Lebensbedingungen) sowie im Bereich der Religionen

(Islam, Christentum) lagen. Kaum sind Dörfer in den Ebenen ohne Anzeichen der Veränderung geblieben.

Auswirkung der Wanderung auf ihre Wohnstätten
Bei den Tupur und den Guisiga sind die Wände aus Stroh-/Schilfgeflecht (*paille*) fast völlig verschwunden; sie wurden durch Konstruktionen aus rohem Lehm, gebrannten Ziegeln oder Betonziegeln ersetzt.
Bei den Mundang sind die ursprünglichen Wohnstätten fast vollständig verschwunden; ihre Bauweise haben sie jetzt den Guisiga, den Tupur oder den Fulbe angeglichen (siehe Abschnitt III.4.). Bei den Fulbe sind die Wände aus Stroh ebenfalls durch Lehm ersetzt worden. Sie haben die Bauweise der Haussa, der Bornuan oder bei z.T. der Kotoko übernommen.
Die Choa-Araber haben die Bauweise der Kotoko teilweise übernommen; die Musgum haben sich an den Kotoko oder den Fulbe orientiert.
Bei all diesen Volksgruppen sind die Wandlungen tiefgreifend, und es ist eine Angleichung der Wohnbauten zu beobachten.

(c) Wanderung in die Städte

„Ursache ‚Nr. 1´ stellt die Dürre Anfang 1970 dar, was sich daraus schließen lässt, wie lange die Menschen schon in der Stadt wohnen: Fast die Hälfte der Zuwanderer (53,3 % und 49,7 %) kamen in Garoua und Maroua zwischen 1971 und 1976 an. [...] Die Wanderungen in den ländlichen Gebieten und die Landflucht waren eher Garoua und seinem Umland förderlich als Maroua und seinem Umland. Von der Dürre getrieben schoben sich erdrutschartig Menschen [in die Städte], und Aktivitäten begannen, die Schritt für Schritt und mit der Zeit das Gesicht Nordkameruns verändern werden“ (ebd., S. 576).

Junge Menschen stellen hier einen besonderen Motor für Veränderungen dar, indem sie eher in städtische Gebiete ziehen und sich dort niederlassen, dann zum Teil wieder in ihre Heimatdörfer zurückkehren und Einflüsse aus der Stadt mit sich bringen.

Dennoch haben im Verlauf der Jahre die Wanderungsbewegungen in die Städte in Nordkamerun hinein im Vergleich zu den anderen Teilen des Landes deutlich nachgelassen; die Städte wachsen nun zu großen Anteilen aus der eigenen, natürlichen Reproduktion. In den 80er Jahren schrieb A. Beauvilain:
„Einer der günstigen Faktoren in der gegenwärtigen Entwicklung Nordkameruns besteht in der relativ mäßigen Landflucht. Die weiträumigeren Wanderungsbewegungen, die in ihrem Verlauf die Städte umgehen, zeigen, dass die Menschen eher auf ihre landwirtschaftliche Arbeit setzen als auf ein städtisches Parasitendasein, und dass die Maßnahmen der öffentlichen Verwaltung und eine gewisse Aufrechterhaltung der sozialen Strukturen eher dazu führen, die Menschen auf der Scholle zu verwurzeln. Dies ist ein Glücksfall, den es zu fördern gilt, und bei dem die Diversität der natürlichen Gegebenheiten und der menschlichen Gesellschaft, in der Ackerbauern, Viehzüchter und gemischte Formen Seite an Seite zu finden

sind, eine möglichst wenig destruktive Nutzung der natürlichen Ressourcen und eine Entwicklung erlauben sollte, die nicht das Ergebnis einer Serie von schweren Krisen ist“ (ebd., S. 583).

„Die Funktion der Stadtverwaltung, die wirtschaftliche Dynamik der Städte und die Bevölkerungsdichte in ihrem Umkreis bestimmen, auf einen längeren Zeitraum betrachtet, die unterschiedliche Größe der Städte.
[...] Mit Ausnahme von Kaele weisen alle Städte eine hohe Wachstumsquote auf, wobei Garoua und Maroua aufgrund ihrer Größe zu 35,9 % Anteil am Wachstum der Stadtbevölkerung in den beiden Nordprovinzen zwischen 1976 und 1987 haben; die anderen Hauptstädte der *Départements* partizipierten zu 29,3 % daran, die Hauptstädte von *Arrondissements* und *Distrikten* zu 34,8 %. Diese ausgeglichene Verteilung des Wachstums der Städte auf den verschiedenen Ebenen, ist ein zweiter, begünstigender Faktor für die Organisation der regionalen Räume. Diese sind um die beiden Provinzmetropolen harmonisch strukturiert“ (ebd., S. 563).

Da die Veränderungen in der Architektur und der Stadtplanung dieser Städte aus dem Erbe der Kolonialpolitik Deutschlands, Frankreichs und Großbritanniens in Kamerun stammten, wurden auch die Gebiete im Norden auf dieselbe Weise beeinflusst. In der Provinz *Extrême Nord* sind besonders in den Städten (Maroua, Mokolo, Yagoua, Mora und Kaele) die alten Viertel im muslimischen Stil angelegt; Viertel, die seit den 70er und 80er Jahren angelegt wurden, folgen dem *Plan Directeur d’Urbanisme* (PDU) der jeweiligen Stadt, der vom *Ministère de l’Urbanisme et de l’Habitat* erstellt worden ist. Dem folgten jedoch bis heute keine weiteren Studien, und es wurden auch keine weiteren Städte einbezogen. In der vorliegenden Arbeit wurde das regionale Zentrum Kaele exemplarisch unter Einbezug des PDU analysiert.

III.2.4. Sozioökonomische Faktoren

III.2.4.1. Handel

In Nordkamerun wurde schon recht früh die Geldwirtschaft eingeführt; begünstigend dafür war die alte Tradition des Austauschs von Lebensmitteln und Gebrauchsgütern. Einige ältere Städte wie Maroua und Mora waren schon lange Zeit vor der Kolonisation richtige Handelszentren, wobei hier der Sklavenhandel durch die muslimischen Völker einen Schwerpunkt darstellte.
Heute stellt die Provinz *Extrême-Nord* eine wirtschaftliche Triebkraft für Kamerun und die benachbarten Länder dar. Wirtschaftstragend sind Tierzucht und die landwirtschaftliche Produktion, sowie insbesondere der von der französischen Kolonialherrschaft eingeführte Baumwollanbau. Der beste Indikator für die Entwicklung der Getreideproduktion ist der Getreidepreis auf den dörflichen Märkten.

Abb. III.19
Leerer Marktplatz (Doukoula). Quelle: L. Marthaler, 1998

Abb. III.20
Marktplatz (Doukoula). Quelle: L. Marthaler, 1998

Abb. III.21
Marktplatz - Tante Emma-Läden (Kaele). Quelle: L. Marthaler, 1999

Der Markt spielte in der Vergangenheit eine große Rolle und stellt auch heute noch einen wichtigen Punkt wirtschaftlichen und sozialen Austauschs dar. Außerhalb der größeren Städte wie Maroua, in den Dörfern, werden noch feste Markttage eingehalten. Diese Markttage sind höchst bedeutsam für die Region, und es kommen Menschen von weit her, auch aus den Nachbarländern. Schnellere Verkehrsmittel und die verbesserte innere Sicherheit fördern heute diese Form des Austauschs. Obwohl sich in den vergangenen Jahren die Meldungen von Überfällen auf Reisende häuften, konnte dies den Aufschwung des Handels doch nicht bremsen: Besonders im Verkehr mit den angrenzenden Gebieten der Nachbarländer Nigeria und Tschad, sowie mit den südlichen Provinzen Kameruns.

III.2.4.2. Produktion

Die wirtschaftliche Produktion der Provinz des Äußersten Nordens fußt auf verschiedenen Zweigen: Neben dem Ackerbau, der Fischerei und der Viehzucht sind touristische Dienstleistungen und (Kunst-)Handwerk die wesentlichen Faktoren. In der industriellen Produktion sind es die Baumwollverarbeitung, die Zementproduktion, die Getränkeindustrie usw.
Die Implantation der *Compagnie Francaise de Développement des Textiles* (*CFDT*) 1957 in Kaele und damit die Entwicklung des Baumwollanbaus leitete einen massiven sozio-ökonomischen Wandel in der Region ein. Außer für die seit jeher im Handel tätigen muslimischen Bevölkerungsanteile war die Marktwirtschaft für die anderen (bis dahin größtenteils ›heidnischen‹) Bevölkerungsgruppen eine neue Entdeckung. Für sie bedeutete in der Folge der Baumwollanbau lange Zeit eine relativ stabile Einkommensquelle (*cash crop*). Mit den Jahren und einer immer größeren Öffnung nach außen war es Einzelnen möglich, so auch andere Handelszweige für sich zu erschließen; für den großen Teil der Bevölkerung jedoch blieb und bleibt der Baumwollanbau und -verkauf die einzige Möglichkeit, Geld zu verdienen. Diese Ausschließlichkeit und der Zwang, dem die Bevölkerung damit unterlag, führte häufig zu Erosion und zum Auslaugen der Böden (traditionelle Anbaumethoden waren nicht adäquat), zur Überdüngung und einem übermäßigen Einsatz von Insektiziden, was z.T. zur Verarmung von Fauna und Flora beitrug. Dazu kommen regelmäßige Hungersnöte aufgrund zu knapp bemessenen Anbaus von Früchten zur Subsistenz.
Mit Hilfe der *CFDT*, die 1974 zur *SODECOTON* (*Société Camerounaise de Développement de Coton*) wurde, verbesserte und stabilisierte sich die Baumwollproduktion im Laufe der Jahre. Mit dem Zugang zu finanziellen Mitteln veränderten sich verschiedene Aspekte des Lebens; insbesondere der Wunsch, am ›modernen Leben‹ Anteil zu bekommen, wuchs bei der Landbevölkerung, was sich ebenfalls in ihrer Beziehung zu den nahegelegenen Städten ausdrückte. Das ›Phänomen des Modernismus‹ griff in der ganzen Provinz um sich, und dies macht sich insbesondere am Wohnungsbau bemerkbar, mit der Auflösung der traditionellen Bauweise.
Wie in anderen Ländern Afrikas spielt im Bereich der Wirtschaft auch hier der sogenannte ›Informelle Sektor‹ (*secteur informel*) eine wichtige Rolle. Von der Verwaltung wurde er lange an den Rand gedrängt oder auch ignoriert; heute dagegen wird er als bedeutendes

Potential der Entwicklung in der Region und im Land neu entdeckt. Nicht-Regierungs-Organisationen (NROs) und die Regierung unternehmen Anstrengungen, um die Ausweitung der Lebensmittelproduktion zu fördern; Hauptträger der landwirtschaftlichen Entwicklung jedoch ist die ansässige Bevölkerung (vgl. Beauvilain 1989, S. 267), die versucht, gemäß ihrem jeweiligen Bedarf, Erwägungen des Risikos einer Dürre, die Voraussetzungen der Böden für die Baumwollanpflanzung und die von den Jahreszeiten abhängenden Pflanzkalender der einzelnen Kulturen miteinander in Einklang zu bringen.

III.2.4.3. Der Einfluss des wirtschaftlichen Aspekts auf das Bauen

Der Prozess der Veränderung vollzieht sich in dem Maße, in dem der Einzelne seine wirtschaftliche Lage verbessern kann.
Die Veränderungen beginnen meist am Haus des Mannes und dann an dem der Frau (en) und der Kinder. Um die Dächer mit Aluminiumblech bedecken zu können, werden die Grundrisse sukzessive rechteckig bis zum völligen Verschwinden der runden Form (Häuser dieser Form sind weiterhin meist mit *paille* bedeckt). Der Speicher ist das letzte Element, das aus dem Wohnbau verschwindet, zumindest bei der Landbevölkerung. Am häufigsten ist dies jedoch bei den Angestellten und Beamten sowie den Geschäftsleuten zu beobachten. Die Veränderungen werden um so auffälliger, je mehr man sich dem Zentrum einer Stadt nähert.
Die nächste Etappe besteht für diejenigen, die genug Geld zur Verfügung haben, darin, sich völlig ›moderne‹ Häuser nach westlichem Vorbild bauen zu lassen.

III.2.5. Sozioökologische Faktoren

Der Norden Kameruns leidet wie alle Savannengebiete Afrikas an der Ausdehnung der Sahelzone und der fortschreitenden Desertifikation. Das Hauptproblem stellt die Abholzung weiter Gebiete dar, sowie die Strom- und Wasserversorgung und die Lösung des Abwasser- und Abfallproblems.
Das nur allzu häufig beobachtbare Bild des Verkaufs aufgeschichteter Holzstöße am Straßenrand macht das Ausmaß der Gefahr einer vollständigen Abholzung erschreckend deutlich. Dieses Holz sichert die Energieversorgung der Städte und Dörfer und ist so für viele Gegenstand eines einträglichen Handels.

III.2.5.1. Der Baum in der traditionellen Gesellschaft

In der traditionellen Gesellschaft spielt der Baum eine (über-)lebenswichtige Rolle; er liefert einen wichtigen Beitrag zur Ernährung und der Küche. Die einheimischen Bäume wie die Rôniers (*Borassus aethiopum*), Doum (*Hyphaene thebaica*), Palmier dattier (*Phoenix dactylofera*), *Ficus*, Tamarinier (*Tamarindus indica*), Jujubier (*Ziziphus sp.*), *Balanites*

Abb. III.22
Verkauf von Brennholz für die Küche (Doukoula). Quelle: L. Marthaler, 1998

Abb. III.23
Die Früchte des Ronier sind Nahrungsmittel, die Blätter werden verwendet zur Herstellung von Matten, Körben usw., der Stamm bei der Konstruktion der Terrassendächer der Kotoko. Quelle: Abba Kachi

Abb. III.24
Abholzung: auf dem Weg zum Markplatz (Region von Makari). Quelle: Abba Kachi

aegyptiaca, Boscia senegalensis, Canarium schweinfurthii, Parkia biglobosa, Filicoida, Vitellaria paradoxa und Baobabs (*Adansonia digidata*) liefern Früchte, Blätter und Knospen, Wurzeln und junge Triebe. Besonders in Zeiten der Lebensmittelknappheit wurden die Bäume zur Nahrungssicherung wichtig. Auch heute noch bestehen diese Praktiken. (vgl. Beauvilain 1989, S. 269/278).
Die Bäume wurden deshalb in vielen Dörfern sehr gepflegt. Bei allen Völkern der Region spielten die Bäume auch in Bezug auf Verteidigungsstrategien eine wichtige Rolle Sie wurden auch in dieser Absicht gepflanzt und gepflegt. Heute noch sieht man gelegentlich Dörfer mit eigener Bewaldung. Die Völker hatten verschiedene Techniken entwickelt, um sowohl bei der Herstellung von Haushaltsgeräten als auch beim Hausbau so wenig Holz wie möglich zu verwenden.
Der Herd bestand bei den meisten Völkern aus einem Körper aus Lehm, der die Energie aus dem Holz und der Holzkohle speichern konnte.
Dadurch, dass der Bedarf an Energie auch durch das Bevölkerungswachstum ständig steigt, stellt auch die fortschreitende Abholzung eine große Bedrohung für das Gleichgewicht des Ökosystems in der Region dar.

III.2.5.2. Die Abholzung

Die Ursachen der massiven Abholzung im Verlauf des letzten Jahrhunderts sind vielfältig: Sie liegen im steigenden Bedarf an Energie, der eng mit dem Wachstum der Bevölkerung verbunden ist, und in den Städten wurde häufig auch aus militärischen Gründen die Abholzung praktiziert. Eine weitere Ursache ist der Wandel im Hausbau:
Schon in der Kolonialzeit wurden viele Bäume abgeholzt, um Verwaltungsgebäude oder Brücken zu bauen. So wurden viele Grünflächen zerstört, obwohl in der traditionellen Bauweise der Region wenig Holz verwendet wurde.
„An den Ufern des Logone und des Mayo Guerlio, in den Sultanaten Pouss und Guirdvidig gibt es sehr viele *Rôniers*. Jedes Jahr wird dort eine bestimmte Zahl an Bäumen gefällt, um die Posten in Yagoua und Maroua auszubessern und auch um neue Gebäude zu errichten. Deshalb verringert sich ihr Bestand recht schnell, und es ist notwendig, wieder aufzuforsten, wenn wir uns nicht in einigen Jahren vor einem völligen Mangel an diesem, besonders in unseren Regionen so wichtigen Rohstoffes wiederfinden wollen (Rapport monographique de mars 1932 de la subdivision de Yagoua par le Capitaine Maronneau, chef de cette subdivision, archives I.S.H.)“ (vgl. Beauvilain 1989, S. 270).

III.2.5.3. Die Wiederaufforstung

„Die einfachste Aktivität im Bereich der Waldwirtschaft ist sicherlich das Verhindern einer Abholzung von Anfang an. Deshalb wurden seit den 30er Jahren klar umgrenzte Waldschutzgebiete eingerichtet“ (vgl. Beauvilain 1989, S. 287).

Abb. III.25
Wiederaufforstung durch die ONAREF bei Kaele. Quelle: L. Marthaler, 1998

Die städtischen Zentren sind in besonderer Weise Ziel von Investitionen durch die ONAREF (*Office Nationale de Régéneration des Forêts* – Nationalbüro für Wiederaufforstung), „[...] bevor die Bäume als Schattenspender sich in den Dörfern weiter ausbreiten [...]. In den Städten zeigen sich deutliche Fortschritte in der Aufforstung [...]“ (ebd., S. 291); dagegen ist die Bevölkerung in den ländlichen Gebieten „[...] nicht besonders an der Wiederaufforstung interessiert [...], so dass die Bemühungen ständig einer Gefahr der Zerstörung ausgesetzt sind. [...]“ (ebd., S. 291 ff). Beauvilain empfiehlt die Förderung lokaler Nutzbaumsorten, die einen neuen Schwung in die Aktionen der Waldwirtschaft bringen könnte. Außerdem muss die Auswahl der zu fördernden Sorten die natürlichen Gegebenheiten berücksichtigen.
„[...] Um einen urbanen Größenwahn zu vermeiden wie er den Norden Nigerias kennzeichnet, und um die Menschen an der Erde zu halten, müssen die Bemühungen um die Kontrolle der Wasserversorgung und die Entwicklung neuer Forstkulturen verstärkt werden. Andere Trockengebiete der Erde kommen gut mit einem Anbau von Feigen, [...] und Dattelpalmen zurecht“ (ebd., S. 580).
In den letzten Jahren haben sich die Aktivitäten der ONAREF auf einige Gebiete konzentriert, die nicht oder nur in geringem Umfang landwirtschaftlich genutzt wurden.
„Dutzende Hektar Land wurden so mit Hilfe schwerer Maschinen beräumt und anschließend bepflanzt. Die (eingeplanten) Kosten für diese Aktion belaufen sich auf ca. 400.000 – 500.000 F.CFA [Das entsprach damals ca. 1.000 – 1.500 EUR, L.M.]. Im Jahr 1985 forstete die ONAREF in Maroua ein Baufeld von ca. 272 Hektar Land auf. Sie verfügte über ein Budget von 125 Mio. F.CFA, was ca. 8 % des Gesamtbudgets der ONAREF entsprach [...]. Diese Option groß angelegter Aufforstung kann einige bewaldete Blöcke schaffen; besonders die Pflanzungen der Jahre 1985 und 1986 konnten mit einer günstigen Niederschlagsmenge starten. Der ‚pädagogische‘ Nutzen bei der Landbevölkerung dagegen ist äußerst gering, da diese nicht einbezogen wurden. So konnte ihnen nur gezeigt werden, dass der gezielte Anbau von Bäumen möglich ist [...]“ (ebd., S. 288).

Im Jahr 1989 konnte A. Beauvilain im Bereich des Schutzes bewaldeter Flächen nur eine nennenswerte Initiative ausmachen: Das Waldreservat von Mozogo-Gokoro. „Es war zu dem Zeitpunkt das einzige Naturschutzgebiet, das von Landsat-Satelliten erfasst wurde. Es wurde im Juni 1932 auf einer Fläche von 1.400 Hektar geschaffen, praktisch ohne weitere Investitionskosten. Bis zum Zweiten Weltkrieg war eine Waldwacht dafür verantwortlich, dann wurde sie einem benachbarten traditionellen Stammesoberhaupt übertragen. Von einem Gürtel *Acacia ataxanta* umgeben schützt sich das Reservat auch selbst [...]“ (ebd., S. 287).

Bis ungefähr zum Jahr 1945 waren die Waldbestände vorwiegend von traditionellen Arten bestimmt. Danach verteilten sich allochtone Sorten sehr rasch im ganzen Land. Besonders die Arten *Cassia* und *Nim* wurden nach Beauvilain (ebd.) massiv von der Provinz-Vertretung für Wasser und Wälder *(Délégation Eaux et Forêts* gefördert und systematisch alte Anpflanzungen ersetzt.
Bei den Bemühungen gegen die fortschreitende Desertifikation sollten besonders schnellwachsende Hölzer und besonders ergiebige Baumarten zur Verwertung als Brennstoff und als

Abb. III.26
Die erste katholische Kirche von Maroua - Europäische Bauform.
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.27
Katholische Kirche von Mayo Uldeme - Anpassung an die lokale Bauform.
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.28
Die Erfindung von neuen Dachformen durch Mofu-Jugendliche wegen Mangels an Stroh.
Quelle: Seignobos 1982, S. 84

Baumaterial gezielt angepflanzt werden. So ist die Dominanz von *Eucalyptus*, *Cassia* und *Nim* zu erklären. Leider wurden auch diese Projekte weitgehend ohne die Beteiligung der Bevölkerung durchgeführt, was zu den geringen Erfolgen im Vergleich zu den z.T. riesigen Investitionen führte. Auch aus diesem Grund ist Beauvilain der Meinung (s.o.), dass die Förderung lokaler Baumarten eine wichtige neue Phase in den Aufforstungsbemühungen darstellen könnte.
Das Problem von Abholzung und Wiederaufforstung stellt eine Schlüsselfrage für die Provinz *Extrême Nord* dar. Es muss wirkungsvoll und konsequent gelöst werden; nur so kann es für die Region eine Zukunft geben. Es wäre ein Prozess der Bewusstseinsbildung anzustoßen, und es müssten Möglichkeiten geschaffen werden, Kenntnisse der Pflanzung und Pflege von Bäumen zu vermitteln. Dabei wären die traditionellen Baumsorten ebenso zu berücksichtigen wie Nutzbäume, die den Bedürfnissen der Menschen entgegenkommen.
Allgemein wäre eine stringente Politik notwendig, die zum einen kurzfristig eine Energieversorgung mit der Förderung eines Anbaus von Bäumen für diesen Zweck und gleichzeitig durch andere preiswerten Energiequellen (z.B. Gas) allen Menschen zugänglich macht, die aber auch langfristig erneuerbare Energieformen, besonders die Nutzung von Sonnenenergie, fördert – technisch und im Bewusstsein der Menschen.

III.2.6. Auswirkungen der soziokulturellen Transformationen auf die Bauweise

Die Konfrontation mit neuen Religionen wie dem Islam und dem Christentum sowie insbesondere die Kolonisation durch Deutsche und Franzosen änderte die gewachsenen afrikanischen Traditionen.

(a) Von den religiösen Einflüssen geht eher ein Wandel aus, die keinen absoluten Einschnitt in die traditionelle Baukultur bedeutet, d.h. die Änderung vollzieht sich hauptsächlich in Bezug auf die Funktionalität der verschiedenen Räume, sie beinhaltet die Abschaffung von Räumen, die nicht mehr funktionell sind oder das Hinzufügen von neuen Räumen in das Gehöft. Die sichtbare Veränderung liegt in den zentralen Kultstätten – Moschee oder Kirche – die sich eher an einem orientalischen bzw. europäischen Baustil orientieren. Die Einführung von neuen Gebäuden in die Siedlung – Moschee, Kirche – ist meist mit der Einführung eines neuen Baustils verbunden, der aber nicht immer auch den bestehenden Baustil in den Wohnstätten beeinflusst.

   Bei der jüngeren Generation, die eher nach innovativen kulturellen Bindungen sucht, besteht der Wandel hauptsächlich im Gebrauch neuer Materialien am traditionellen Grundriss, z.B. mit

   – Ziegeln aus ungebranntem Lehm oder Beton;
   – besser gebauten Dächern aus *paille* oder in kreativen, ästhetischen Formen (vgl. Seignobos 1982, S. 84);

Abb. III.29
Das Haus des P. Aurenche in Tokombere - modernisierte Mofu Bauweise. Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.30
Moderne Architektur: Blick auf das Zentrum von Yaounde. Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.31
Moderne Architektur in Douala - Wohnhaus. Quelle: Abba Kachi

- konischen Dächern, die mit Wellblech gedeckt sind;
- der Grundriss ist kleiner, neu geordnet, symbolische Formen verschwinden;
- eine ähnliche Form der Veränderung findet man auch bei den Missionaren, die oft Anleihen aus den traditionellen Formen machen und auf dieser Basis modernere Gebäude errichten
- sie sind auch ein kultureller Faktor, der zur Nachahmung auffordert.

(b) Das Verwaltungshandeln – von der Kolonialverwaltung bis zur heutigen Nationalverwaltung – hat gravierende Auswirkungen auf die traditionellen Gesellschaften, indem nicht zuletzt ein Zustand der Verunsicherung geschaffen worden ist, die Völker entmündigt und in einen Verlust an Sensibilität für ihre eigenen kulturellen Werte gedrängt worden sind. Diese Hypothek, mit der die Völker weiterhin belastet sind, spielt in alle soziokulturellen Initiativen der Gesellschaft mit hinein. Das ›Streben nach dem Modernismus‹ steht nicht nur für die zunehmende Öffnung nach außen und eine Bereicherung durch den Einfluss neuer Erkenntnisse aus den Wissenschaften, sondern es steht auch für eine Verwirrung in der Frage der kulturelle Identität.

Mit dem Phänomen der Verwestlichung (siehe Abschnitt I.1 dieser Arbeit) hat eine Mentalität des Konsums das Feld der Kultur nachhaltig beackert. Die Gesellschaft versucht ihre Probleme auf möglichst einfachem Wege zu lösen, ohne dass dabei die maßgeblichen Faktoren, die vielfach erst unter der Oberfläche liegen, wirklich in Betracht gezogen werden.
Besonders im Bereich des Wohnbaus sind es nicht nur die Parameter, die den Bau direkt beeinflussen (siehe Kap. II dieser Arbeit), die mehr oder weniger in Bewegung sind; die Unterscheidung von ›traditioneller‹ und ›moderner‹ Bauweise wird auf der Basis von Parametern getroffen, in die neue Determinanten einfließen; hier spielt die Suche nach dem Ansehen eine neue besondere Rolle. Generell in den Medien Kameruns bestimmt man einen ›traditionellen‹ oder ›modernen‹ Typus anhand von Personen-Typen in der Gesellschaft:

Traditionelle Bauweise
Sie ist nicht mehr Symbol für oder Teil der Identität des Einzelnen in der Welt, sondern ist zu einer geringschätzig behandelten ›Behausung‹ geworden, der ›Behausung‹ des Armen.

Moderne Bauweise
Sie ist im Gegenteil dazu Zeichen neuer Identität geworden; sie beinhaltet neues Prestige und symbolisiert die Öffnung hin auf eine ›moderne‹ Welt.

III.3. Resultat des Wandels – Die Ausbreitung der modernen Bauweise

III.3.1. Allgemeines

Es handelt sich hier um ein Phänomen, das in allen Teilen des Landes und so auch besonders in den großen Städten und weniger in den Dörfern des *Extrême Nord* anzutreffen ist: die sogenannte ›moderne‹ Bauweise, wobei die Modelle hierfür von außen kommen und einen starken Einfluss der ›westlichen‹ Bauweise sichtbar werden lassen; sie ist ein Symbol für sozialen Aufstieg und Wohlstand.
Ein Faktor für die Ausbreitung diese Bauweise auf der regionalen Ebene ist zuvörderst die kamerunische Verwaltung selbst und mit ihr die selbsternannten örtlichen ›Eliten‹ und wohlhabenden Geschäftsleute. Alle Veränderungen streben auf dieses Modell in seiner radikalen Form hin. Die Landbewohner und der große Teil der Jugendlichen wenden sich vom traditionellen Typus ab und träumen von diesem Modell, auch wenn die finanziellen Mittel hierfür oft bei weitem nicht ausreichen.
Jede Spur einer traditionellen Form ist hier bis zum kleinsten Detail hin ausgelöscht. Gebaut wird das Haus in rechteckiger Form, genannt ›solides Haus‹ (*maison en dur*) oder einfach: ›Villa‹.

III.3.2. Das ›solide Haus‹ (*maison en dur*)

Gebaut wird es meist von Berufsmaurern, die aus den städtischen Gebieten kommen. Der Plan wird von einem Architekten angefertigt, oder, in 90 % der Fälle, von einem einfachen Technischen Zeichner (Aussage des Präsidenten der Architektenkammer von Kamerun in einer Ausstrahlung des Kamerunischen Fernsehens CRTV im Oktober 1999 in Yaounde).

– *Der Grundriss*
  Er ist völlig an den westlichen – europäischen – Stil angelehnt. Dies ist nicht notwendigerweise zuerst an der viereckigen Form festzumachen, da diese traditionell bei den Kotoko und allen Völkern Südkameruns bekannt ist, sondern vielmehr daran, dass alle Räume in einer kompakten Form zusammengefügt sind und die Innenhöfe, die je nach der Benutzung als privater, halbprivater oder öffentlicher Raum dienten, fehlen. Es sind eigentlich offene Räume, die in der traditionellen Gesellschaft je nach der funktionellen Benutzung des Wohnhauses konzipiert sind (siehe Abschnitt IV.5.2.4.).
– *Die Mauern*
  Sie sind meist aus Betonhohlblockstein errichtet; in einigen Ausnahmefällen finden sich auch gebrannte Ziegel oder Steine, die verwendet werden. Damit sind auch zunehmend mehrgeschossige Häuser vorzufinden. Auch der Einsatz von Stahlbeton wird immer gebräuchlicher.

  Die Mauern werden mit Zement-Putz überzogen und mit chemischen Farben (einfarbig) gestrichen; der Anstrich wird meist eher zu selten erneuert.

Abb. III.32
Konstruktion einer Villa in Kaele. Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.33
Moderne Bauweise: Fenster aus Lamellenglas (Kaele). Quelle: L. Marthaler, 1999

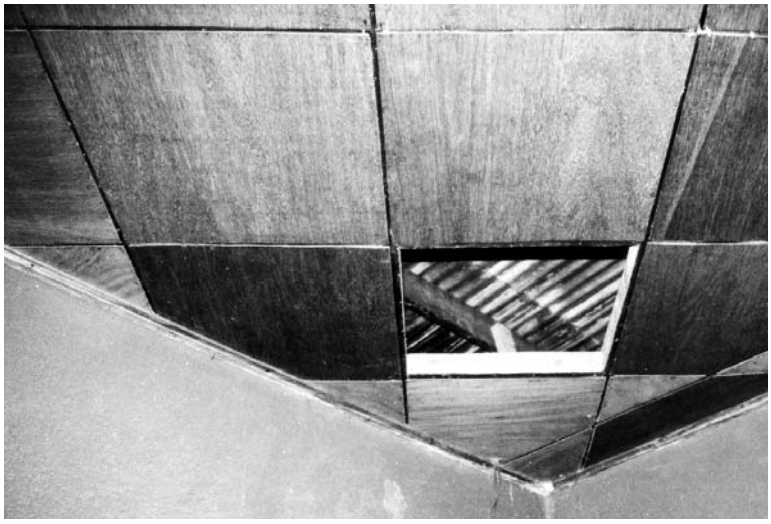


Abb. III.34
Detailansicht: Modernes Haus in Kaele -Aluminiumwellblechdach mit Unterdecke aus Holzplatten. Quelle: L. Marthaler, 1999

– *Das Dach*
  Es wird mit Alu-Wellblech gedeckt; der Dachstuhl wird aus Holz gefertigt oder – im Falle größerer Bauten – aus einer Stahlkonstruktion. Die Dachkonstruktion mit Aluminiumblech erfordert eine Innendecke aus Holz oder Sperrholz; diese dient als Isolierung gegen die Hitze, die das Blech ständig nach innen abstrahlt. Diese Innendecke fehlt oft bei der ärmeren Bevölkerung.
– *Der Boden*
  ist mit einem Estrich versehen, oft mit Bodenfliesen bedeckt.
– *Die Türen*
  sind aus Holz oder Metall, die Fenster meist aus Holz- oder Glaslamellen, teils auch komplett aus Metall.
– *Die Fundamente*
  sind entweder aus Beton oder aus Naturstein gefertigt.

Das ›solide Haus‹ ist für Strom- und Wasserversorgung konzipiert, und meist sind auch moderne Sanitäranlagen vorhanden, die so einen gewissen Komfort bieten. Hier gründet wohl auch die Einstellung vieler Menschen, die der Meinung sind, dass Komfort nur in diesem Typ des Wohnbaus möglich sei. Dies ist zum Schaden des traditionellen Wohnbaus, für den die Baustoffe vor Ort oder zumindest im näheren Umkreis zu finden sind, während der Bau eines sogenannten ›soliden Hauses‹ dazu nötigt, Baumaterial aus den großen Städten oder gar aus dem Ausland zu importieren.
Zement wird in Figuil, einer kleinen Stadt in der Nord-Provinz hergestellt; der Weg nach Maroua beträgt ca. 120 km; kleinere Mengen werden von Händlern in den kleinen Städten weiterverkauft, das Wellblech für die Dächer wird im Süden Kameruns produziert.
Holz muss ebenfalls aus dem Süden von Kamerun herbeigeschafft werden; die anderen Materialien kommen aus dem Ausland, was die Baukosten wesentlich in die Höhe treibt und so für die teilweise sehr arme Landbevölkerung einen Bau unmöglich macht (siehe. Abschnitt IV.3.3.). Das sogenannte ›solide Haus‹ mag im Vergleich mit den traditionellen Gebäuden auch so erscheinen, wird jedoch in der Realität oft von Maurern ohne echte Berufsausbildung gebaut; dabei werden oft technische Normen in Bezug auf das Material nicht eingehalten bzw. wird nicht auf Qualität und Quantität geachtet. Daraus resultiert dann oft die Erfahrung, dass diese hohe Investition nicht lange hält; nach fünf bis zehn Jahren tauchen dann oft Risse auf und die Häuser verfallen langsam.

Weiterhin führt der Einsatz von Blechdächern in einer Zone, in der fast kontinuierlich hohe Temperaturen von bis über 40 °C (in der Trockenzeit) herrschen, zu einer unerträglichen Hitze im Inneren der Gebäude, die eigentlich den Einsatz von Klimaanlagen erfordert.

So kann man heute in allen Städten – und zunehmend auch in den ländlichen Gebieten – in Kamerun das vollständige und radikale Verschwinden des ›traditionellen‹ Baustils feststellen; dagegen gibt es in diesen Städten verschiedene Siedlungen, die den sozioökonomischen Status ihrer Bewohner repräsentieren:

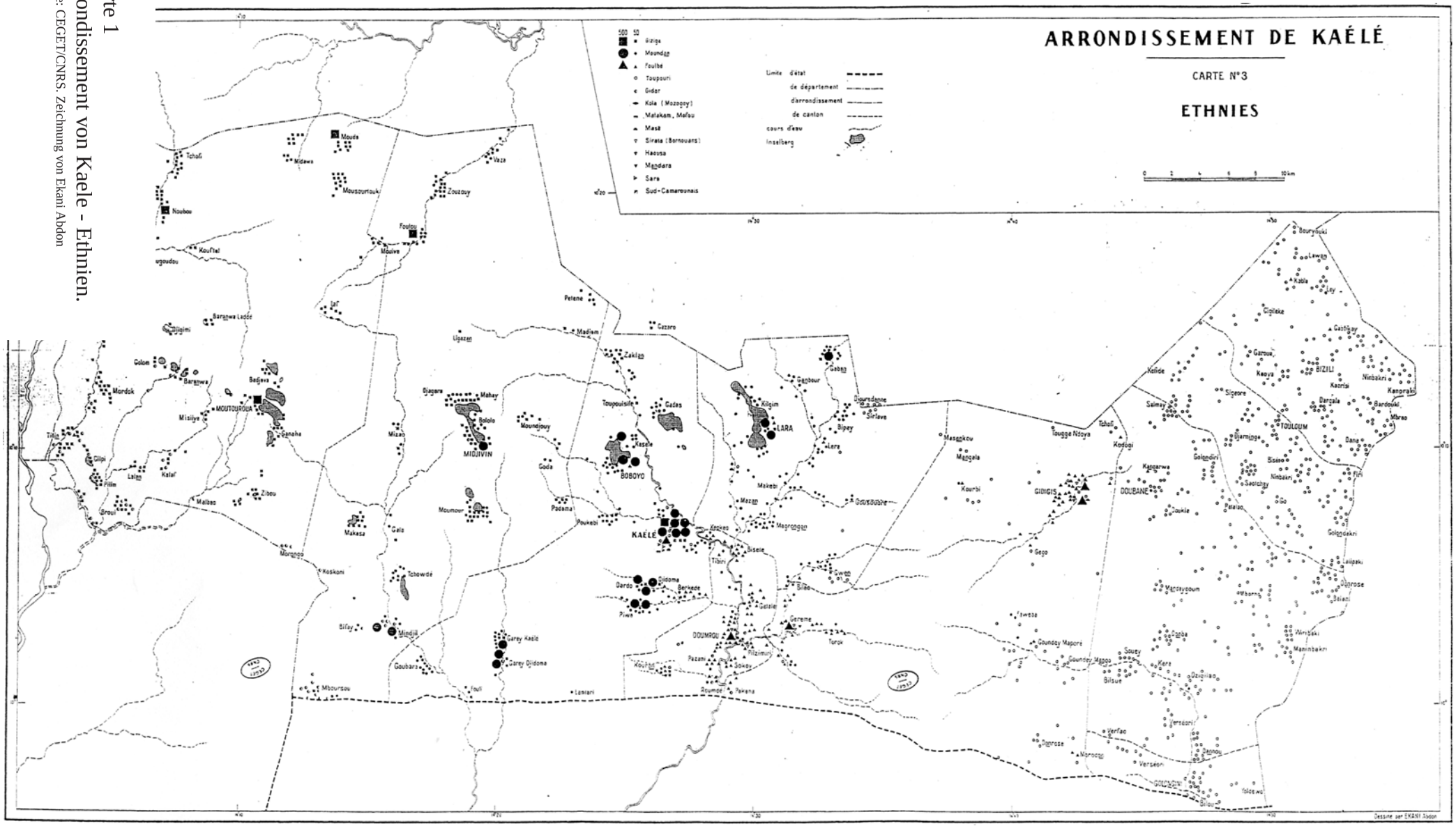
- *Moderne Viertel* für die Reichen: Der Aufbau besteht aus ›modernen‹ Gebäuden, strahlt Luxus aus;
- *gemischte Wohnviertel*, wo die modernen Häuser unter die traditionellen Häuser gemischt oder wo ›hybride‹, neue Formen vorherrschend sind, die weder ›traditionell‹ noch ›modern‹ sind. Das Ziel fast aller Bewohner besteht darin, die ›moderne Bauweise‹ trotz des Mangels an notwendigen finanziellen Mitteln später so weit wie möglicht nachzubauen;
- *arme Gebiete* (Elendsviertel): Sie sind immer in den großen Städte zu finden (wie in Douala mit ca. 2 Millionen Einwohnern und Yaounde, ca. 1 Million Einwohner), wo die ›hybriden Formen‹ der Häuser zu finden sind, wo es meist an den elementaren sanitären Infrastrukturen fehlt, und wo vor allem die Verdichtung des Gebiets extrem hoch ist;
- *dorfförmige Siedlungen am Rande von Städten*: dort wohnen hauptsächlich arme Landbewohner, die hoffen, einmal ihre Häuser ›modernisieren‹ zu können.

Der ›moderne Wohnbau‹, wie er heute weithin zu finden ist, verändert auch das Leben seiner Bewohner: er erfordert einen beinahe ›westlichen‹ Lebensstil, nicht mehr den traditionellen; doch wird das oft nicht in dem Maße umgesetzt; andererseits wird auch nicht mehr wirklich ›traditionell‹ gelebt, und das ist auch kaum noch möglich. Das Phänomen einer solchen Modernisierung lässt sich besonders bei den Landbewohnern feststellen:
Die Häuser werden konträr zu ihren Bedürfnissen verändert, und so verkommen sie oft, und man kann zum Teil von einer ›Verelendung‹ sprechen oder von einem Verlust eigener Baukultur.

Karte 1

Arrondissement von Kaele - Ethnien.

Quelle: CEGET/CNRS. Zeichnung von Ekani Abdon



III.4. Beispiel: Wandel einer Kleinstadt im ländlichen Raum – Kaele

III.4.1. Kaele – die allgemeinen Gegebenheiten

Geografische Lage

Kaele liegt in der Provinz ›Äußerster Norden‹ (*Extrême Nord*), südöstlich der Provinzhauptstadt Maroua. Durch Kaele führt die Hauptverbindungsstraße von Garoua (Hauptstadt der Nordprovinz) nach Yagoua (in der Nähe der Grenze zum Tschad), die Nationalstraße Nr. 6.

Die Entfernungen betragen nach Garoua ca. 184 km,
Yagoua ca. 110 km,
Maroua ca. 108 km.

Administrative Bedeutung

Kaele ist die Hauptstadt des *Départements* Mayo Kani. Das *Département* Mayo Kani umfasst eine Fläche von insgesamt 5.034 km², die in *Arrondissements* gegliedert ist. Diese sind:

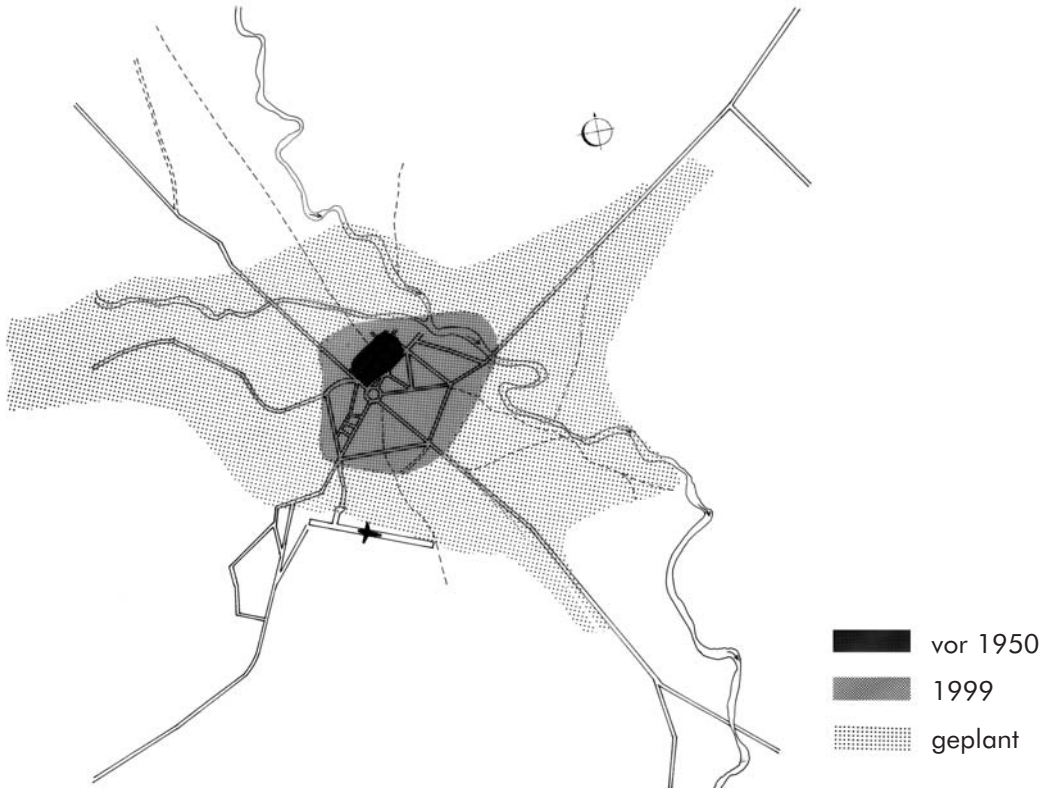
Mindif
Moutourwa
Moulrondaye
Guidiguis
Touloum (Porki)
Kaele

Gegenstand dieser Studie

waren das *Arrondissement* von Kaele und insbesondere die Stadt Kaele. Das *Arrondissement* umfasst eine Fläche von ca. 1.900 m² und besteht aus einem Stadtzentrum, Sitz der Verwaltung, und im Umkreis zerstreuten Dörfern.

Physikalische Gegebenheiten

– *Temperatur*
  Die Durchschnittstemperatur übers Jahr beträgt ca. 27 – 28 °C, wärmster Monat ist der April mit einer Durchschnittstemperatur von ca. 32 – 33 °C, mit Spitzen von bis zu 40 °C (vgl. PSUK – *Rapport justificatif*. Yaounde: 1974, Annex 5). Die kühlsten Monate sind Dezember und Januar mit Durchschnittstemperaturen von 25 – 26 °C; die Temperatur sinkt praktisch nicht unter 18 °C (ebd.).
– *Niederschläge*
  Die jährliche Durchschnittsmenge an Niederschlag beträgt ca. 965 mm (1974) bzw. ca. 900 mm (1988) (vgl. Beauvilain 1989, S. 57). Die Regenzeit dauert vier bis fünf Monate von Mai bis September. Die anderen Monate sind im Allgemeinen völlig trocken.
– *Überflutungen*
  Überflutungsgebiete sind in Kaele am Rande des Fluss *Mayo Kani* gelegen, ebenso an den verschiedenen Bachbetten, die in der Regenzeit bei anhaltendem starken Niederschlag die Wassermassen nicht aufnehmen können. Hieraus ergibt sich für die gesamte Region eine erste Problemstellung, in Bezug auf Gebäude und Straßen in diesen gefährdeten Bereichen.



Karte 2
Stadtentwicklungstruktur von Kaele. Quelle: L. Marthaler nach Plan von der Delegation MINUH Kaele 1999

– *Winde*
  Gewöhnlich weht in Kaele ein Wind von Norden nach Süden.
– *Flora*
  Die Flora entspricht einem Typus der Steppen des Südsahel mit einer Dominanz von Dorngewächsen. Flüsse liefern während der Trockenzeit nicht dauerhaft das Wasser; größtenteils sind sie in dieser Periode völlig ausgetrocknet.

III.4.2. Stadtentwicklung

III.4.2.1. Geschichte

Vor der Kolonisation des Landes war Kaele ein kleines Mundang-Dorf, das sich danach zu einer kleinen Stadt entwickelt hat; diese Entwicklung hat sich bis in die heutige Zeit fortgesetzt, in der Kaele auf Verwaltungsebene neu gegliedert wird; damit verbunden ist ein einschneidender soziopolitischer Wandel.

Einige wichtige Daten
– 1901 erschienen zum ersten Mal die Kolonisatoren [Deutsche] in Kaele, sie nahmen das Land in Besitz;
– 1937 richteten sie eine Verwaltung ein (*découpage administratif*).
– 1952 errichtete die C.F.D.T.[23] ein kommunales Verwaltungszentrum.
– 1960 wurde Kamerun unabhängig und Kaele wurde Hauptstadt eines gleichnamigen *Arrondissements*.
– 1983 wurde Kaele Hauptstadt des *Départements* Mayo Kani

Die Entwicklung der Stadt Kaele wurde beschleunigt durch ihre Funktion als Hauptstadt des *Arrondissement* Kaele und später des *Département*s Mayo Kani; das *Arrondissement* ist die am dichtesten besiedelte Region des *Départements* und zeichnet sich vor allem durch die einzige etablierte Agrarindustrie aus: die C.F.D.T., später SODECOTON[24].
Viele neue Viertel sind entstanden durch den Bedarf an Unterkünften für die Arbeiter dieses Betriebes.
Die meisten von ihnen stammten aus der Region: Fast dreiviertel der Einwohner von Kaele sind im *Arrondissement* Kaele geboren (vgl. Beauvilain 1989, S. 563). Auf ein solches Verhältnis deuten auch die Ergebnisse meiner Untersuchung mit 20 Erwachsenen aus der Stadt hin (siehe Anhang).

[23] C.F.D.T.: Compagnie Française de Développement de Textile
[24] Société de Développement Cotonnière du Cameroun

Karte 3
Arrondissement von Kaele - Bevölkerungsdichte.
Quelle: CEGET/CNRS. Zeichnung von Amougou Jean-Pierre

Um die nationale Wohnungspolitik in Kaele umzusetzen ist seit 1974 ein Bauleitplan (*PSUK – Règlement du plan d'urbanisme. Yaoundé: 1974a*) und ein Bebauungsplan (*PSUK – Rapport justificatif. Yaoundé 1974*) für die Stadt Kaele etabliert worden; die Studie dazu wurde durch das Ministerium für Stadtplanung und das Wohnungswesen (*Ministère de l'Urbanisme et de l'Habitat*) durchgeführt; er wurde von der zuständigen Provinz-*Délégation* in Maroua bis 1997 angewendet. Seit 1998 ist diese *Délégation* auf die *Départements*-Ebene, und damit auch nach Kaele verlagert worden. Die Untersuchung des Leitplans und des Bebauungsplans für Kaele stellte eine wichtige Grundlage für meine Feldforschung dar. Die Analyse der Stadt wurde so eine Kombination aus eigenen Erhebungen und dem Inhalt des Leitplans.
Mit diesem Ansatz wurde es möglich, beide Ebenen zu erfassen: einerseits die staatliche Ebene mit Richtlinien, Gesetzen und Zielsetzungen; und andererseits die konkrete Situation des Wohnens und Siedlungsentwicklung der Stadt.

III.4.2.2. Bevölkerungsentwicklung

Die Stadt Kaélé

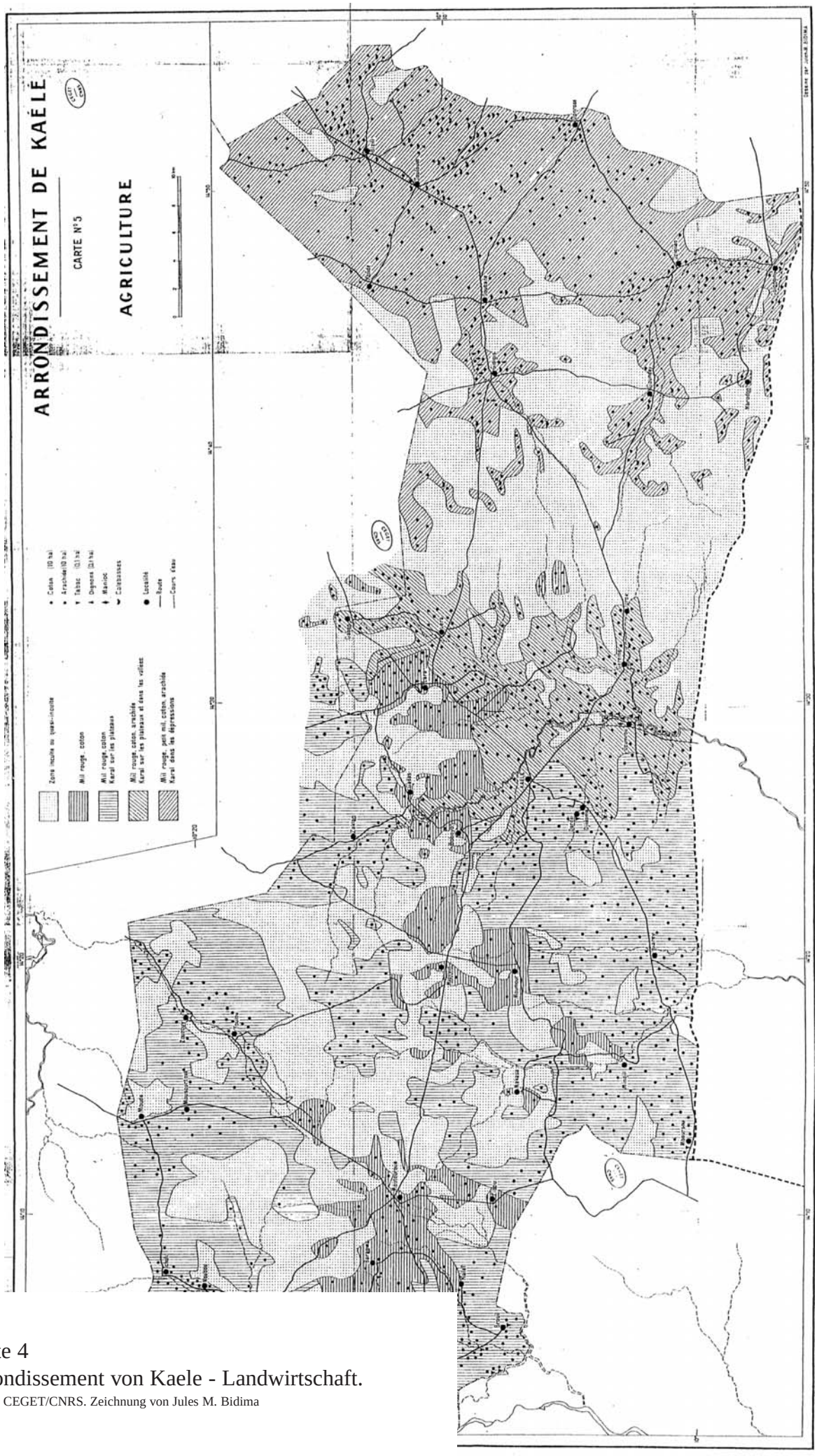
Entwicklung der Einwohnerzahl:	1939	521	Einwohner
	1957	3.947	Einwohner
	1968	7.252	Einwohner
	1970	9.000	Einwohner
	1976	10.898	Einwohner
	1987	15.409	Einwohner
	1996	20.503	Einwohner

Dies entspricht einem jährlichen Zuwachs von ca. 5,2 % zwischen 1968 und 1976, und 2,6 % zwischen 1976 und 1987 (vgl. Beauvilain 1989, S. 562); 1996 hatte die Stadt Kaele 20.053 Einwohner (Information der Délégation MINPAT/Mayo Kani, 1999); das entspricht einem jährlichen Zuwachs von 2,9 %. Es gibt keine verfügbaren weiteren Angaben.

Département Mayo Kani

1974	106.446	Einwohner; d.h. 37,6 Einwohner/km²; dies entspricht einem jährlichen Zuwachs von ca. 10 % (vgl. PSUK – *Rapport justificatif*, 1974).
1996	77.308	Einwohner;
1997	89.687	Einwohner[25].

Überall in den Nordprovinzen Kameruns[26] (*Grand Nord*) wächst die Bevölkerung der Städte an, bedingt durch die Migrationsbewegungen der umliegenden Völker auf der Suche nach



Karte 4
Arrondissement von Kaele - Landwirtschaft.
Quelle: CEGET/CNRS. Zeichnung von Jules M. Bidima

Arbeit. Dabei ist auch die Bevölkerung der *Départements* stark angewachsen, das Wachstum bleibt jedoch in Kaele trotz der Präsenz der SODECOTON hinter dem anderer *Départements* der Provinz *Extrême Nord* zurück (vgl. Beauvilain 1989, S. 563).

Die Verringerung des Bevölkerungswachstums in der Stadt Kaele von 5,2 % (1968 – 76) auf 2,6 % (1976 – 87) lässt sich zum Teil erklären durch eine einschneidende Veränderung in der Produktion der SODECOTON: 1957 wurde durch die C.F.D.T. eine Ölproduktion auf der Basis von Baumwolle in Betrieb genommen. Ein Teil der Produktion wurde später (im Jahr 1974) nach Garoua und Maroua verlegt.

III.4.2.3. Wirtschaft

Hinsichtlich der beruflichen Aktivitäten seiner Einwohner weist Kaele einen hohen Anteil an Bauern, Kleinhändlern, Angestellten und Beamten auf. Es gibt keine registrierten Arbeitslosen in der Stadt[27] – wobei der Begriff der ›Arbeitslosigkeit‹ wohl eher auf Industriegesellschaften anzuwenden ist: Obwohl Kaele die einzige große Agrarindustrie im *Département* besitzt, hat es doch ländlichen Charakter. So gibt es eine große Anzahl von Arbeitern, die im ›informellen Sektor‹ arbeiten; dadurch, dass sie nicht registriert sind, gibt es keine genauen – offiziellen – Angaben über sie.

Landwirtschaft
In der Stadt und in ihren Außenbezirken werden Hirse, Reis, Erdnüsse, Zwiebeln und andere Gemüse, zum Teil auch Baumwolle angebaut; diese Güter stellen die Hauptnahrungs- und Einkommensquellen der Bevölkerung von Kaele wie des gesamten *Départements* dar.
Die Produktion von Hirse und Erdnüssen wurde mit der Einführung des Baumwollanbaus in der Region und der Niederlassung der CFDT eingeschränkt. Nach der Unabhängigkeit Kameruns im Jahre 1960 entstand aus der CFDT die SODECOTON. Die Baumwollproduktion nahm beständig zu, es wurde immer mehr landwirtschaftliche Nutzfläche mit Baumwolle bepflanzt (vgl. *Plan d'Urbanisme Directeur de Kaélé,* 1974, 2.4 (Activités)).

1952:	3.900 ha	1972:	12.000 ha (ca.)[28]

Zur Stadt Kaele gehörten im Jahr 1967 1.500 ha Anbaufläche mit Baumwolle, mit einer Produktion von ca. 611 Tonnen.

---

[25] Quelle: Information der Délégation MINPAT/Mayo Kani, Kaele, August 1999
[26] Die Nordprovinzen sind von Süden nach Norden: Adamaoua, Nord, Extrême Nord; sie werden als *Grand Nord* bezeichnet, ehem. 1 vereinte Provinz
[27] Information der D.T.P.S. in August 1999 in Kaele
[28] über die weitere Entwicklung liegen mir keine Angaben vor

Nutztierhaltung
Viehhaltung wird hauptsächlich privat zu Hause betrieben. Es werden Kleintiere (Schafe, Ziegen, Geflügel usw.) sowie Rinder gehalten. In der Region gab es und gibt es bis jetzt keine Einrichtung zur schnellen Verarbeitung und Konservierung der tierischen Produkte, obwohl der Bedarf hieran sehr deutlich zu erkennen ist.

Die Landwirtschaft – obwohl beinahe einzige Einkommensquelle in der Region – bleibt durchaus unterentwickelt; neben den traditionellen Aktivitäten im Bereich der Gemüsehändler oder kleinen und großen Tierhändlern, gibt es keine Anzeichen neuer Initiativen, trotz der Präsenz der Delegationen für die Landwirtschaft, für die Arbeit und Industrie.

Kaele wurde oft von den Beamten und Arbeitern, mit denen ich sprechen konnte, als ›tot‹ bezeichnet; es fehlt also auch in ihrer Wahrnehmung heute an einer spürbaren Dynamik, trotz der Präsenz von verschiedenen Einrichtungen.

Industrie
Die industrielle Verarbeitung landwirtschaftlicher Erzeugnisse leistet allein die SODECOTON, Nachfolgerin der 1957 gegründeten CFDT. Die SODECOTON organisiert den Transport der Baumwollernte von den Feldern im weiten Umkreis von Kaele. Die Baumwolle wird vorbehandelt. zum Transport nach Garoua und Maroua verpackt und zwischengelagert. Dort wird die Baumwolle industriell weiterverarbeitet. So beschäftigt der Betrieb mit drei Kategorien von Arbeitern: Die ständige Belegschaft (t*ravailleurs permanents*), Saisonarbeiter (*les saisonniers*), und Kurzzeitarbeiter (*temporaires*).
Die *travailleurs permanents* haben einen festen Arbeitsvertrag mit dem Betrieb. Nach Angabe des D.T.P.S. betrug ihre Anzahl bei der SODECOTON in den Jahren

1990/91: 198 fest angestellte Arbeiter
1993/94: 125 fest angestellte Arbeiter
1995/96: 152 fest angestellte Arbeiter

Die *Saisonniers* schließen einen befristeten Arbeitsvertrag mit dem Betrieb, die Arbeitszeit fängt meistens Mitte November an, wenn die Ernte der Baumwolle beginnt; der Vertrag darf nicht länger als sechs Monate dauern. Es sind meistens Bauern und Jugendliche aus Kaele und der Umgebung, die solch ein Arbeitsverhältnis eingehen; so haben sie die Möglichkeit, für ein halbes Jahr etwas Bargeld zu verdienen. Nach der Saison kehren die Arbeiter in ihre Dörfer zurück und gehen dort ihren üblichen Aktivitäten nach.
Der Betrieb beschäftigt zwischen 150 und 200 *Saisonniers* im Jahr. Im Jahre 1974 beschäftigte die SODECOTON noch ca. 500 *Saisonniers*; seit insbesondere die Ölproduktion nach Maroua und Garoua verlegt wurde, hat sich auch die Zahl der Arbeiter und *Saisonniers* im Betrieb stark reduziert. Die *Temporaires* sind für noch kürzere Zeit angestellt; der Arbeitsvertrag darf nicht kürzer als 15 Tage sein und nicht drei Monate überschreiten. In dem Fall, in dem ein Arbeiter länger als drei Monate gebraucht wird, ändert sich sein Arbeitsvertrag, und er wird zum Festangestellten. Die *Saisonniers* und die *Temporaires* dürfen nicht ohne Frist

gekündigt werden (Information aus der *Délégation* für die Arbeit in Kaele, DTPS, August 1999).

Andere kleine und mittlere Unternehmen sind die SONEL (ehemals staatliche Energieversorgung), weiterhin gibt es eine Bäckerei, 20 – 30 Schneider, 15 Bars.

Zum informellen Sektor zählt man die Getreidemüller, Automechaniker usw.

Handel

Handel wird auf dem örtlichen Marktplatz getrieben, wo die Produzenten direkt die Konsumenten beliefern. Der Markt findet in Kaele jede Woche freitags statt. Weiterhin gibt es Lebensmittelgeschäfte (›Tante-Emma-Läden‹) und andere Geschäfte mit Waren des täglichen Bedarfs (darunter auch eine Apotheke und ein Metallwaren- und Baustoffgeschäft). Die Geschäfte sind größtenteils am Marktplatz gelegen.

In der *Délégation* für Arbeit wurden auch einige Angaben zur Zahl der Händler in Kaele-Stadt gemacht: Es sind ungefähr 200 größere Händler am Marktag in der Stadt, von ihnen sind ungefähr 60 – 100 Händler aus Kaele, und sie haben meist auch an den anderen Tagen einen Laden oder Stand in der Stadt, die übrigen kommen nur am Marktag meist von außerhalb der Stadt. Kleine Händler mit Ständen, die Gemüse, Fisch und Fleisch verkaufen, gibt es ungefähr 400; am Marktag sind es mehr als 600 Händler, die Händlerinnen, die das traditionelle Hirsebier (*bil-bil*) verkaufen, und die nicht registriert sind, noch nicht dazugerechnet.

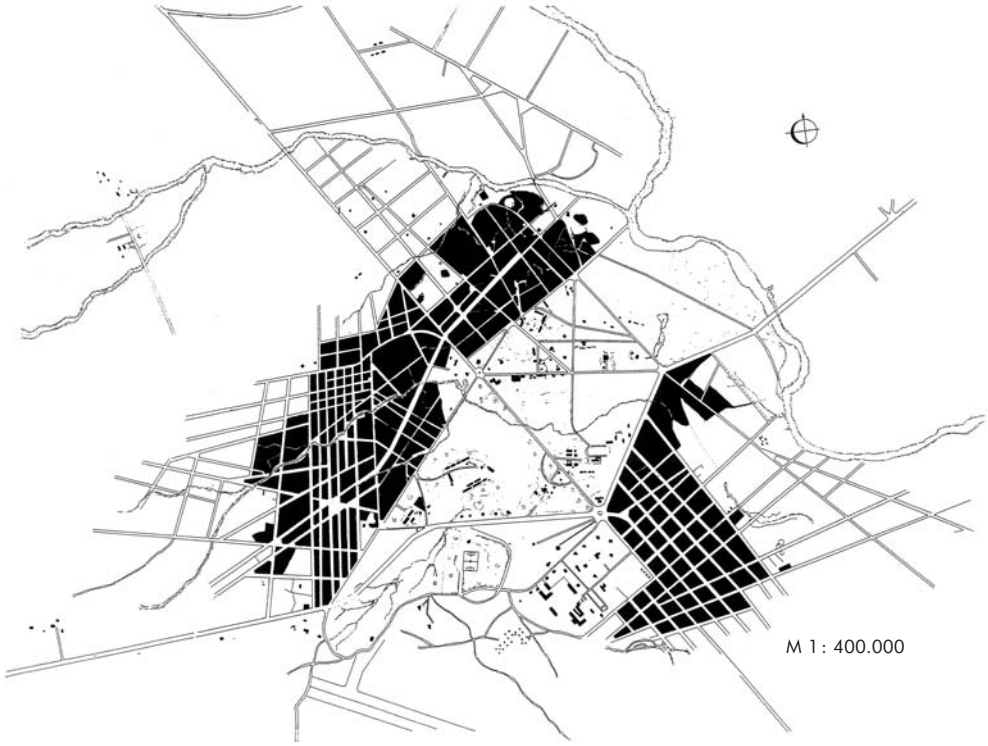
Das heißt, es sind insgesamt ungefähr 460 – 500 Händler an den Wochentagen in der Stadt, und am Markttag sind bis zu mehr als 800 Händler in der Stadt.

Handwerker sind zum größten Teil Schreiner, Automechaniker, Fahrradmechaniker und kleine Bastler; es sind knapp 50 Personen. Die Handwerker, die sich mit der Herstellung der traditionellen Matten (*secco*) beschäftigen, arbeiten periodisch, und zwar hauptsächlich im Monat November; es sind ungefähr 60 – 100 Bauern.

Viehhändler (Rinder, Ziegen, Schafe) gibt es an den Wochentagen ca. 10 – 15; am Marktag sind es ungefähr 30 – 50 Personen. Geflügelhändler gibt es an den Wochentagen fünf, und für den Markttag gibt es kein Angabe über sie; es ist jedoch eine große Anzahl von Händlern, die aus der Region nach Kaele strömen um ihre Waren zu verkaufen; sie sind nicht von der DTPS registriert, und so konnte darüber keine Angabe gemacht werden (Information aus der *Délégation* für Arbeit DTPS Kaele, August 1999).

Tourismus

Nach den Informationen aus dem Bauleitplan von Kaele (PSUK – *Règlement du plan d'urbanisme*, 1974a) gibt es keinerlei auf Tourismus ausgerichtete Infrastruktur in der Stadt, auch ein besonderer Anziehungspunkt für Touristen ist nicht vorhanden; nur etwaige zukünftige Investoren könnten in dieser Situation eine Änderung bringen, so ist dem Leitplan zu entnehmen.



Karte 5
Siedlungsstruktur von Kaele. Quelle: L. Marthaler nach Plan von der Delegation MINUH Kaele 1999

Dagegen ist festzustellen, dass im Bereich der traditionellen Architektur ein Potential zu erschließen wäre: Die Architektur der ortsansässigen Bevölkerung (Mundang) ist in sich einzigartig in Kamerun und auch in Afrika (siehe Abschnitt II.2.5.4. dieser Arbeit). Würde der alte Dorfkern von Kaele erhalten oder wiedererrichtet (einige Spuren der traditionellen Bauweise sind noch vorhanden, sie finden sich bei den Ärmsten im alten Stadtkern), so könnte einerseits das kulturelle Erbe der Stadt erhalten werden, und andererseits würde so ein echter Anziehungspunkt für Touristen (vgl. Orbaşli 2000), Architekten und Interessierte an Bau, Geschichte, und Kultur entstehen. Auch das vorhandene traditionelle Kunsthandwerk könnte seinen Platz dort finden.

III.4.3. Siedlungsstruktur/Siedlungsentwicklung

III.4.3.1. Allgemeines

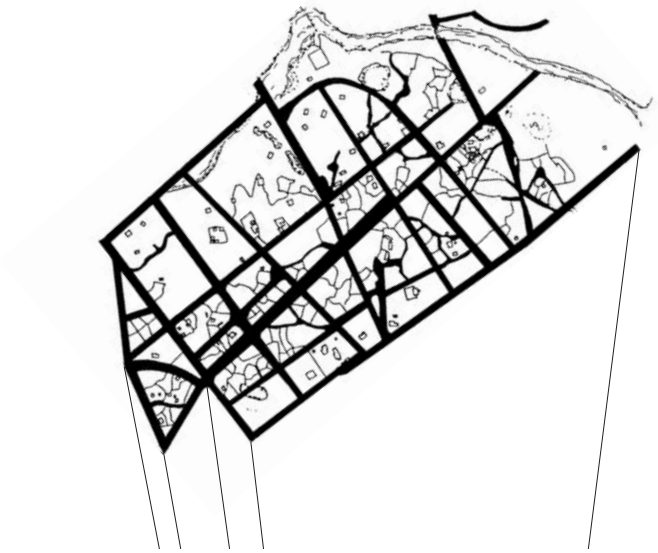
An der Struktur des heutigen Kaele lässt sich heute noch die Entstehungsgeschichte der Stadt in ihren verschiedenen Etappen ablesen:

- das alte Dorf als Stadtkern, den man heute *Quartier Mundang* (Viertel der Mundang) nennt;
- der Stadtkern wurde um verschiedene Wohnsiedlungen erweitert, in denen sich Angehörige der Nachbarvölker (Fulbe, Tupur, Guisiga) in einer ersten Phase der Besiedlung weitgehend unvermischt niederließen; in den folgenden 50 – 70 Jahren ergab sich eine Vermischung; hier entstanden auch die Niederlassungen der Baumwollindustrie;
- das Viertel, das durch die Kolonialverwaltung entstanden ist: *Quartier administratif;*
- die Viertel, die im Zuge der Stadterweiterung durch die Kommunalverwaltung nach 1960 entstanden sind.

III.4.3.2. Die Entwicklung des *Quartier Mundang*

Verdichtungsprozess
Mit der Errichtung der Kolonialverwaltung verdichtete sich die Struktur des früheren Dorfes, die heute im Zentrum des ›modernen‹ Kaele fast nicht mehr zu erkennen ist. Dieser Prozess dauert nun seit über fünfzig Jahren an.

Erweiterung
Gleichzeitig erweiterte sich das Dorf um neue Viertel westlich des heutigen Kerns mit den Vierteln *Guedamé, Garga, Gouzougoui, Fulbé* und die *Mission Catholique*, die alle ebenfalls eine sehr dichte Struktur aufweisen.



Karte 6
Kaele Centre. Alte Dorfstruktur, mit neuen Erschließungen von der Stadtverwaltung.
Quelle: L. Marthaler, 1999

Karte 7
Kaele - Siedlungen mit organisch parzellierten Strukturen. Quelle: L. Marthaler, 1999

Dieser Prozess der Erweiterung und Verdichtung wurde durch die Einsetzung der Kolonialverwaltung angestoßen und durch die Ansiedlung eines der ersten Betriebe der Agrarindustrie des gesamten nördlichen Teils von Kamerun, der CFDT (1957), beschleunigt.
In den folgenden 20 Jahren nahm die Zuwanderung aus allen Volksgruppen der Region drastisch zu. Ein Prinzip der Ansiedlung in der damaligen Zeit, so kann man heute am Stadtbild ablesen, stellte die Wahrung Homogenität der Viertel nach Volksgruppe bzw. Religion dar. So sind die Viertel *Garga* und *Gouzougoui* Viertel mit hauptsächlich muslimischer Bevölkerung und *Guedamé* das Viertel, das hauptsächlich von Angehörigen des Volkes der *Mundang* bewohnt wird. Das Viertel *Mission Catholique* wird dagegen hauptsächlich von Katholiken (unterschiedlicher Herkunft) bewohnt. Mit der Ansiedlung der CFDT, der heutigen SODECOTON, entstand südwestlich des Stadtzentrums – hauptsächlich für die Arbeiter des Betriebs – das Viertel *Mougron*; wenn auch hier zunächst, wie in den anderen Vierteln, Menschen gleicher Herkunft zusammen kamen, so fand doch bald eine stärkere Vermischung statt.

In dieser Entwicklungsphase, die allgemein durch die homogene Bevölkerungsgruppierung in den einzelnen Vierteln gekennzeichnet ist, konnte sich auch bis zu einem bestimmten Grad die jeweilige traditionelle Dorfstruktur erhalten; eine stärkere Vermischung erfolgte im Laufe der Jahre bis heute.

Die traditionellen dörflichen Strukturen in Kaélé
Ein Beispiel hierfür ist das ursprüngliche Dorf, das heute das Zentrum von Kaele bildet (*Kaélé Centre*). Es ist ein Wohnviertel der Mundang geblieben; dort befinden sich auch die *Chefferie* und der Marktplatz der Stadt. Die traditionelle Struktur des Viertels zeichnet sich insbesondere in der offensichtlich organisch angelegten Anordnung der Bebauung ab.
Diese ist dadurch gekennzeichnet, dass sie sich an den traditionellen Sozialstrukturen orientiert.
Auch die Nachbarviertel des *Kaélé Centre* (*Guedamé, Garga, Gouzougoui, Fulbé*) weisen diese Eigenheit auf, ebenso alle anderen Siedlungen, die etwa bis zum Jahr 1970 entstanden sind. Diese erste Phase der Erweiterung könnte man also als einen Prozess ›natürlichen‹ Wachstums bezeichnen.

III.4.3.3. Die von der Stadtverwaltung durchgeführte Siedlungsentwicklung

Mit der Präsenz staatlicher Organe in Kaele wurden ab dem Jahr 1974 neue Siedlungspläne entworfen. So wurde auf Betreiben der Stadtverwaltung die Bebauung in südwestliche und nordöstliche Richtung bis zum Fluss hin ausgeweitet; später erfolgte die Ausweitung in westliche und südöstliche Richtung: die Viertel *Doyanré, Gouzougoui Daguélé, Téhakao, Monbaré, Mourgouron* entstanden ab 1974; es folgten 1980 *Yelwa* und *Kélilembéri*, 1990 *Kani, Mourbaré Kani, Tchabel, Hardéo*, 1994 erfolgte eine neuerliche Erweiterung, in südwestlicher Richtung mit dem Viertel *Pougouh-Pougouh.*

Bis zum Jahr 1999, vollzog sich ein weiterer Verdichtungsprozess im Zentrum der Stadt.

Die Entwicklung der Stadt, mit ihren Erweiterungen und der Entstehung neuer Siedlungen wurde seit dem Jahr 1974 durch die Vorgaben aus dem Bauleitplan (PSUK – *Règlement du plan d'urbanisme*, 1974a) gesteuert. Die Stadtverwaltung orientierte sich dabei an den Programmen *Site and Services* und *Trames assainies*, die schon seit Beginn der 70er Jahre in den größeren Städten in Kamerun, besonders in Douala und Yaounde[29] sowie auch in anderen Ländern Afrikas eingeführt und umgesetzt wurden. Mit diesen Programmen wurde eine aktive Wohnungsbaupolitik eingeleitet. Dabei wurden neu zu bebauende Flächen nach dem Prinzip einer rasterförmigen Parzellierung geplant. Die rasterförmige Struktur der Parzellierung von Grundstücken beeinflusst auch unmittelbar die Struktur ihrer Bebauung.

Die Tatsache, dass eine Siedlung dagegen organisch gewachsen ist, lässt sich an zwei Punkten festmachen:
- an der sozialräumlichen Organisation der Häuser untereinander auf einem Grundstück, auf einem Gehöft;
- an der Beziehung der Grundstücke untereinander.

Beide Punkte sind voneinander abhängig, da in der traditionellen Gesellschaft die Grundrisse auch in organischen Formen strukturiert sind. Es besteht eine Wechselbeziehung zwischen der Form des Hauses oder Gehöfts und der Form Grundstücks, und diese orientiert sich wiederum an der Form des Nachbargrundstücks bzw. ist diesem angepasst. Dieser Zusammenhang zeigt, dass die sozialen Aspekte eine bedeutende Rolle in der Entwicklung der Grundstücksparzellierung und Siedlungsentwicklung spielen.

Dieses System des ›Miteinander Wachsens‹, das sich quasi natürlich – eben organisch – entwickelte, wurde mit der Einführung der rasterförmigen Parzellierung durch die Stadtverwaltung abgelöst.
Direkte Konsequenz hieraus ist zuerst, dass die traditionelle Bauweise erschwert oder unmöglich gemacht wird: Der Bauherr wird durch die rasterförmige Anlage seines Grundstücks dazu gezwungen, auf die organischen Formen zu verzichten und eher eckige Formen zu übernehmen. Diese Tendenz ist in allen Regionen Nordkameruns zu beobachten.

Andererseits wird der Bauherr auch durch die Vorgaben des Bebauungsplans (PSUK – *Rapport justificatif*, 1974) explizit dazu angehalten, sich von der traditionellen sozialräumlichen Organisation des Grundstücks zu lösen (s.u.).

Ein weiterer Aspekt, der in der Problematik der Ablösung der organischen Struktur durch das rasterförmige System liegt, besteht in der Schaffung gemeinsamer, öffentlicher Freiräume.

[29] Zur Frage des Erfolgs eigenständiger Realisierung von *Site and Services* vgl. Gerull 1986, S. 265

Abb. III.35
Der Schulhof dient als Raum für eine traditionelle Zeremonie (Initiation). Quelle: L. Marthaler, 1999

Diese könnten auch in eine rasterförmige Anlage eingefügt werden; zum System der traditionellen Besiedelung, in der zwar Grundstücke abgegrenzt und so auch private Räume geschaffen wurden, dies jedoch im sozialen Miteinander auf die beschriebene Weise organisch geschah, gehörte auch die Schaffung gemeinsamer Freiräume. Diese konnten an einem zentralen Punkt des Viertels entstehen, ebenso gut jedoch auch am Rand einer Siedlung. Gemeinsam ist diesen Orten jedoch eine deutlich sichtbare Markierung:

– Der Platz des *Palabre* wird meist durch einen schattenspendenden Baum markiert. Hier treffen sich die Menschen um Neuigkeiten auszutauschen, traditionelles Bier zu trinken usw. Er ist mit einem Café im Freien zu vergleichen und findet sich so in praktisch allen Dörfern und (traditionellen) Siedlungen Afrikas.

– Für übergeordnete Strukturen, z.B. für ein ganzes Dorf, stellt auch der Marktplatz einen solchen Treffpunkt dar.

– Auch der Platz vor der *Chefferie* ist ein Treffpunkt für das ganze Dorf und seinen näheren Umkreis. Er ist allerdings mit einer bestimmten Funktion besetzt: Er dient für traditionelle Zeremonien, hier werden Angelegenheiten von öffentlichem Interesse behandelt (z.B. Fragen der Verwaltung), auch Rechtsstreitigkeiten werden hier gelöst.

– Es gab weiterhin Plätze mit besonderen Funktionen, die bestimmten traditionellen Zeremonien vorbehalten sind (Tänze, traditionelle Kämpfe, Initiationsriten für die männlichen Jugendlichen usw.).

III.4.3.4. Beispiel: Besondere Räume für traditionelle Zeremonien

Das Fehlen eines Raumes insbesondere der letzteren Art und seine Folgen fielen mir während meines Feldaufenthaltes in Kaele auf[30]. Es fand in der selben Zeit eine traditionelle Zeremonie zur Initiation statt. Die Organisatoren hatten keinen geeigneten Ort zur Durchführung der Zeremonien gefunden, und schließlich wurden diese in den Räumen und im Hof einer Grundschule (es war die Zeit der Sommerferien) durchgeführt. Die Schule liegt südlich vom Zentrum von Kaele und grenzt an einen Park; vom benachbarten Wohngebiet ist sie durch die geteerte Hauptstraße getrennt. Ohne auf Einzelheiten der Zeremonie eingehen zu können: Das Umfeld war von dieser Lösung direkt betroffen. Die Tradition verbietet nämlich, dass Frauen Einblick in die Zeremonie bekommen, und so war es dann sehr schwierig für sie, das Grundstück – auch auf der Straße! – zu passieren: ihre Anwesenheit zog sofort den Zorn der an der Zeremonie beteiligten auf sich (bis hin zu Handgreiflichkeiten).

[30] Der Feldaufenthalt wurde im Juli und August 1999 durchgeführt

Karte 8
Kaele - Parzellierung des *Quartier fonctionnaire* 1999.
Quelle: L. Marthaler nach Plan von der Delegation MINUH Kaele 1999

Karte 9
Kaele - Parzellierung von der Stadtverwaltung 1999.
Quelle: L. Marthaler nach Plan von der Delegation MINUH Kaele 1999

Ich selbst erlebte diese unangenehme Situation. In einem traditionellen Umfeld wurden derartige Probleme dadurch vornweg ausgeschlossen, dass die Zeremonien niemals an einem so zentralen Ort durchgeführt wurden, sondern an einem festgelegten Ort in einem nahe gelegenen Wäldchen. Dadurch wurden Einflüsse auf das tägliche Leben der anderen Dorfbewohner vermieden.

In der Konzeption der Parzellierung neuer Siedlungen ist diesem sozialen Aspekt in keiner Weise Rechnung getragen worden.
Neben der oben dargestellten punktuellen Einschränkung des Alltagslebens für bestimmte Menschengruppen ergibt sich auch eine allgemeine Einschränkung in der Form des sozialen Zusammenlebens. Erwachsene und Kinder suchen Räume der Begegnung auf der Straße, die hierfür eigentlich keine Möglichkeit bietet; dieser Mangel verhindert meines Erachtens auch das Entstehen einer stärkeren gemeinschaftlichen Dynamik in den Wohnvierteln und fördert eher Individualismus.

III.4.3.5. Stadtstruktur

Die Stadt Kaele stellt sich heute als zweigeteilt dar; teilendes Element ist das Verwaltungsviertel (*Centre administratif*), das sich aus scheinbar zufällig errichteten Gebäuden und dazwischen liegenden Grünflächen und kleinen Gehölzen zusammensetzt. Somit wird der nordöstliche Teil der Stadt vom südwestlichen getrennt. Auch die Entwicklung dieser beiden Hälften vollzieht sich so beinahe unabhängig voneinander. Bei der Betrachtung des Stadtplans ist es somit schwierig, einen Stadtkern im eigentlichen Sinne auszumachen.
Die Struktur der Stadt ist dadurch bestimmt, dass einzelne Viertel weitgehend isoliert nebeneinander existieren, die sich eventuell im Laufe eines weiteren Verdichtungsprozesses stärker miteinander verbinden werden. Insgesamt fehlt Kaele der Charakter einer ländlichen Stadt als regionales Zentrum.

Diese Struktur hat in verschiedener Hinsicht die Entwicklung der Stadt Kaele negativ beeinflusst. Das Fehlen eines eigentlichen Zentrums, das Raum für die Entwicklung (sozialer und ökonomischer) Dynamik bieten würde, könnte auch ein Hauptgrund für die spürbare Leere in der Stadt sein.

III.4.3.6. Entwicklungstendenzen

Seit Mitte der 90er Jahre bemühte sich die Stadtverwaltung um eine weitere Verdichtung des Beamtenviertels (*Quartier fonctionnaire*). Eine von Wald bedeckte Fläche wurde neu parzelliert. Das Zentrum sollte so einen stärker städtischen Charakter erhalten.

Damit wurde einerseits erreicht, dass sich das Viertel selbst stärker verdichtete und das Stadtzentrum städtischer wirken lässt; andererseits wurde so eine Art Brücke zwischen den bis dahin isolierten Hälften der Stadt (s.o.) geschaffen. Setzt diese Tendenz sich fort, ist abzusehen, dass der Wald ganz verschwinden und die Fläche bebaut werden wird. Die Kehrseite dieser Tendenz wäre, dass damit die einzige größere Grünfläche aus dem Stadtbild verschwinden würde.

In keinem der Dokumente und auf keinem der Pläne, deren Thema die Entwicklung der Stadt ist, findet sich ein Hinweis auf einen Ausgleich durch Aufforstung an anderer Stelle oder die Einrichtung eines anderen Parks, obwohl beides für Stadt und Region unbedingt nötig wäre.

III.4.4. Parzellierung/Erschließung

Exkurs: Bodenrecht in Kamerun
Traditionell gehörte in Kamerun der Boden immer der Ethnie, die vor Ort ansässig war, d.h. es gab kein ›freies‹ Land[31].

Mit der Unabhängigkeit Kameruns (1960/61) wurde die Forderung erhoben, alle nicht titulierten, ›herrenlosen‹ Flächen unter eine nationale Bodenverwaltung zu stellen mit dem Ziel, der wirtschaftlichen Entwicklung alle möglichen Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Diesen ebenso grundlegenden wie konfliktträchtigen Rechtsdualismus spiegelt ein Dekret zum Bodenrecht in Form vielfältiger Varianten wieder:

(a) Individuelles oder kollektives Bodenrecht an Grund und Boden (für die Kultur oder die Durchführung von Brachwirtschaft);
(b) staatlicher und kommunaler Landbesitz;
(c) privates Eigentum an Grund und Boden;
(d) nationales *Patrimonium*;

„[...] Durch weitere Dekrete wird später die Entschädigungspflicht bei Enteignungen, denen immer die Anerkennung öffentlichen Nutzens voranzugehen hatte, drastisch reduziert.
Während die Entschädigung für Kulturen und Gebäude anerkannt bleiben, wird die Entschädigung für den Boden selbst grundsätzlich ausgeschlossen. [...] Nur die ‚Autochthonen' haben einen Rechtsanspruch auf Entschädigung für Bodensubstanz und Kulturen, doch können nur die wenigsten von ihnen einen zumindest einfachen Rechtstitel nachweisen (*droit foncier coutumier*)" (Gerull 1986, S. 299 – 300).

[31] vgl. Gerull 1986, S. 297 und Tetu Acha 1986, S. 179/180

III.4.4.1. Allgemeines

Für die Städte und Dörfer im nördlichen Kamerun ist charakteristisch, dass der Grund in deutlich voneinander abgegrenzte Parzellen aufgeteilt ist; dies gilt für die gewachsenen traditionellen Viertel ebenso wie für die von der Verwaltung geschaffenen.

Diese deutliche Raumaufteilung soll im Folgenden näher betrachtet werden, und zwar hinsichtlich der Art der Parzellierung und hinsichtlich der Folgen, die diese für die Entwicklung der Stadtstruktur hat.

Blickt man nach Nordkamerun, so ist zuerst festzustellen, dass (s.o.) es keine derartigen unerschlossenen ›Elendsviertel‹ in den Städten gibt; es stellt sich also die Frage nach dem Grund für diese vom Süden verschiedene Entwicklung:

Im nördlichen Teil Kameruns haben die traditionellen Strukturen bis heute ihren ordnenden Einfluss auf die dort lebende Bevölkerung nicht verloren, wie dies in den anderen Teilen des Landes eher der Fall ist. Im ganzen Land wurden von staatlicher Seite auch traditionellen Strukturen bestimmte Verwaltungsaufgaben übertragen; jedoch hat sich im südlichen Teil des Landes die Bevölkerung eher von diesen traditionellen Strukturen abgewandt. So wurde größtenteils der traditionelle Einfluss der *Chefs* auch bis in die Zeit der Unabhängigkeit hinein bewahrt. Eine Charakteristik dieser Art der Verwaltung zeigt sich heute im Zusammenspiel der beiden Verwaltungsformen einerseits bei der Entwicklung der Stadtstruktur, genauer bei der Integration von Zuwanderern in den Städten oder Dörfern, und andererseits auch bei der Parzellierung des Grundes.

III.4.4.2. Die traditionelle Verwaltung – Parzellierung durch die traditionelle Verwaltung am Beispiel von Kaele

Die Hierarchie der traditionellen Verwaltung

– *Lamido* *Chef* des Dorfes und der Region
– *Lawane* *Chef* des Viertels/*Chef* dritten Grades
– *Djaoro* *Chef* des Teil-Viertels (*Sous-Quartier*)

Die Zuständigkeit für die Aufteilung des Grundes liegt beim *Lawane*.

Die Auf- bzw. Zuteilung des Grundes

Die Aufteilung des Grundes in traditioneller Zuständigkeit existiert neben der Zuteilung durch die öffentliche Verwaltung, aber nur dort, wo dem traditionellen *Chef* noch bestimmte öffentliche Aufgaben übertragen sind.

Im Falle von Kaele gilt folgendes: Es gibt in Kaele einen traditionellen *Chef*, der Moslem ist. Er wird mit dem Fulbe-Wort *Lamido* bezeichnet. Jeder Fremde, der in die Stadt kommt, kann sich hier mit der Zustimmung dieses *Lamido* niederlassen. Die Frage der Grundstücks-

zuteilung übergibt er dem *Chef de Terre*, der die Funktion eines Ministers hierfür ausübt. Dieser steckt ein Grundstück ab und teilt es dem Neuankömmling zu.
Meist vollzieht sich die Verteilung des Grundes, die Parzellierung, in Übereinstimmung zwischen dem traditionellen *Chef* und der öffentlichen Verwaltung.
Auch in der heutigen modernen Gesellschaft und in besonderer Weise in den Städten hat der *Chef* seine öffentliche Funktion nicht völlig eingebüßt, auch wenn die öffentliche Verwaltung, die ihm übergeordnet ist, hier noch eher dominiert. Besonders Menschen aus dem näheren Umkreis, die in die Stadt ziehen, wenden sich zuerst an ihn.
In den Städten gibt es nun meist *Chefs de Quartier*, die für ein Wohnviertel zuständig sind. Sie werden als *Lawane* bezeichnet und sind dem traditionellen *Chef* (*Lamido*) untergeordnet. In ihrem Zuständigkeitsbereich können sie für Neuankömmlinge Parzellen ausweisen und zuteilen. In beiden Fällen muss der neue Landbesitzer hierauf den Gang durch die Behörden auf sich nehmen, um offiziell ins Grundbuch eingetragen zu werden und die Besitzurkunde zu erhalten (*titre foncier*).

II.4.4.3. Parzellierung des Grundes durch die öffentliche Verwaltung

Der Präfekt von Mayo Kani (*Département*) kann noch unbebaute Flächen für die öffentliche Hand beanspruchen und diese für die Verwaltung verwenden. Ebenso kann der Bürgermeister von Kaele mit seinen Verwaltungsorganen beschließen, bestimmte Flächen für einen bestimmten Zweck zu reservieren: zur Wohnbebauung, als Marktplatz, zum Bau einer Schule usw. Diese Art der Fläche wird Gemeindegrund genannt (*lotissement communal*). Und so lassen sich die unterschiedlichen Flächentypen unterscheiden:

– Der Bürgermeister weist den	Gemeindegrund (*lotissement communal*) aus,
– der Präfekt weist	Wohnsiedlungen (*lotissement résidentiel*) und
	Gewerbegebiete (*lotissement sagère*) aus.

Antrag auf Neuerschließung einer Siedlung (nach eigener Erhebung im Jahr 1999)
Der Antrag ist beim Präfekt zu stellen; dieser muss seinerseits eine Anfrage an das Ministerium für Stadtplanung und Wohnungsbau (*Ministère de l'Urbanisme et de l'Habitat*) richten. Nach seiner Zustimmung wird ein Konzept für die Siedlung erstellt und diese im Detail geplant. Zuständig hierfür sind die *Délégation* für Stadtplanung (*Délégation de l'Urbanisme*) und der Kataster (*Cadastre*). So entsteht eine Kommission, die aus

– dem Präfekten,
– den zuständigen Personen aus der *Délégation* für Stadtplanung und
– den zuständigen Personen vom Kataster besteht;

oder, im Falle des Gemeindegrunds, ist der Bürgermeister mit seinen Verwaltungsorganen beteiligt. Nachdem die so gebildete Kommission ihre Zustimmung gegeben hat, können einzelne Grundstücke zugeteilt oder verkauft werden.

Die Zuteilung der Grundstücke

Die Zuständigkeit hierfür liegt beim Bürgermeisteramt. Hat das Bürgermeisteramt zugestimmt, hat sich der Antragsteller an den Kataster wenden, damit dort das Grundstück abgemessen und abgesteckt wird.

Die Zuteilung erfolgt gemäß dem Bebauungsplan, und dieser orientiert sich an der Beschaffenheit des Grundes und an der Dichte der Wohnbevölkerung, wie dem Leitplan zu entnehmen ist:

„In Fällen, in denen ein zu bebauendes Grundstück so beschaffen ist, dass die Art des Baus, sein Volumen oder seine Gestaltung eingeschränkt werden (oder die Nutzung des Nachbargrundstücks eingeschränkt wird), kann die Baugenehmigung verweigert oder der Bedingung unterworfen werden, dass die Grundstücksgrenzen korrigiert werden. Die zu bebauenden Parzellen müssen mindestens folgende Maße aufweisen:

400 m² in den Zonen	(A)	hoher Dichte (mehrgeschossige Bauten oder Reihenhäuser entlang von Straßen oder an Plätzen; strukturierte Gebiete)
600 m² in den Zonen	(B)	mittlerer Dichte
800 m² in den Zonen	(C)	geringer Dichte
1.500 m² in den Zonen	(D)	sehr geringer Dichte“

(PSUK – *Règlement du Plan d’urbanisme*; 1974a, Art 8.3.).

Vermessung des Grundstücks und Eintrag ins Grundbuch (nach eigener Erhebung, 1999)

Eine ständige Kommission aus sieben Mitgliedern tritt für jegliche Grundstücksdemarkation und jeden Grundbucheintrag zusammen. Sie besteht aus

– dem Unterpräfekten (*Sous-Préfet*) – Vorsitzender der Kommission,
– dem *Chef* der Domänenverwaltung (*domaine*),
– dem Sekretär der Kommission,
– einem Vertreter des Kataster als technischem Berater,
– einem Vertreter der *Délégation* für Städtebau (*de l’Urbanisme*) als technischem Mitglied,
– dem *Chef* des Viertels (*Lawane*) und einigen Würdenträgern (*notables*) aus dem Viertel.

Antrag auf Vermessung und Eintrag ins Grundbuch – Erwerb der Besitzurkunde (titre foncier)

Das Procedere ist für alle Arten des Grundes gleich:

– Es muss ein Antragsformular ausgefüllt und in der Unterpräfektur (*Sous-Préfecture*) eingereicht werden;
– nachdem der Unterpräfekt den Antrag zur Kenntnis genommen hat, wird die Akte an die Domänenverwaltung weitergereicht;
– haben die beiden Bereiche sich abgestimmt, wird der genaue Eintrag ins Grundbuch vorbereitet und die Akte dem Präfekten zur Unterschrift vorgelegt;

– hierauf wird die im vorangegangenen Abschnitt beschriebene Kommission aktiv, um die Vermessung vor Ort vorzunehmen. Zuerst werden die Nachbarn und der *Chef* des Wohnviertels befragt; gibt es keine Einwände, so nimmt das Katasteramt die Vermessung vor und erstellt einen Parzellierungsplan.
– Gibt es Einwände, so wird die Vermessung verschoben; die Kommission tritt zusammen, um eine Lösung für das Problem zu erarbeiten; anschließend wird das Procedere am entsprechenden Punkt wiederaufgenommen.

Gebühren[32]

Die Gebühren für Vermessung und Grundbucheintrag werden abhängig von der Fläche des Grundstücks erhoben. Die aktuelle Gebührentabelle (8/1999) zeigt:

– für den Aufwand der Kataster:	bis 5.000 m²	27.000,00 F.CFA
	ab 5.000 m²	500,00 F.CFA/m²
– Domänenverwaltung:	ländliche Gebiete/Stadtrand	3.000,00 F.CFA
	städtischer Bereich	5.000,00 F.CFA

Die Kosten stellen den Verwaltungsaufwand dar und gehen in den öffentlichen Haushalt ein.

Kauf eines Grundstücks von einem privaten Eigentümer

Eine andere Möglichkeit, in den Besitz eines Grundstücks zu gelangen, stellt der Kauf von einem privaten Eigentümer, der im Grundbuch eingetragen ist und eine Besitzurkunde hierfür hat, dar. In diesem Falle wird eine Prüfung durch die Kommission vorgenommen und abschließend der Eintrag im Grundbuch geändert, die Besitzurkunde wechselt den Besitzer.

III.4.5. Auszüge aus dem PSUK: Bebauungsstruktur[33]

III.4.5.1. Wohngebiete

Haustyp/Anordnung der Gebäude

Auf dem Stadtplan von Kaele von 1974 zeigt sich die Bebauungsstruktur der Stadt anders als heute: Es dominieren die Gehöfte, bestehend aus einer Anordnung einzelner Gebäude, das Grundstück umgeben von einer Mauer aus Lehm oder aus sonstigen natürlichen Baustoffen – der traditionelle Baustil. Heute findet man in vielen Vierteln hauptsächlich die Bebauung mit einem Hauptgebäude mit Nebengebäuden.

Die *traditionelle Bebauungsstruktur* wird heute von der ärmeren Bevölkerung zum Teil noch bewahrt; aber auch hier ist oft eine Veränderung in der Bauform zu beobachten: Die

[32] Quelle: eigene Erhebung im Juli und August 1999; die Informationen stammen aus der *Délégation* für Stadtentwicklung und Wohnbau in Kaele
[33] vgl. PSUK – *Rapport justificatif*, 1974

Abb. III.36
Überreste der traditionellen Bauweise in der Stadt Kaele. Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.37
Einbezug traditioneller Bauelemente im Hinterhaus (Kaele). Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.38
Haustyp modernes Einfamilienhaus (Kaele). Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.39
Haustyp Reihenhäuser - Mietswohnungen (Kaele). Quelle: L. Marthaler, 1999

traditionelle runde Form der einzelnen Gebäude wird von einer viereckigen abgelöst. Manchmal sind dann runde und eckige Gebäude auf dem selben Grundstück zu finden.

Die meisten ›*modernen*‹ *Wohnhäuser* jedoch bestehen heute aus einem Hauptgebäude mit einem Wohnzimmer und Schlafräumen, sowie Nebengebäuden, die hauptsächlich die Funktionen der Küche, Toilette oder Lagerräumen erfüllen, teilweise aber auch noch zusätzliche Schlafräume bieten.

Die ›*Villen*‹, die sich in geringerer Zahl in Kaele finden, bestehen aus einem Hauptgebäude, das alle funktionellen Räume beinhaltet; oft sind ihm noch einzelne Nebengebäude zugeordnet, die als Garage oder Lagerräume dienen.

Es gibt heute auch einige (für die Region völlig untypische) *Reihenhäuser* in Kaele, die zumeist Mietshäuser sind.

Privates Haus/Mietshaus
Als Mietshäuser[34] dienen auch die modernen Wohnhäuser und Villen; Mieter sind meist Beamte, die aus anderen Teilen des Landes vorübergehend nach Kaele versetzt worden sind und sich nicht selbst ein Haus bauen oder kaufen wollen oder können. Von den 20 Personen, die im Jahr 1999 von mir befragt wurden (siehe Anhang), bewohnten 55 % ein eigenes Haus, 40 % wohnen zur Miete und eine Person (5 %) wohnte mietfrei (Sonderfall).
Die Tendenz zu einem eigenen Haus ist sehr hoch, der Anteil von 55 % der Befragten zeigt dies deutlich; gleichzeitig leben von den acht Personen, die eine Wohnung mieten, sechs noch nicht länger als acht Jahre in Kaele; dies könnte der Grund dafür sein, weshalb sie kein eigenes Haus besitzen. Die meisten von ihnen besitzen jedoch schon ein Grundstück, so dass die Frage des Bauens eine Frage der Zeit ist; dies hängt wiederum mit der Möglichkeit zusammen, Geld zu sparen. Die Möglichkeiten ein Grundstück zu besitzen sind vor allem für die Arbeiter und Angestellten mit regelmäßigem Einkommen sehr gut (s.o., III.4.4.).

III.4.5.2. Überbauungsgrad

Das Gebiet, auf das sich der Leitplan von 1974 bezieht, teilt sich nach ihrer Dichte in folgende Zonen auf (vgl. *Plan Sommaire d'Urbanisme de Kaélé* – im Folgenden: PSUK – *Rapport justificatif*; 1974, 3.14):

(a) Zonen mit hoher Bevölkerungsdichte: 200 EW/ha
(b) Zonen mit mittlerer Bevölkerungsdichte: 150 EW/ha
(c) Zonen mit geringer Bevölkerungsdichte: 30 EW/ha

[34] Die Miete von modernen Wohnhäusern in Kaele beträgt zwischen 12.000 – 40.000 F.CFA, 6.000 F.CFA = ca. 10 € (5/2003)

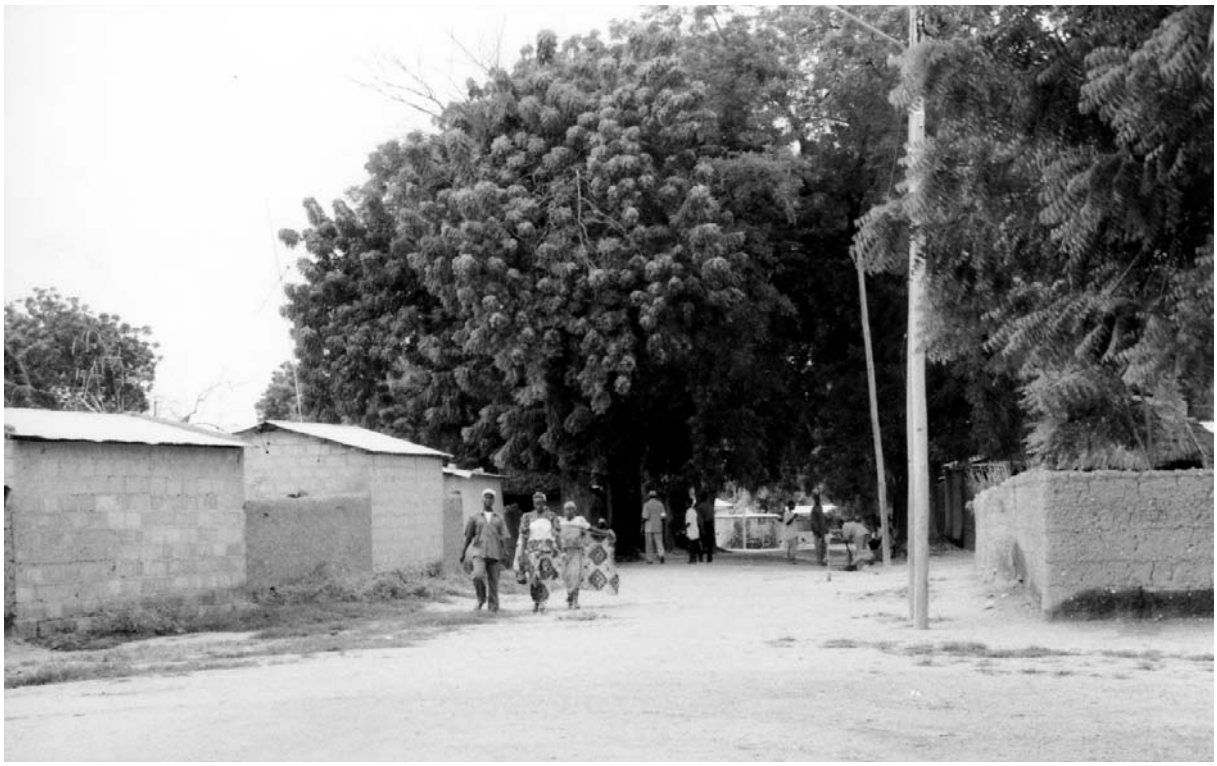


Abb. III.40
Hybride Formen. Zone mit hoher Bevölkerungsdichte (Kaele). Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.41
Haustyp: Zone mittlere Bevölkerungsdichte (Kaele). Quelle: L. Marthaler, 1999

(a) Zonen mit hoher Bevölkerungsdichte

Solche Zonen stellen folgende Viertel von Kaele dar:

der Alte Dorfkern (*Kaélé Centre*) und die nahegelegenen Erweiterungen:

– *Quedamé*
– *Garga*
– *Gouzougoui Fulbé*
– *Mission Catholique.*

In diesen Vierteln ist noch z.T. die traditionelle Bebauungsstruktur zu finden. Der Bauleitplan macht für die Zonen mit hoher Bevölkerungsdichte folgende Vorgaben:

„Dieser Sektor liegt meist im Zentrum eines Wohnviertels und kann sowohl mit mehrgeschossigen Häusern als auch mit Reihenhäusern [*maisons en ordre continu*] bebaut sein" (PSUK – *Règlement du plan d'urbanisme,* 1974a, Kap. II, Art. 4.A).

Vor Ort kann man schnell erkennen, wie schwer dieses Konzept dort umzusetzen ist, wo die Grundstücke in organischer Form parzelliert wurden. Die Bemühungen haben höchstens dort Erfolg, wo die Grundstücke direkt von einer Straße abgeschlossen werden. Geschlossene Fronten nach der Art von Reihenhäusern entstehen meist dadurch, dass ein rechteckiges Häuschen als Durchgang in den Hof direkt an die Straße gebaut wird und eine parallel zur Straße verlaufende Mauer die Lücken zu den Nachbargrundstücken schließt; es können aber auch mehrere Häuschen auf einem Grundstück in dieser Weise direkt an die Straße gebaut sein, gemeinsam ist die Schließung aller Lücken durch eine Mauer. In manchen Straßen behauptet sich aber auch wieder die runde, traditionelle Form.

Mitten in einem Viertel jedoch können sich die Vorschriften auch nicht mehr näherungsweise durchsetzen.

(b) Zonen mit mittlerer Bevölkerungsdichte

Es sind Gebiete, die im Lauf der neueren Entwicklung der Stadt entstanden sind. Teilweise sind sie in einem ›natürlichen‹ Prozess entstanden, größtenteils wurden sie jedoch von der Stadtverwaltung ausgewiesen, und die Grundstücke werden auch von der Verwaltung parzelliert.

Im Leitplan (vgl. PSUK – *Règlement du Plan d'Urbanisme,* 1974a) ist zu diesen Zonen zu lesen:

„Dies ist der Bereich gehobener Wohnlage [*secteur résidentiel*], der aus Einfamilienhäusern auf Privatgrundstücken besteht" (ebd., Art. 4.B). Es handelt sich um Wohngebiete, die um das Stadtzentrum herum gruppiert sind und sich bis zum Rand der Stadt ausdehnen. Soweit dies möglich ist, sollte diese ›dichte Zone‹ ausgeweitet und so die Quote auf 80 EW/ha zurückgeführt werden, laut PSUK. In dieser Zone ist die Bebauung mit ›soliden Häusern‹ vorgesehen.

In dieser Zone zeigen sich in besonderer Weise die Auswirkungen der nationalen Wohnungsbaupolitik auf Bauten auch im ländlichen Raum: Der Wandel in der Bauweise ist meist radikal, die Ablösung von der traditionellen Bauweise ist fast vollständig vollzogen. Dies zeigt sich einerseits in den völlig geraden Linien der Grundstücksgrenzen, andererseits aber vor allem in der Baustruktur selbst. Die wenigen Versuche, die traditionellen Formen den

Abb. III.42
Haustyp: Zone geringere Bevölkerungsdichte (Kaele). Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.43
Traditionelle Bauweise am Rand der Stadt Kaele. Quelle: L. Marthaler, 1999

rechteckigen Grundstücksgrenzen anzupassen, stehen einer großen Mehrheit kompakt gebauter Einfamilienhäuser gegenüber.
In diesen Zonen herrscht auch die Verwendung ›moderner‹ Baustoffe vor, die dem Konzept der ›soliden Häuser‹ entsprechen.

(c) Zonen geringer Bevölkerungsdichte
Der Bauleitplan (PSUK, 1974a) vermerkt hierzu:
„Das sind Sektoren mit mittelgroßen Villen auf größeren Parzellen. Dieser Sektor ist am Rande der Stadt angesiedelt, die Bebauung erfolgt mit zumeist festen Gebäuden, wobei die Grundstücke Ausmaße von bis zu 1.000 m² aufweisen“ (ebd., Art. 4.C).
Auch wenn einzelne Villen in solchen Zonen zu finden sind, ist dennoch festzustellen, dass die meisten Häuser in dieser Zone noch in traditioneller Bauweise gebaut sind. Dies deutet auf eine spätere Besiedelung hin, es könnte sich auch um Menschen aus der Region handeln, die auf ihren ehemaligen Feldern Wohnhäuser gebaut haben.

III.4.5.3. Flächenbedarfsermittlung (Flächennutzung):

Zur Industrie sind im Leitplan folgende Vorgaben niedergelegt
„Außer der SODECOTON gibt es in der Stadt keinen industriellen Betrieb, [...] und wenn nicht neue Industriebetriebe hinzukommen, soll die Flächennutzung in der Hinsicht gleich bleiben. Im Falle einer zukünftigen Ausweitung oder Neuansiedlung eines Betriebes wird empfohlen, dies im Südwesten der Stadt zu unternehmen, d.h. direkt an der Straße, am Ortsausgang Richtung Tschad, wo eine Expansion vorgesehen ist“.
Die Stadt Kaele ist zuerst eine ›Agrarstadt‹, obwohl auch ein Industriebetrieb angesiedelt ist – der aber auch landwirtschaftliche Erzeugnisse weiterverarbeitet –, und trotz der Verwaltungsstrukturen, die vorhanden sind. Die ganze Region und die Stadt bleiben von der Landwirtschaft abhängig, und dies ist im Bauleitplan (PSUK – *Rapport justificatif* 1974, IV.4.2.) nicht berücksichtigt. Dort sind vielmehr große Flächen für die Industrieansiedelung vorgesehen. Wichtig wäre also, in der zukünftigen Planung der Flächennutzung die weitere Entwicklung der Landwirtschaft mit einzubeziehen, und die Entwicklung von Tierzucht, sowie von kleinen und mittleren Betrieben der Verarbeitung landwirtschaftlicher Erzeugnisse mit zu berücksichtigen.

In den Ergebnissen der Befragung von 20 Personen aus der Stadt Kaele weist auch die Struktur der Einkommen (siehe Anhang) in diese Richtung:

–	6	Personen	leben ausschließlich von einem Gehalt	30 %
–	11	Personen	leben von einem Gehalt + Landwirtschaft oder Tierzucht	55 %
–	1	Person	lebt von einem Gehalt und einem kleinen Geschäft	5 %
–	2	Personen	leben von Landwirtschaft und einem kl. Geschäft	10 %.

Abb. III.44
Straße in Kaele. Quelle: L. Marthaler, 1999

Das bedeutet, dass 13 der 20 Personen (65 %) zumindest teilweise von ihrer Arbeit in der Landwirtschaft leben.

Weiterhin ist zu berücksichtigen, dass von den befragten Personen 18 Arbeiter, Angestellte oder Beamte sind, in Kaele jedoch die Bauern die Mehrheit in der Bevölkerung darstellen. Damit wird die Dominanz der Landwirtschaft in der Stadt deutlich.
In der Stadtplanung wurde dieser Tatsache bisher nicht Rechnung getragen, und diese Feststellung lässt sich auf alle Städte der Region ausdehnen. Dies zeigt auch der Blick auf die ›besonderen Flächen‹, die im Leitplan ausgewiesen sind.

III.4.5.4. Umzugestaltender oder neuzuordnender Bereich[35]

Der Artikel 5 sieht vor, dass der neu zu ordnende Bereich Gegenstand einer Studie sein müsse mit dem Ziel, diesen Bereich zu sanieren; es dürfe kein Neubau gestattet werden, bevor ein diesbezüglicher Plan vorliege.
Die Umsetzung dieser Vorschrift gilt in der Realität nur für die ›moderne Bauweise‹: In Kaele wie in Kamerun überhaupt ist für den Bau eines ›modernen Hauses‹ eine Baugenehmigung erforderlich (*permis de bâtir*).
Traditionell gebaute Häuser im ländlichen Raum dagegen sind noch nicht Gegenstand einer Baugenehmigung oder werden in Sanierungsvorhaben einbezogen, da sie als Provisorien betrachtet werden. In den größeren Städten muss zum Teil eine Erlaubnis zum traditionellen Bauen (bes. bezügl. der Baustoffe) besonders beantragt werden (*autorisation de bâtir*).
Grundsätzlich jedoch ist von der Sanierung oder auch nur von einer diesbezüglichen Studie in Kaele keine Rede: Für eine solche – notwendige – Maßnahme fehlt gegenwärtig das Interesse von Verwaltung und Bevölkerung, ebenso wie finanzielle und technische Mittel.

III.4.5.5. Bedingungen für die Nutzung und Bebauung von Flächen[36]

(a) Bezüglich der Zugangswege (ebd. Art. 8.1) ist hier festgelegt:
„Der Zugang zu Hochhäusern muss über befahrbare und sich in gutem Zustand befindliche öffentliche oder private Wege möglich sein. Erfolgt der Zugang über einen Privatweg, so muss das hierfür erforderliche Gelände im zuzuteilenden Eigentum enthalten sein. Die Gesamtheit der Zugangswege muss mindestens eine Länge von 10 Metern aufweisen und der befestigte Weg zwei Spuren umfassen, also mindestens 6 m breit sein.

[35] (vgl. PSUK – *Règlement du plan d'urbanisme* 1974a, Art. 5)
[36] vgl. PSUK – *Règlement du plan d'urbanisme* 1974a, Art. 8

Sackgassen müssen mindestens 7 m breit sein und an ihrem Ende eine Wendefläche aufweisen, die ausreichend groß sein muss, um alle Wendemanöver zu ermöglichen."
In diesem Abschnitt bleibt unklar, ob es sich um Bestimmungen nur bezüglich von Hochhäusern handelt; die Bestimmungen könnten sich auf alle Häuser beziehen. Weiterhin sind als ›Hochhäuser‹ in Kaele nur einige höchstens zwei- bis dreigeschossige Gebäude zu bezeichnen.

Die Zugangswege sind in den von der Verwaltung parzellierten Siedlungen von Kaele breit genug. Im ›alten‹ Kaele entsprechen sie nicht den oben genannten Bestimmungen; in manchen Fällen sind die Zugangswege lediglich schmale Gassen, die gerade für Fußgänger, Fahrräder, Motorräder oder Esel Platz bieten. Da in Kaele nur sehr wenige Menschen ein Auto besitzen, ergibt sich dadurch meist kein Problem[37]. Von der Verwaltung wird dies auch nicht kontrolliert.
In manchen Fällen würde man sich wünschen, dass allzu breite Straßen und Wege etwas schmaler würden und die so gewonnenen Flächen für die Bepflanzung mit Bäumen genutzt würden; deren Schatten wäre den Menschen sehr dienlich und verbesserte die Lebensqualität.

(b) Das Verhältnis privater Bauten zu öffentlichen Bauten und Infrastruktureinrichtungen (ebd. Art. 8.4)
„Gebäude dürfen 20 m von der Grundstücksgrenze mit regionalen Verbindungsstraßen zurückgesetzt errichtet werden.
In der Gesamtheit der städtischen Zu- und Abfahrtswege können Bauten bis zur Grundstücksgrenze gestattet werden, doch möglichst mit einem geringen Abstand, mit der Ausnahme besonderer Festlegungen im *Plan d'Urbanisme Directeur (PUD).*
Bauten müssen – wo keine Reihenbebauung vorgesehen ist – mit einem Abstand von 10 m zu öffentlichen Einrichtungen hin errichtet werden.
In allen Fällen sollten die Abstandsflächen bepflanzt werden, und sie können als Parkflächen genutzt werden.
Alle Arbeiten zum Erhalt von Gebäuden auf den Abstandsflächen sind untersagt, ebenso Neubauten auf diesen Flächen.
Diese Vorschriften können auf alle Wohngebiete angewandt werden" (ebd.).
Diese Bestimmungen haben dazu geführt, dass ein Eindruck von Leere in Kaele entsteht:
Es ist sehr viel Raum, die Straßen haben den Charakter von Boulevards, und so kommt ein städtischer Charakter in Kaele nicht zustande.

(c) Höhe der Gebäude (ebd. Art. 8.8)
Der überwiegende Teil der Häuser in Kaele bestehen aus nur einem Geschoss. Die mehrgeschossigen Häuser wurden während der vergangenen 20 Jahre gebaut und werden

[37] Als einziges Rettungsfahrzeug existiert in Kaele ein Krankenwagen; die Rettungsdienste funktionieren nicht; die Angehörigen eines Kranken bemühen sich selbst um den Transport.

entweder als Verwaltungsgebäude genutzt oder als (Miets-) Reihenhäuser; auch die Villen der reichen ›Eliten‹ in der Stadt bestehen meist aus mehr als einem Geschoss.
Der PSUK – *Règlement du plan d'urbanisme* legt bezüglich der Höhe der Gebäude fest:
„Die Höhe der Gebäude gemessen vom Dach an oder von der Decke (der letzten Etage) darf nicht übersteigen

10 m	2 Etagen über dem Erdgeschoss	(Zone A)
7 m	1 Etage über dem Erdgeschoss	(Zone B)
4 m	Erdgeschoss	(Zonen C+D)“.

Das heißt, es dürfen in Kaele keine Gebäude mit mehr als drei Geschossen gebaut werden.
Bedingt durch das kontinuierliche natürliche Wachstum der Bevölkerung (2-3 % pro Jahr) und den ständig zunehmenden Zuzug in die Stadt, wird die aktuelle Praxis der Parzellierung (Abschnitt III.4.4.3) so nicht fortgeführt werden können, damit noch landwirtschaftliche Nutzfläche verbleibt. Weiterhin wird sich langfristig ein Raumproblem ergeben, das im Zuge einer Verdichtung der Innenstadt nur mit einer verstärkten Bebauung mit mehrgeschossigen Häusern zu lösen sein wird.
Gegenwärtig stellt das mehrgeschossige Haus meist ein Prestigeobjekt dar, das vor allem auch Modernität symbolisiert[38].

(d) Zum Verhältnis der Gebäude zur Grundstücksgrenze ist festgelegt: (ebd., Art. 8.5).
„Wohngebäude können in Handelszentren und Zonen hoher Dichte auf der ganzen Breite des Grundstücks gebaut werden, mit Ausnahme von Gebäuden mit mehr als zwei Stockwerken.
In den anderen Fällen ist die Bebauung bis ans Nachbargrundstück gestattet, wenn der Bau zu einer Gruppe Hochhäuser gehört, oder in Abstimmung mit den Besitzern der Nachbargrundstücke.
Der horizontale Abstand aller Punkte des Gebäudes zu allen Punkten der gemeinschaftlichen Grenzmauer muss mindestens der Hälfte der Höhe des Gebäudes, gemessen am Giebel, entsprechen, darf jedoch nicht geringer sein als

2 m	in den Zonen A (hohe Dichte)
4 m	n den Zonen B+C (mittlere und geringe Dichte)
6 m	in den Zonen D (sehr geringe Dichte).

In allen Fällen wird streng über die Nichtbebauung der Flächen zwischen Gebäuden und Parzellengrenzen (wie oben festgelegt) gewacht; sie müssen als Garten angelegt, bepflanzt oder sauber gehalten werden“.

(e) Hausgröße und Hauserweiterung
Hausgröße und Möglichkeit zur Erweiterung hängen stark von der Art der Bauweise ab. Grundsätzlich sind fast immer Veränderungsprozesse im Gang, insbesondere im Falle der traditionellen Bauweise, in geringerem Maße auch bei der modernen Bauweise und eher noch weniger bei den Villen.

[38] vgl. dagegen auch das Haus der Kotoko im Abschnitt II.2.4.2. der vorliegenden Arbeit

Die Bebauung ändert sich (besonders in der ›traditionellen‹ Bauweise) mit der Größe der Familie: Zu Beginn sind mindestens 4 Räume bzw. Gebäude erforderlich: 1 für den Mann, 1 für die Frau, Küche und Toilette. Im Laufe der Zeit werden Räume hinzugefügt für die Kinder, Verwandte, die dazu kommen oder auch Frauen im Falle der Polygamie.
In den dichtbebauten Vierteln, in denen aus Platzmangel langfristig eine Bebauung mit mehrgeschossigen Gebäuden erforderlich sein wird, wird heute meist flach gebaut. Der Grund hierfür liegt nicht nur in der Armut der dort lebenden Bevölkerung – ein Bau mit ›modernen‹ Materialien wie Beton und Stahlträgern wäre nur für die Reichsten in der Bevölkerung erschwinglich –, sondern auch in einem Mangel an technischen Kenntnissen und Möglichkeiten im Bau mehrgeschossiger Häuser: es wohnen hier meist Mundang, Tupur, Guisiga oder Fulbe.
Gleichzeitig werden in der Region vorhandene natürliche Baustoffe wie Stein (aus dem Gebiet der Mundang, weniger als 10 km von Kaele entfernt) zum Hausbau bisher nicht verwendet – obwohl dieser Baustoff den Wänden eine höhere Tragfähigkeit verleihen könnte.

Größe der Räume (trad. Häuschen): runde Form: Durchmesser 3,0 – 4,5 m,
d.h. ca. 7 – 16 m²,
rechteckige Form: ab 9 m².

Die Häuschen haben keine direkte Verbindung miteinander, was in der Regenzeit zu Schwierigkeiten führt; teilweise gibt es eine Verbindung über eine überdachte Terrasse.
In den hybriden Formen[39] zwischen der traditionellen und modernen Bauweise wird meist ein Hauptgebäude an einer zentralen Position des Grundstücks errichtet; dieses Gebäude besteht z.B. aus einem Wohnzimmer, einer Veranda (Terrasse), dem Zimmer für den Mann und anderen Räumen. Hinter oder neben diesem Hauptgebäude befinden sich Nebengebäude mit Zimmern für die Kinder, die Frau(en), die Küche, Toilette usw.. Solche Anordnungen findet man zumeist im muslimischen Viertel; bei anderen Volksgruppen teilen sich heute z.B. Mann und Frau, z.T. auch die Kinder das Hauptgebäude.
In den ›modernen‹ Häusern findet man bis über 200 m² Wohnfläche.

Die fortschreitenden Veränderungen – insbesondere bei der traditionellen Form – betreffen neben der Wohnfläche, die eher unabhängig von finanziellen Möglichkeiten der Größe der Familie angepasst wird, auch die Qualität der Baustoffe:
Hier wird unter Beibehaltung des traditionellen Grundrisses – wenn Geld dafür angespart werden konnte – Zement eingesetzt, die Dächer werden nach und nach mit Aluminium-Wellblech gedeckt.
Diese progressive Bauweise bietet besonders der ärmeren Bevölkerung den Vorteil, dass sie Schritt für Schritt, abhängig von der jeweiligen wirtschaftlichen Möglichkeit, sich ein eigenes Haus leisten kann.

[39] vgl. Kap. III, Symptome des Wandels – die Auflösung der traditionellen Bauweise S. 85

Die ›modernen‹ Wohnhäuser sind – in ›westlichem Stil‹ – nach festen Bauplänen gebaut, und die Möglichkeit zur Erweiterung beschränkt sich auf das Hinzufügen von Nebengebäuden.
Insgesamt gilt für Kaele, dass Erweiterungen hauptsächlich in der Fläche (horizontal) und nicht vertikal – in der Höhe der Gebäude – stattfinden. Haupteinflussgröße stellt die Möglichkeit zu sparen dar, oder der Zugang zu günstigen Krediten.
Einen Überblick über die aktuellen Wohnverhältnisse geben die Ergebnisse aus den Interviews mit 20 Personen in Kaele (siehe Anhang).

(f) Mehrere Gebäude auf einem Grundstück (ebd., Art.8.6)
„Zwischen zwei Gebäuden, die nicht aneinander gebaut sind, besteht die Auflage, dass zwischen den Gebäuden ein Abstand von mindestens vier Metern vorhanden sein muss in dem Fall, dass die einander gegenüber liegenden Fassaden keine Fensteröffnungen aufweisen, die die wichtigsten Zimmer im Inneren der Häuser erhellen könnten.
In dem Fall, dass die einander gegenüberliegenden Fassaden Fensteröffnungen für die wichtigsten Zimmer besitzen, muss der Abstand zwischen diesen Fassaden mindestens der Höhe des höchsten Gebäudeteils entsprechen.
In allen Fällen muss der Abstand zwischen zwei nicht miteinander verbundenen Gebäuden mindestens vier Meter betragen.“
In den Stadtvierteln kann man feststellen, dass diese Bestimmungen nicht konsequent durchgesetzt werden, und zwar immer dann, wenn die Häuser noch mit den traditionellen Baustoffen gebaut sind. Die Vorschriften scheinen also eher für ›modern‹ gebaute Häuser zu gelten. Die Stadtverwaltung betrachtet die traditionellen Bauten eher als Übergangsformen und Provisorien in der Bebauungsstruktur der Stadt.
Die traditionelle Bauweise, in der der Baukörper keinen kompakten Grundriss aufweist, sondern eher eine Wohneinheit aus mehreren Grundrissen bildet, wurde im Leitplan nicht berücksichtigt. Hier können die Abstände zwischen den verschiedenen Häuschen durchaus auch weniger als 2 Meter betragen; die Anordnung der verschiedenen Grundrisse hängt völlig vom funktionellen Bedarf der Bewohner ab.

(g) Nutzung des Baugrundes (ebd., Art.8.7)
„Das Hauptgebäude muss mindestens vom Baugrund bedecken:
– 50 % der Parzelle GRZ[40] 0,5 in der Zone A
– 25 % der Parzelle GRZ 0,25 in der Zone B
– 15 % der Parzelle GRZ 0,15 in der Zone C
– 10 % der Parzelle GRZ 0,1 in der Zone D.

Neben den Hauptgebäuden können – nur in der Zone A – Gebäude zu Geschäftszwecken auf der ganzen Parzelle errichtet werden, mit einer maximalen Höhe von vier Metern und mit

[40] GRZ (Grundflächenzahl)

Abb. III.45
Äußere Erscheinung in Kaele. *Quartier Fonctionnaire*. Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.46
Äußere Erscheinung in Kaele. Viertel Guzugoy. Quelle: L. Marthaler, 1999

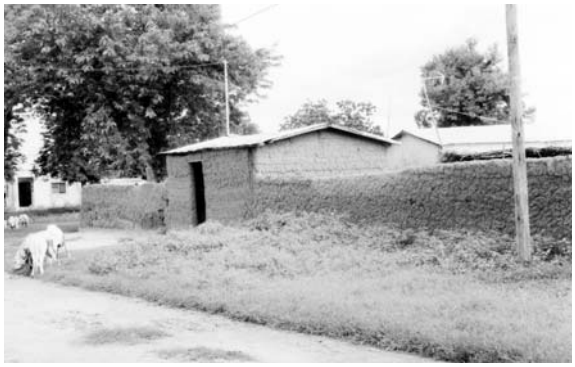


Abb. III.47
Äußere Erscheinung in Kaele. Viertel Murgurong. Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.48
Äußere Erscheinung in Kaele. Viertel Pugoy-Pugoy. Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.49
Äußere Erscheinung in Kaele. Viertel Gedame. Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.50
Äußere Erscheinung in Kaele. Viertel Kaele Centre. Quelle: L. Marthaler, 1999

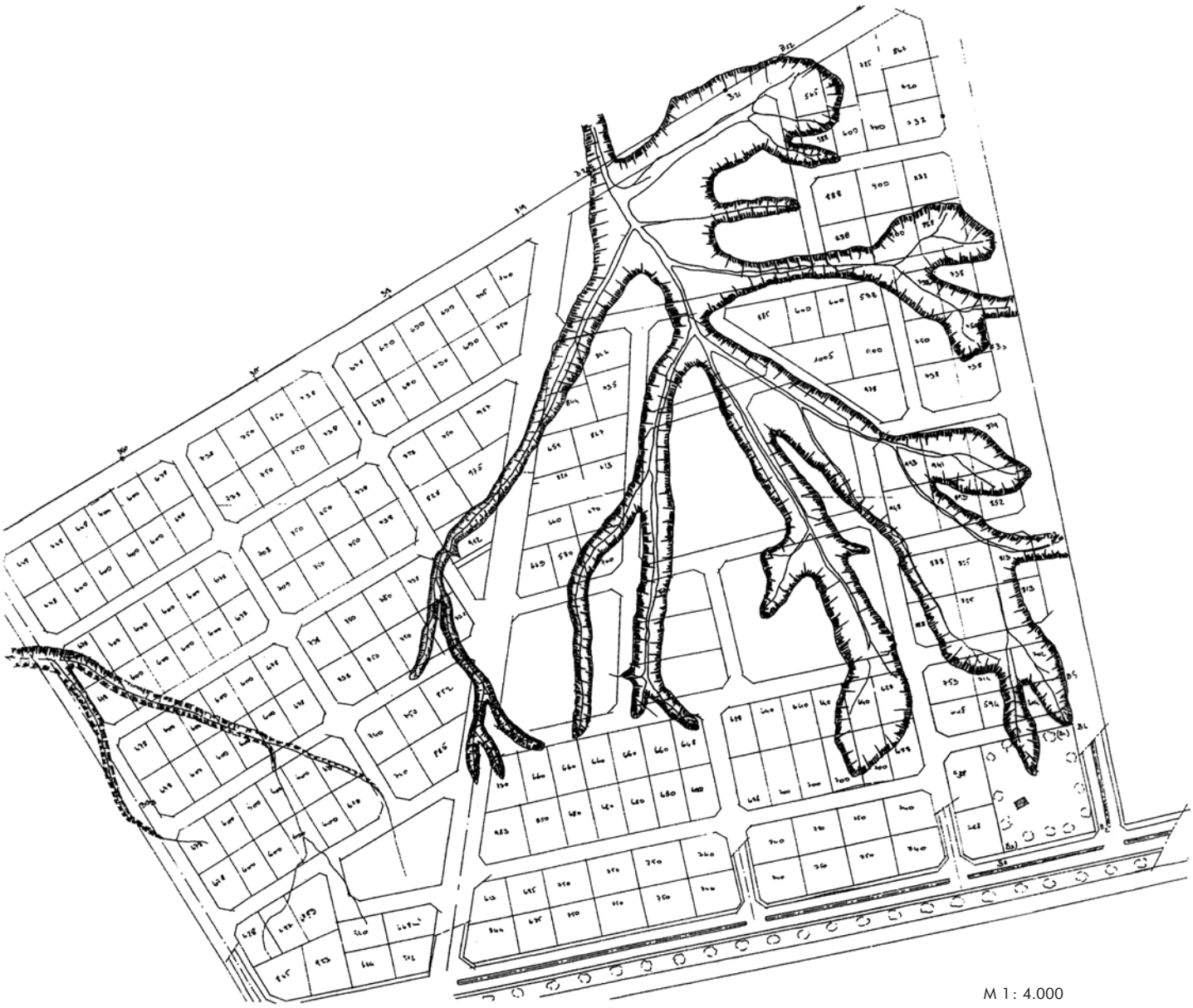
einem Abstand von 20 Metern von der Mindestabstandslinie. Nebengebäude sind nicht zugelassen, außer unter folgenden Bedingungen:

– Zonen B+C nur ein Gebäude pro Parzelle auf einer Fläche von maximal 40 m² und vorzugsweise an der Grundstücksgrenze gelegen.
– Zone D Nebengebäude werden in die Berechnung des Koeffizienten zur Baugrundnutzung mit einbezogen“ (ebd.).

Auch diese Bestimmungen berücksichtigen nicht die traditionelle Wohnform und zwingen so die Menschen immer mehr, sich an der ›modernen‹ Form zu orientieren und sich dieser anzupassen.

(h) Äußere Erscheinung (ebd., Art. 8.9)
„Das Äußere sollte einfach und die Materialien mit dem Umfeld im Einklang sein.
Alle Fassaden sollen gut gepflegt sein.
Die Grundstücksumfriedungen oder Mauern zur Begrenzung der *sarés,* sowohl zur Straße hin als auch in die Tiefe (ab dem Mindestabstand zur Straße) und zwischen den Grundstücken dürfen 3 m nicht übersteigen. Im Falle eines Zaunes, so besteht dieser aus Heckengewächsen an einem Maschendrahtzaun.
Im Bereich einer Geschäftsstraße können die Umfriedungen aus massiven Mauern bestehen, deren Höhe 2 m nicht übersteigen darf.“
Insgesamt zeigen die Bilder eine negative Entwicklung auch in diesem Bereich. Festzustellen ist: Selten kann man wirklich gut gepflegte Fassaden finden, obwohl in der traditionellen Bauweise auch die äußere Erscheinung des Gehöftes eine besondere Rolle spielte. Nach der Regenzeit und nach der Ernte war die Sanierung und Renovierung der Häuser (Gehöfte) eine der Hauptbeschäftigungen während der folgenden sechs Monate Trockenzeit. Und bis heute noch sehen die Dörfer insgesamt gepflegter aus als die Viertel der Städte. Gründe dafür dürften sein:

– Die Baustoffe; dadurch, dass die traditionellen Baustoffe kaum Wertschätzung mehr bei der Bevölkerung genießen, werden die meisten Gebäude aus solchen Materialien eher vernachlässigt.
– Die Baukonstruktion; die traditionelle Konstruktion wurde kaum gefördert und verbessert, sondern gerät zunehmend in Vergessenheit; ersetzt wird sie durch die sog. ›moderne‹ Baukonstruktion und ›moderne‹ Baustoffe, die von der Bevölkerung eher nicht beherrscht werden. Hier ist der Hausbesitzer dann nicht mehr Erbauer, sonder die Arbeit erfordert Fachleute, die sich nicht jeder leisten kann.
– Kosten; die hohen Kosten der ›modernen‹ Baustoffe und der Arbeit der Spezialisten führen häufig dazu, dass die Baukonstruktionen nur teilweise fertiggestellt werden.
– Die Mauern, die die Grundstücksbegrenzung bilden, haben sich in überdimensionierten Maßen entwickelt: In Kaele findet man Mauern mit einer Höhe von vier Metern und mehr, und dies gerade bei ›modernen‹ Häusern (und in den dünnerbesiedelten Zonen D).



Karte 10
Kaele - Parzellierung von der Stadtverwaltung 1999. Viertel Pugoy-Pugoy
Quelle: L. Marthaler nach Plan von der Delegation MINUH Kaele 1999

Die Beobachtungen vor Ort zeigen:

– Die neu errichteten Gebäude scheinen in keiner Weise im Einklang mit dem Umfeld zu sein, es fehlt an gepflegten Fassaden und an Harmonie. Und insgesamt entsteht im Stadtbild eher ein Eindruck von völligem Chaos in der Bauweise und von einem permanenten Zustand von provisorisch errichteten Gebäuden. Der Verlust der Baukultur ist in die Fassaden eingeschrieben.

(i) In allen Wohngebieten ist verboten (ebd., Art.6):

„ – alle Arten industrieller Betriebe
– Lager von Metall, Material, Altautos usw.
– Ablagerungen von Müll
– Eröffnung eines Steinbruchs
– alle Bautätigkeiten außer derer, für die eine Baugenehmigung erteilt wurde
– Lager für Öl und Treibstoff
– Zelt- und Campingflächen ohne ausreichende Serviceeinrichtungen."

Diese Verbote werden meist nicht durchgesetzt und gelten vorerst nur auf dem Papier[41]. Auch hier fehlen Interesse und auch die Mittel auf der Seite der Behörden, aber auch auf der Seite der Bevölkerung. Es geht nicht nur darum, gegenwärtig Ablagerungen von Abfall zu vermeiden, sondern zuerst die vorhandenen zu beseitigen.

(j) Bebauungsfläche – Wohngebiet[42]

„In allen Bereichen, die besonderen Gefahren durch natürliche Einwirkungen ausgesetzt sind, ist jegliche Bebauung untersagt:

– auf Überflutungsflächen
– auf Flächen, an denen es zu einem Abrutsch oder Absenken der Erde kommen kann
– Flächen mit steiler Neigung oder sehr sandige Böden schlechter Qualität."

Leider wurden diese Vorschriften bei der Parzellierung neuer Siedlungen nicht beachtet; z.B. wurden in den in letzter Zeit (in den 90er Jahren) parzellierten Vierteln, dem ›Beamtenviertel‹ (*Quartier Fonctionnaire*) und dem *Quartier Pougouh-Pougouh* auch Grundstücke auf Überflutungsflächen parzelliert (siehe Karte). Auf den Überflutungsflächen sind nicht wenige Gebäude zu finden! Die Parzellenstruktur von Kaele zeigt deutlich einen Mangel an Gewissenhaftigkeit in der Anwendung der Vorschriften. Die Überflutungsflächen von Kaele sind aus diesem Grund von den Dorfbewohnern lange nicht für eine Bebauung benutzt worden, sondern sie wurden vielmehr für den Anbau der Hirseart *Sorghum* benutzt.

Die Feststellung der Sorglosigkeit kann auf andere Städte in der Provinz ausgeweitet werden: Auch in der Provinzhauptstadt Maroua wurde in den 80er Jahren ein ganzes Viertel auf Überflutungsflächen durch die Verwaltung geplant und schließlich bebaut **(***Quartier Ourochédé*).

---

[41] siehe Abschnitt III.4.5.3. der vorliegenden Arbeit
[42] vgl. PSUK – *Rapport justificatif* 1974, IV.4.1

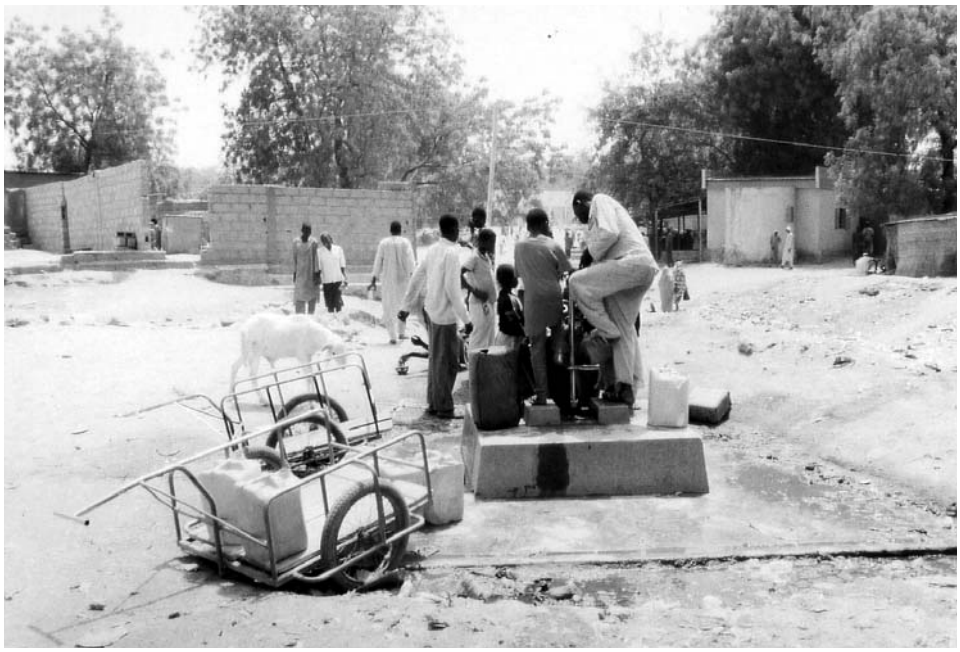


Abb. III.51
Alltag: Wasserversorgung an einem Brunnen. Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.52
Seltener Wasserspeicher - Gymnasium von Kaele. Quelle: L. Marthaler, 1999

III.4.5.6. Erschließung – Versorgung – Entsorgung[43]

(a) Wasserversorgung

Obwohl Art. 8.2.1. des PSUK – *Règlement du plan d'urbanisme* (1974a) vorschreibt, dass „alle Gebäude so ausgestattet sein müssen, dass der Anschluss öffentlicher Trinkwasserversorgung möglich wird, und dass der Unterhalt der Anlagen gewährleistet sein muss", existiert dennoch bis heute kein System öffentlicher Trinkwasserversorgung in der Stadt Kaele. Eine merkwürdige Situation in Anbetracht der Tatsache, dass schon alle (kleineren) Nachbarstädte wie Guidiguis (30 km von Kaele) oder Doukoula (70 km) schon seit 1986 mit Wasser versorgt sind. Nach Einschätzung des stellvertretenden *Sous-Préfet* von Kaele ist dieses Projekt in mehreren Versuchen gescheitert, und zwar nach seiner Einschätzung aufgrund von Intrigen gegeneinander konkurrierender Politiker aus Kaele selbst. Die kommunale Verwaltung ist hier deutlich machtlos.

Gegenwärtig gibt es kein Projekt für die Organisation einer städtischen Wasserversorgung; damit bleibt auch die Aufbereitung des Wassers in der Verantwortlichkeit der Privathaushalte.

Weiter ist im PSUK – *Règlement du plan d'urbanisme* (ebd.) zu lesen: „Wenn in der Nähe kein Versorgungssystem zugänglich ist, muss der Bauherr selbst geeignete Maßnahmen vorsehen und ergreifen, um die Versorgung mit Trinkwasser sicherzustellen, wobei diesbezügliche Regelungen zu beachten sind.

Gibt es keinerlei öffentliche Wasserversorgung, darf kein Bohrvorhaben genehmigt werden, das nicht in den Plan einer öffentlichen städtischen Wasserversorgung einbezogen werden kann."

Die Trinkwasserversorgung wird durch Tiefbrunnen (*forages*) und andere Brunnen (*puits*) sichergestellt. In der Stadt gibt es zahlreiche private Brunnen, die von der Verwaltung genehmigt sind. Von der Stadtverwaltung eingerichtete und unterhaltene Brunnen werden oft mit Motorpumpen betrieben, die aber Privatpersonen gehören; das Wasser wird dort für 40 F.CFA pro 200 Liter verkauft.

In den Wohngebieten gibt es auch ein System gemeinschaftlicher Tiefbrunnen: Eine Brunnengemeinschaft besteht aus Familien, die jeweils 135.000 F.CFA auf einem Sparkonto hinterlegen, so dass ein Fonds für etwa anfallende Reparaturarbeiten an den technischen Einrichtungen vorhanden ist. Dieses Projekt und seine Durchführung ist Teil eines internationalen Hilfsprogramms – und bleibt dennoch unzureichend.

Aus den Ergebnissen der Interviews mit 20 Einwohnern von Kaele ersieht man folgende Situation der Wasserversorgung (siehe Anhang):

– Leitungswasser aus Tiefbrunnen mit Filter: 1 Haus (das des SODECOTON)
– Wasser aus eigenem Brunnen: 8 Häuser
– Wasser aus Brunnen der Nachbarn: 5 Häuser
– Wasser wird beim Händler gekauft: 3 Häuser
– Trinkwasser wird von fern geholt: 6 Häuser

[43] vgl. PSUK – *Rapport justificatif*; 1974, II.2.10

Abb. III.53
Offene Kanäle entlang der Strasse (Kaele). Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.54
Röhren, gelagert für den Kanalbau (Kaele). Quelle: L. Marthaler, 1999

Bei sechs der Haushalte wird das Trinkwasser fern abgeholt, die Entfernung liegt zwischen 50 Metern und 1 Kilometer. Die Brunnen werden von den Personen selbst gebaut, von der Kommune oder von Nicht-Regierungsorganisationen.
Es gibt ein großes Wasserproblem in Kaele: ein erhöhtes Krankheitsrisiko durch unreines Wasser, in der Trockenzeit sind einige Brunnen leer, und man muss große Entfernungen zurücklegen um Trinkwasser zu holen.
Tiefbrunnen gibt es insgesamt 14 für die Stadt Kaele (Auskunft der *Délégation* für Bodenwesen und Energie). Diese Zahl ist bei Weitem unzureichend: In der Trockenzeit sind nur fünf bis sechs Brunnen funktionsfähig, und um Versorgungs- sowie Trinkwasser zu holen, müssen die Stadtbewohner dann größere Mühen auf sich nehmen.
Zu bemerken ist die große Bereitschaft der Bevölkerung zu einem Engagement für die Verbesserung der Wasserversorgung. Andererseits besteht ein Mangel an Willen auf der Seite der Politiker. Auch die Organe der traditionellen Verwaltung sind hier wirkungslos, da sie in diesem Bereich nicht mehr dieselbe Rolle spielt wie bei der Parzellierung.
Gerade an dem sensiblen Punkt der Wasserversorgung sollten Strukturen entstehen, die die Bedürfnisse der Bevölkerung gegenüber den persönlichen Interessen der Politiker durchzusetzen vermögen. Potenziale hierfür scheinen vorhanden.

(b) Abwasserentsorgung[44]

„Jedes Bauvorhaben muss die Anbindung an ein öffentliches Abwassersystem vorsehen, soweit dies vorhanden oder mittelfristig geplant ist. Ist ein öffentliches System nicht vorhanden, muss die Abwasserentsorgung mit Sickergruben gewährleistet werden, gemäß den Vorschriften ihrer Anlage und ihres Baus“ (ebd.)
Es war vorgesehen, dass „dennoch Studien zum Aufbau eines öffentlichen Abwassersystems durchzuführen“ seien, „um die Entsorgung besonders aus den dichtbebauten Vierteln wie dem Handelszentrum, dem Verwaltungszentrum und dichtbewohnten Vierteln zu gewährleisten“ (ebd.).
Es gibt nur wenige Kanalisationssysteme zur Entsorgung und Aufbereitung der Abwässer in Kaele sowie in der ganze Provinz. Der Bebauungsplan von 1974 stellt fest: „Die Einrichtung eines zentralen Systems wäre zum jetzigen Zeitpunkt verfrüht; jedoch müsste jetzt schon eine Entscheidung über die Art des Systems getroffen werden, damit ein gemeinsames städtebauliches Konzept entwickelt werden kann. [...] Das System der Ableitung und Entsorgung des Brauchwassers muss intensiv vorangetrieben werden“ (PSUK – *Rapport justificatif*; 1974, II.2.10.c). Danach wurde bis jetzt nicht weiter gehandelt. Es gibt in Kaele kein Kontrollsystem wie es in anderen Gemeinden der Region vorhanden ist (z.B. werden in der kleinen Stadt Doukoula durch die kommunale Verwaltung regelmäßig solche Kontrollen durchgeführt). Die Konsequenzen bestehen zunächst in einer häufigen Verseuchung des Grundwassers. In Kaele gibt es mehr Fälle von Durchfall und häufigere Epidemien der Cholera als in der übrigen Region.[45]

---

[44] vgl. PSUK – *Rapport justificatif*, 1974, II.2.10.c und III.3.12
[45] mündliche Auskunft des einzigen Apothekers in der Stadt

Abb. III.55
Offene Leitung für die Stromversorgung (Kaele). Quelle: L. Marthaler, 1999

Der Zustand des Abwassersystems spiegelt sich auch in den Interviews mit 20 Personen in Kaele wieder. Es ergibt sich zu diesem Punkt (siehe Anhang):

– 3 Häuser haben ein entwickeltes System mit Versickerung durch eine Kanalisation; das sind 15 %.
– 17 Häuser haben ein einfaches Versickerungssystem durch eine direkte Versickerung im Boden; das sind 85 %.

Daraus ergeben sich große Probleme im dichtbesiedelten Wohnviertel, besonders auch bezüglich der Trinkwasserqualität.

Auch das Regenwasser wird nicht kanalisiert und abgeleitet, was regelmäßig zur Überflutung bestimmter Wohnviertel führt. Projekte für die Kanalisation des Regenwassers existieren, werden jedoch nicht verwirklicht.

Aus den Interviews ergibt sich für die private Speicherung und Nutzung des Regenwassers (siehe Anhang):

– 1 Haus besitzt einen Regenwasserspeicher (5 %);
– 19 Häuser haben keinen (95 %).

Es zeigt sich, dass die Möglichkeiten zur Speicherung von Regenwasser noch nicht ausgeschöpft sind. Auch im Leitplan der Stadt ist diesbezüglich nichts zu finden, und das Thema wurde in keiner der befragten Behörden angesprochen – und hier bestünde ein wichtiges Potenzial, um den Bedarf an Nutzwasser zumindest teilweise zu decken, was in der Gegend ein besonderes Problem darstellt.

(c) Stromversorgung[46]

Die Stromversorgung der Stadt Kaele wird durch die SONEL sichergestellt (*Société Nationale d'Eléctricité du Cameroun* – Nationale Elektrizitätswerke).

Hinweise über die Verteilung der Haushalte mit oder ohne Stromversorgung lassen sich aus den Interviews entnehmen (siehe Anhang):

– 11 Häuser haben einen Stromanschluss (55 %);
– 6 Häuser sind ohne Stromanschluss (30 %);
– 3 Häuser sind noch ohne Stromanschluss, aber dieser ist schon geplant (15 %).

Strom ist noch ein teures Gut in Kamerun: 45 % von den 20 Personen verwenden für die Beleuchtung ihrer Häuser Petroleumlampen.

(d) Energiebedarf [47]

Der Energiebedarf der Haushalte in Kaele sowie in der ganzen Provinz ist insgesamt relativ hoch. Über 90 % der Haushalte verwenden Holz als Energiequelle; eine problematische Tatsache, die zu einer systematischen Abholzung der Region führen wird, wenn nicht schon jetzt etwas für die Behebung der jetzt schon sichtbaren Schäden an der Umwelt getan wird. Die Suche nach anderen Energiequellen liegt heute leider noch nicht im Interesse der

[46] vgl. PSUK – *Rapport justificatif*, 1974, II.2.10.b und III.3.11
[47] ebd.

Abb. III.56
Lagerung von Abfällen auf einem privaten Grundstück. Quelle: L. Marthaler, 1999

Stadtverwaltung. Trotz des Vorhandenseins anderer Energiequellen (Gas, Petroleum, Strom) sind deren Kosten so hoch, dass die meisten Bürger nicht in der Lage sind, sich damit zu versorgen.

(e) Abfallwirtschaft[48]

Die Stadt Kaele verfügt nicht über ein System zur Abfallbeseitigung; diese übernimmt jeder Haushalt, z.T. auf seinem Grundstück, was für die Stadt ein Problem darstellt. Die Abfälle werden oft vom Brauch- oder Regenwasser davongetragen und können so auch das Frischwasser verschmutzen. In der traditionellen Gesellschaft gab es ein System der Kompostierung von Haushaltsabfällen, eine Tradition, die sich jedoch verliert – die Abfälle könnten so als Dünger in der Landwirtschaft weitere Verwertung finden.

Die Ergebnisse aus den Interviews geben Hinweise auf den Umgang der Bevölkerung mit der Entsorgung von Abfällen (siehe Anhang):

– *Auf dem eigenen Grundstück*	- durch Verbrennung	9 Personen (45 %);
	- durch Kompostierung	2 Personen (10 %);
– *Abfälle werden einfach weggeworfen*	- auf einem nah gelegenen Grundstück	6 Personen (30 %);
	- auf der Straße	2 Personen (10 %);
	- im Flussbett	1 Person (5 %).

Dagegen finden sich hierzu im Leitplan der Stadt deutliche Vorschriften (PSUK 1974a, Art.6): „In allen Wohngebieten sind verboten:

– alle Arten industrieller Betriebe
– Lager von Metall, Baumaterialien, Altautos usw.
– Ablagerungen von Müll
– Die Eröffnung jeder Art Kiesgrube
– alle Bautätigkeiten außer derer, für die eine Baugenehmigung erteilt wurde
– Lager für Öl und Treibstoff
– Zelt- und Campingflächen ohne ausreichende Serviceeinrichtungen."

Außer der gelegentlichen Verbrennung von angehäuften Müllbergen, die sich auf öffentlichen Plätzen angesammelt haben, unternimmt die Stadt nichts zur Umsetzung dieser Vorschrift. Der doch nicht seltenen Anwendung traditioneller Methoden und der Entsorgung auf dem eigenen Grundstück ist es zu verdanken, dass die meisten Viertel von Kaele dennoch recht sauber gehalten sind.

[48] vgl. PSUK – *Rapport justificatif,* 1974, II.2.10.d, und III.3.13

Abb. III.57
Die Moschee von Kaele. Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.58
Der Marktplatz von Kaele. Quelle: L. Marthaler, 1999

Karte 11
Kaele - Marktplatz. Quelle: L. Marthaler nach Plan von der Delegation MINUH Kaele 1999

III.4.5.7. Infrastruktur

(a) Soziale Einrichtungen[49]

– Gesundheitsversorgung:	1 Krankenhaus
	1 Gesundheitsposten (*dispensaire*)
	1 Entbindungsstation
– Bildungseinrichtungen:	1 Kindergarten
	4 Grundschulen
	1 Gymnasium
	1 Schule zur Ausbildung von Volksschullehrern (ENIEG)
	1 protestantisches Seminar

Diese Einrichtungen liegen im Zentrum von Kaele, im begrünten Bereich.
Diese Gesundheitseinrichtungen sollen z.T. auch die Versorgung auf der Ebene des *Départements* Mayo Kani gewährleisten, und berücksichtigt man dies, so kann man feststellen, dass die Infrastruktur in diesem Bereich unzureichend ist. Alle Einrichtungen weisen außerdem unterschiedliche Mängel auf: an Personal, Material, Räume usw.

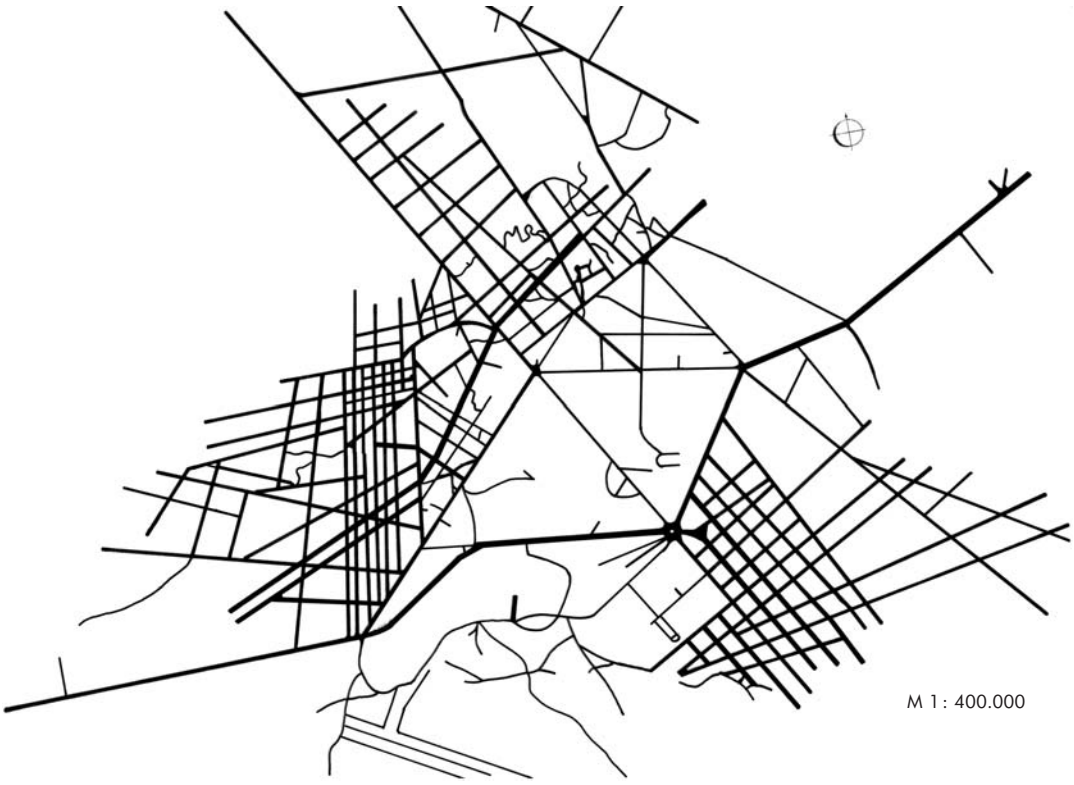
(b) Religiöse Einrichtungen[50]

– Moscheen:
eine große Moschee ist nahe des Marktplatzes gelegen; der Bau einer neuen Moschee in den neu entstandenen Wohnvierteln ist in Planung.
– Christliche Gemeinden:
Es gibt eine katholische und eine evangelische Gemeinde, die jeweils auch eine Schule unterhalten. Eine Ausdehnung in die neuen Gebiete im Osten Kaeles ist ebenfalls geplant.

(c) Der Marktplatz

Der Markplatz von Kaele befindet sich im Zentrum der Stadt; er bildet die zentrale Möglichkeit für Stadt und Umland für die Versorgung mit Lebensmitteln und Haushaltsgegenständen. Ein weiterer wichtiger Markt befindet sich etwa zehn Kilometer außerhalb der Stadt an der Teerstraße Richtung Yagoua/Grenze zum Tschad.
Die Einkaufsmöglichkeiten sind jedoch nicht ausreichend und für die in der Peripherie lebenden Menschen schwer zugänglich. Eine Dezentralisierung des Angebots wäre wünschenswert.
Nach Auskunft der *Délégation* für die Stadtplanung und das Wohnungswesen, ist geplant, den Markplatz aus dem Zentrum in eine neue Wohnsiedlung westlich der Stadt, an der Straße nach Maroua und Garoua zu verlegen. Zur Begründung wurde genannt, dass damit das Zentrum von Kaele am Marktag weniger belastet würde**.**
Dagegen wäre jedoch folgendes zu bedenken: Der aktuelle Marktplatz, der auch ein traditioneller Marktplatz ist, hat damit auch eine historische Bedeutung für die Stadt und ihre

[49] vgl. PSUK – *Rapport justificatif,* 1974, II.2.6
[50] vgl. PSUK – *Rapport justificatif,* 1974, II.2.7



Karte 12
Kaele - Straßennetz. Quelle: L. Marthaler nach Plan von der Delegation MINUH Kaele 1999

Bewohner; diese Gegebenheit würde bei der Umsetzung der Pläne nicht genügend berücksichtigt.
Weiterhin sind mehrere Varianten denkbar, um das Problem des Verkehrs in der Stadt am Marktag zu lösen. Wenn man den Stadtplan von Kaele betrachtet, kann man feststellen, dass manche der neuen Wohnsiedlungen schon weit entfernt vom Zentrum sind, und diese Lage bringt die meisten dieser Wohnviertel südlich und westlich des Stadtzentrums in die Gefahr einer Isolation. Die Lage des großen Waldstücks zwischen diesen Zonen und dem Zentrum verhindert ein einheitliches Stadtbild und trägt noch zu einer Gruppierung von mehreren Wohnsiedlungen untereinander bei (Verinselung). Die Abstände zwischen den ›Inseln‹ oder zum Stadtzentrum sind sehr groß, man braucht z.B. für die Strecke zwischen dem Quartier SODECOTON (*Mourgron*) und dem Stadtzentrum mindestens 25 Minuten zu Fuß.
Das Beispiel anderer größerer Städte in Kamerun zeigt, dass in den neu gegründeten Wohnsiedlungen immer auch neue Marktplätze entstanden sind. Diese wurden meist schon bei der Parzellierung eingeplant oder sind spontan entstanden durch den täglichen Bedarf der Anwohner.
In mehreren Fällen in Douala oder Yaounde musste die kommunale Verwaltung, auch wenn es nicht geplant war, neue Marktplätze in der Mitte oder am Rande dieser Viertel schaffen. Die Marktplätze sind in den Ländern Afrikas lebensnotwendig, denn dort versorgt man sich täglich mit Lebensmitteln und allem, was zum Lebensunterhalt gebraucht wird.
Es ergibt sich daraus die Notwendigkeit für die Stadtplaner, eine Untersuchung vor Ort durchzuführen; die meisten Beamten in den Delegationen im ländlichen Bereich sind hierfür jedoch nicht ausreichend fachlich geschult.

(d) Verkehrswege[51]

– Anbindung ans regionale Straßennetz
  Kaele liegt an der Nationalstraße Nr. 6, die die Städte Garoua und Yagoua (18 Kilometer von der Grenze zum Tschad gelegen) verbindet. Diese Nationalstraße, die Kaele in der Peripherie schneidet, ist die einzige Teerstraße; alle anderen Verkehrswege sind ungeteert und damit auch in der Regenzeit teilweise nicht oder nur schwer passierbar; während der acht Monate dauernden Trockenzeit jedoch sind diese Straßen problemlos zu benutzen.

– Das Straßennetz im Stadtgebiet
  Das Straßennetz im Stadtgebiet ist recht gut entwickelt. Es gibt momentan kein Programm zum Ausbau und Erhalt der vorhandenen Straßen, abgesehen von der Bepflanzung mit Bäumen entlang der Straßen. Die Straßen, die regelmäßig instand gesetzt werden, sind die, die von Fahrzeugen der SODECOTON passiert werden müssen. Die Breite des Straßenkörpers schwankt zwischen 12 und 30 Metern (siehe Leitplan). Aktuell findet man Straßen in einer Breite von ungefähr zwischen 8 und 30 Metern.

[51] vgl. ebd., II.2.8 und III.3.4

Abb. III.59
Die einzige Teerstrasse von Kaele - die Nationalstrasse Nr.6. Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.60
Blick auf eine Strasse in Kaele. Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.61
Blick auf eine Strasse in Kaele. Quelle: L. Marthaler, 1999

– öffentlicher Transport

Busse: Es gibt täglich mehrere Verbindungen per (privatem Klein-)Bus zwischen Kaele und den wichtigeren Städten in der Gegend; am traditionellen Markttag ist die Dichte an Verbindungen in die Dörfer im Einzugsbereich des Marktes noch wesentlich höher. Gebräuchlichstes Transportmittel sind die Taxi-Motorräder. Einzelpersonen besitzen zumeist Fahrräder, dann folgen Motorräder, und schließlich einige wenige Autos in der Stadt. Tiere werden selten als Transporthilfen eingesetzt.

Am Marktplatz und am Ausgang der Stadt Richtung Lara befinden sich Parkplätze, die, obwohl vorgesehen, nicht ausgebaut sind, so dass die Pkw gewöhnlich am Straßenrand geparkt werden. Der Bebauungsplan (PSUK – *Rapport justificatif*) sieht dennoch seit 1974 Parkplätze an den Verwaltungs- und Geschäftszentren vor. In der Bedingungen für die Nutzung und Bebauung von Flächen steht geschrieben (8.10 – Parkmöglichkeiten):

„In allen Wohngebieten dürfen Fahrzeuge nur abseits der Fahrwege abgestellt werden (auf befestigten Seitenstreifen oder eingerichteten Parkplätzen). Parkplätze müssen bei öffentlichen Gebäuden und Sporteinrichtungen zur Verfügung stehen [...]. Für Parkplätze sollten 20 m² pro Stellplatz eingerechnet werden [...]. Pro 30 m² Geschäftsfläche und pro Wohneinheit in Wohngebieten einschließlich der Geschäftsviertel muss ein Parkplatz zur Verfügung stehen [...]. Bei einer Reihenbebauung sind in einem Verhältnis von zwei Autos pro fünf Grundstücksanteilen Parkflächen vorzusehen, und zwar in der Nähe der Wohnungen.“ Diese Vorschriften haben in vielen Fälle nichts mit der Realität zur tun, ihre Umsetzung wird auch meist nicht kontrolliert. Bemerkung: Der chronischen Mangel an Geld und die geringe Zahl an Kraftfahrzeugen sind sicherlich die Gründe für den Mangel an Interesse an der Umsetzung dieser Vorschriften. Viel notwendiger ist dagegen die Einrichtung – in der Stadt bisher noch nicht vorhandener –. ›offizieller‹ Stellplätze für Motorräder und Fahrräder. Diese Transportmittel bleiben bei weitem die Gängigsten: Auf ohne Plan angelegten Trampelpfaden ebenso wie auf angelegten Wegen.

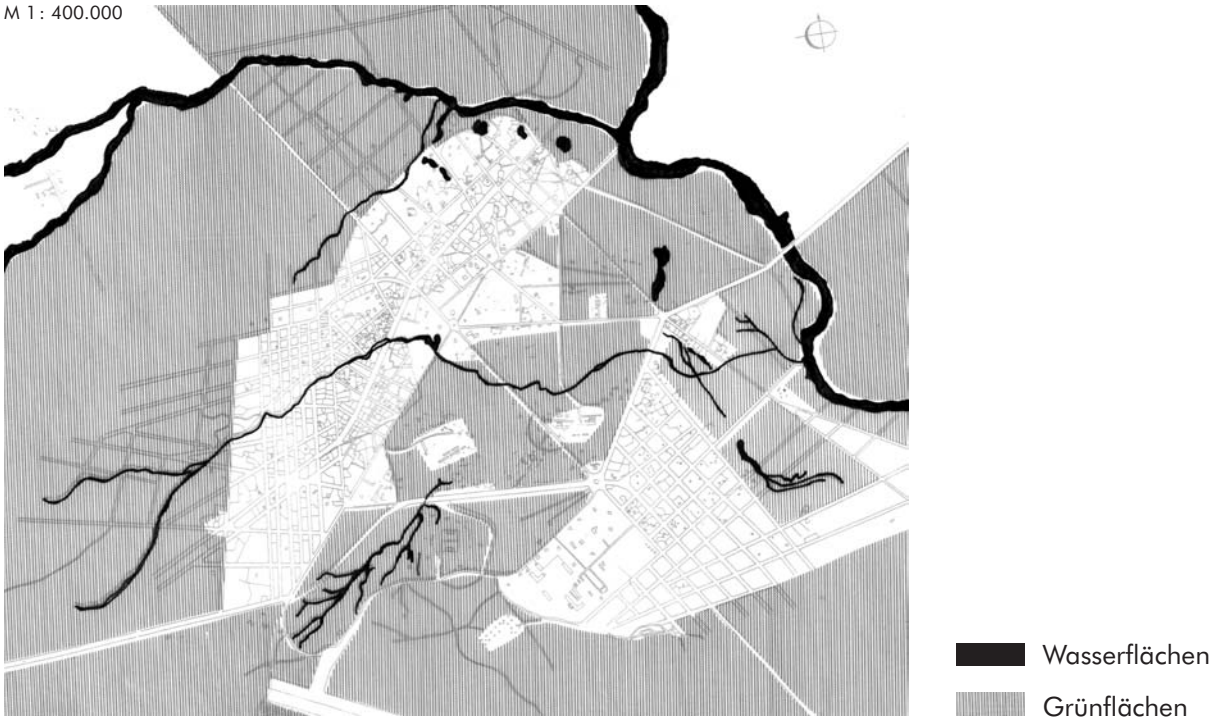
– Flugverkehr

Der in Kaele vorhandene Flugplatz wird hauptsächlich von Kleinflugzeugen der SODECOTON genutzt.

(e) Grünanlagen[52]

Bis zum Jahr 1974 gab es keine organisierte Waldwirtschaft, doch es gab im Osten der Stadt, an der Straße nach Maroua, ein Waldstück von ca. 25 ha. Seither kam es, infolge starker Abholzung, die wiederum auch aufgrund klimatischer Veränderungen und durch das starke Wachstum der Bevölkerung verstärkt wurde, zu starker Erosion der Böden und zu einer Verstärkung der Winde in der Stadt; daraufhin wurde ein Plan zur Umsetzung einer Politik der Wiederaufforstung auf freien Flächen und entlang der Straßen ausgearbeitet. Im Stadtgebiet werden von der Seite der Verwaltung einige Wäldchen unterhalten, die zwar zu den

[52] vgl. PSUK – *Rapport justificatif*, 1974, II.2.9.b und III.3.6



Karte 13
Kaele - Grünflächen - Wasser. Quelle: L. Marthaler nach Plan von der Delegation MINUH Kaele 1999

anderen Elementen kommunaler Bebauung in keinerlei Beziehung stehen, jedoch das Stadtzentrum mit viel grün versehen.

– Als *öffentliche Grünanlagen* werden hauptsächlich die Bäume entlang der Straßen als Schattenspender gepflegt. Die Bemühungen der Stadtverwaltung, die Desertifikation aufzuhalten waren bis in die 90er Jahre deutlich zu sehen; heute sind diese Bemühungen spürbar zurückgegangen.
  Obwohl damit der Flächennutzungsplan von der Stadtverwaltung auch mit Nachdruck umgesetzt wurde, ist die Idee noch nicht in die Gepflogenheiten der Bevölkerung eingegangen. Außer einigen Bäumen, die auf dem Gelände eines Gehöfts als Schattenspender gepflanzt werden und den Bäumen in den Höfen der Schulen und Verwaltungsgebäude werden nur wenige Bäume gepflanzt. In den neu geschaffenen Wohnvierteln zeigen sich immer weniger Grünflächen, doch ebenso auch im alten Stadtzentrum.
  In mehreren Gesprächen mit Einwohnern der Stadt ließ sich eine Gleichgültigkeit gegenüber dieser kleinen kommunalen Gehölze feststellen. Daraus ergibt sich ein Problem bezüglich der Pflege und des Fortbestehens dieser Flächen in den kommenden Jahren. Das mangelnde Bewusstsein in der Bevölkerung bezüglich der ökologischen Rolle, die der Baum spielt, und weiterhin der Mangel an Strukturen der Intervention, zu deren Aufgaben auch Aufklärung und Popularisierung von geeigneten Maßnahmen unter der Bevölkerung gehören müssten, werden sich weiter negativ auf die Flächennutzung auswirken.
  Bezüglich der Grünflächen legt der Bebauungsplan (PSUK – *Rapport justificatif*, 1974, III.3.6) für Kaele fest: „Öffentliche Parkanlagen [*jardins publics*] sollten innerhalb der Stadt ein verbindendes Element zwischen den verschiedenen Bereichen der Aktivität bilden. Dies bedeutet, dass die öffentlichen Gebäude und Einrichtungen, die Schulen und Gesundheitseinrichtungen sowie die kommerziellen Bauten, die sich in diesen Grünbereichen befinden, leicht zugänglich sein sollten, und zwar mittels Zugängen für Fußgänger und gegebenenfalls von Fahrwegen. Bei der weiteren Vergabe von Bauflächen sollte dies Anlass sein darüber zu wachen, dass neben der Erschließung der Grundstücke durch Straßen entlang dieser auch eine Bepflanzung mit möglichst schnellwachsenden und widerstandsfähigen Bäumen vorgenommen wird, wie dies auch der Stadtentwicklungsplan vorsieht. Weiterhin ist darauf zu achten, dass die Gesamtheit abgeholzter Flächen, die der Bebauung hinderlich gewesen wäre, sofort ersetzt und wieder aufgeforstet wird, um eine Vesteppung zu vermeiden.“
  In den letzten Jahren, nach einer Periode, in der die Vorgaben des Leitplans auch bei Projekten im westlichen Teil von Kaele umgesetzt hatte, hat die Verwaltung begonnen, sich über diese hinwegzusetzen: In den neuen Siedlungen war keine Grünanlage mehr geplant; weder Park noch Waldstück.

– *Im privaten Bereich* zeigt sich unter einigen Vertretern der jüngeren Generation jedoch die Tendenz, auf ihren privaten Grundstücke selbst mehr Bäume zu pflanzen. Die Ergebnisse aus den Interviews (siehe Anhang) weisen in diese Richtung.

Häuser mit Gartenanlage (Gemüsegarten)	11	(55 %)
Häuser mit Gartenanlage (Pflanzen)	1	(5 %)
Häuser mit Grünanlage (Bäume)	15	(75 %)
Häuser ohne Grünanlage	4	(20 %)

Es zeigt sich, dass auch die (Gemüse-)Gärten als Grünanlage im privaten Bereich häufig genannt wurden. Sie sind auch mitten in der Stadt, neben den Häusern, in den Höfen zu finden; teilweise werden freie Grundstücke auch einfach genutzt. Auf diese Weise werden die Böden in der Regenzeit vor Erosion etwas geschützt, und auch in der Versorgung der Familien an Nahrungsmitteln spielen diese Anlagen eine wichtige Rolle.
Diese Kombination aus Wohnen und Nutzfläche für den Eigenbedarf ist in der gesamten Region verbreitet und findet sich im Grunde in allen (Agrar-)Ländern Afrikas.
Die geringe Anzahl von Häusern mit reinen Zierpflanzen weist auf eine Ablehnung hin, wobei die Gefahr eines Einnistens von Reptilien (giftigen Schlangen) und Insekten hier eine Rolle spielen dürfte.

– *Der Friedhof* (vgl. II.2.9. und III.3.7.), der zu den angelegten Grünflächen zählt, liegt im Osten, am Rande der Stadt. Wie fast überall in Kamerun, wird der Friedhof jedoch nicht gepflegt. Auch auf vielen privaten Grundstücken findet man Gräber verstorbener Angehöriger, die so auf traditionelle Weise auf ihrem Grundstück bestattet wurden. In diesen Fall stehen die Gräber immer unter der Aufsicht der Angehörigen und sind somit auch gepflegt.

– *Sportstätten* (vgl. ebd., II.2.9 und III.3.5): Im Norden der Stadt befinden sich zwei Sportplätze, einer im Bereich einer Schule, der andere auf dem Gelände der SODECOTON. Allerdings werden die Sportstätten nicht ausreichend gepflegt, und es sind auch keine Maßnahmen zu einer Neueinrichtung oder zur Renovierung einer bestehenden Sportstätte geplant. ›Sport‹ beinhaltet hier die modernen Sportarten; an den traditionellen (z.B. Rennen mit Pferden und Eseln, Wettkämpfe zwischen den Siedlungen usw.), findet man insgesamt kein Interesse mehr in Kaele, außer bei den Kindern.

III.5. Schlussfolgerung

Die Untersuchung des Wandels in der Kleinstadt Kaele unter Berücksichtigung des seit 1974 durch die Stadtverwaltung eingeführten Leitplans (PSUK) zeigt, welche Auswirkungen die gedankenlose Totalübernahme einer Bauleit- und Bebauungsplanung ›westlicher‹ Prägung auf ein regionales Zentrum im ländlichen Bereich Nordkameruns hat. Die Spaltung zwischen der traditionellen und der ›modernen‹ Bauweise – bzw. Stadtentwicklung – zeigt sich hier ganz deutlich. Aus der gesamten Untersuchung ergibt sich eine Vernachlässigung des traditionellen Bereichs oder besser: der traditionellen Kultur, sowie der Baukultur, obwohl es möglich ist in den verschiedenen Kulturen der Region gemeinsame Parameter zu finden (siehe Abschnitt II.3. dieser Arbeit). Von allen Faktoren, die zum Wandel des Habitat beigetragen haben, sind Spuren in der Stadt zu finden, aber der maßgebliche Faktor, der den Verlust der Baukultur beschleunigt hat besteht hier wohl im Handeln der Stadtverwaltung vor und nach der Kolonisation. Das Beispiel des ›Westens‹ bildete in vielerlei Hinsicht Referenz- und Anknüpfungspunkt, und als Leitbild von Entwicklung war wohl nur die Vorstellung von einem westlichen Lebensstil vorhanden (vgl. Kap. I dieser Arbeit).
Das Beispiel der Kleinstadt Kaele zeigt auch, wie aus einem Mundang-Dorf ein Ort des Zusammenlebens verschiedener Völker wird. Dabei waren diese verschiedenen Völker in der Lage, sich räumlich zu organisieren – vor der Einführung des Leitplans –, zwar nach ihren traditionellen Regeln, die auch bis heute noch z.T. in dieser frühesten Siedlung funktionieren. Die verschiedenen Völker mit ihren Baukulturen hätten nicht als ›Handicap‹ oder als irrelevant für die Entstehung eines notwendigen Leitplans für die Entwicklung der Stadt betrachtet werden dürfen, sondern sie wären eine Quelle an Informationen für die Stadtverwaltung gewesen, um einen aufgesetzten Leitplan zu vermeiden und einen originalen Entwurf zu entwickeln.
Betrachtet man die gegenwärtige Situation in Kaele, so zeigt sich wiederum, dass trotz des Vorhandenseins eines Stadtentwicklungsprogramms – manifestiert im *Plan Sommaire d'Urbanisme de Kaélé* (PSUK 1974, 1974a) – bestimmte Probleme weiter bestehen und auch deutlich zu Tage treten.

Kritikpunkte bezüglich der Bebauungsstruktur
Die feststellbaren Mängel deuten darauf hin, dass die Studie, auf deren Basis der Bebauungsplan erstellt wurde, sich wohl nicht ausreichend gründlich mit der Problematik der Stadtentwicklung befasst hat. Die Vorgaben des Bebauungsplans legen nahe, dass ihm der Wunsch zugrunde gelegen haben dürfte, aus einer Kleinstadt möglichst rasch eine moderne Stadt entstehen zu lassen, ohne dabei auf den vorhandenen Bestand Rücksicht zu nehmen. Dieser sollte anscheinend eher mit der Zeit völlig zum Verschwinden gebracht werden.
Die Probleme, die durch die heute vorgefundene Stadtstruktur von Kaele entstanden sind (siehe Abschnitt III.4.3. dieser Arbeit), werden sich nur mittels einer gründlichen Studie und eines neuen Bauleitplans lösen lassen. Dabei sind folgende Elemente zu berücksichtigen:
– die vorhandenen traditionellen Strukturen;
– die aktuelle Stadtstruktur;

– der Sanierungsbedarf des Vorhandenen;
– die Bevölkerung und ihre Visionen.

Im Bereich der Parzellierung/Erschließung, auch wenn der Weg durch die Verwaltung bis zum Erhalt einer Besitzurkunde sehr kompliziert und aufwendig ist (Abschn. III.4.4. dieser Arbeit), hat sich die Methode der Parzellierung, wie sie in Kaele und in ganz Kamerun praktiziert wird, dennoch in den Städten der ländlichen Gebiete Nordkameruns insgesamt bewährt.
Die Praxis der Zuteilung eines Grundstücks durch den traditionellen *Chef* des Wohnviertels oder durch die Kommune, neben der Praxis des Grundstückskaufs aus Privatbesitz, ermöglicht jedem Bürger die Möglichkeit auf die Nutzung eines Grundstücks bzw. auf den Zugang zum offiziellen Besitz mit Grundbucheintrag und Urkunde. Auf diese Weise wird eine Entwicklung hin zu einer Marginalisierung bestimmter (besonders armer) Bevölkerungsgruppen, wie dies insbesondere in den Großstädten des Südens von Kamerun (Douala, Yaounde) sowie Lateinamerikas zu beobachten ist, eher vermieden. In dem Fall von Kaele oder dem anderer Kleinstädte in der Region bedeutet die Rolle der traditionellen Verwaltungsorgane in der Parzellierung des Landes noch eine Schutzrolle für die ärmere Bevölkerung der Gegend – dadurch, dass somit noch traditionelle Prinzipien bei der Verteilung der Grundstücke wirken können. Auf längere Sicht jedoch, vor allem durch die zunehmende Ablösung von den traditionellen Regeln, könnte sich der Zugang zum privaten Grundstücksbesitz zunehmend schwieriger gestalten. Um Ungerechtigkeit zu vermeiden, sollten neue Gesetze und Regelungen von der Seite der Regierung und der Bevölkerung gefunden werden, die den Menschen in seiner Region und seinem sozialen Umfeld berücksichtigen.

Andere Probleme entstanden durch die Praxis einer Bebauung, die nichts mit der Realität der ›traditionellen Bebauungsstrukturen‹ zu tun hat. Diese aufgesetzten, ›modernen Bebauungsstrukturen‹ lösten nicht das Problem der Stadtentwicklung, sondern vielmehr schufen sie neue Probleme; sie bedeuten die Destrukturierung des traditionellen Raums wie im Fall von Kaele, wo die traditionelle Architektur zum Verschwinden gebracht wird und für die Zukunft keine Rolle spielen soll, obwohl die Menschen – bei allen soziokulturellen Transformationen (siehe Abschnitt III.2. (Faktoren des Wandels) in dieser Arbeit) – selbst doch nicht so grundlegend ›wandelbar‹ sind, wie ihre Stadt es erfordern würde, d.h. der westlichen Lebensstil hat sich hier nicht wirklich durchgesetzt. Die Menschen in Kaele wie in der ganzen Provinz leben noch viel stärker in ihren traditionellen Kulturen als in der modernen. Dies zeigt sich auch in der funktionierenden Koexistenz der traditionellen Verwaltung und der staatlichen. Versuche zur Anpassung gehen eher auf die Stadtverwaltung zurück – verbunden mit einem gewissen Zwang – vergleichbar mit dem, der auch in der Kolonisation wirkte. Das heißt, eine Veränderung im Bereich der Verwaltung hat noch nicht wirklich stattgefunden, was zu immer wieder zu konflikthaften Situationen geführt hat und weiter führen wird. Im Bereich des Habitat zeigen sich diese Konflikte deutlich am Stadtbild. Kaele wie andere Städte des Landes hinterlässt den Eindruck einer ›provisorisch erbauten Stadt‹. Dies drückt sich auch in der

Sprache ihrer Bewohner aus (siehe Anhang), wo Menschen davon träumen, Geld zu besitzen, um in Zukunft ›modern‹ bauen zu können.
Der Mangel an finanziellen Ressourcen, um Projekte zu verwirklichen, der Mangel an Effektivität sowie die Realitätsferne im politischen Programm und in den konkreten Inhalten des PSUK verweisen deutlich auf eine Krisensituation, und mit Blick auf die Zukunft müssten daraus neue Möglichkeiten erschlossen und neue Wege hin zu einer positiven Entwicklung zu erdacht und zu beschritten werden.
Wenn jetzt, da es noch nicht spät ist (durch die starke kulturelle Verwurzelung der Menschen in Kaele und den anderen ländlichen Regionen des Landes) Prozeduren in Gang gesetzt werden könnten, von der Seite der staatlichen und der traditionellen Verwaltung, zusammen mit allen privaten Organisationen oder Gruppierungen, zu einer Betrachtung des Weges, der bisher zurück gelegt wurde, mit der Perspektive auf die traditionellen Gesellschaften, so könnte dadurch eine ›reflexive‹ Entwicklung (siehe Einführung im Kap. I) angestoßen werden, und zwar in allen Aspekten des Lebens der Menschen; diese Entwicklung wird sich zuvörderst auch im Bereich des Habitat bemerkbar machen.
Die Notwendigkeit hierzu besteht heute mehr denn je, und besonders im Bereich der Stadtplanung und des Wohnungsbaus. Es wären neuerliche Studien im Sinne eines (nationalen) PUD (*Plan d'Urbanisme Directeur*) erforderlich und ebenso eine Neustrukturierung der staatlichen Wohnungsbaupolitik.

Abb. IV.1
Sogenannte soziale Wohnbauten der SIC in Douala (Viertel Bonamusadi). Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. IV.2
Sogenannte soziale Wohnbauten der SIC in Douala (Viertel Bonamusadi). Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. IV.3
Sogenannte soziale Wohnbauten der SIC in Maroua. Quelle: L. Marthaler, 1999

IV. Potenziale für eine kulturreflexive Entwicklung des Habitat in Kamerun

IV.1. Auswirkungen der kamerunischen Wohnungsbau- und Stadtplanungspolitik im städtischen und im ländlichen Raum

IV.1.1. Einführung

Der schnelle Urbanisierungsprozess, der alle Länder der ›Dritten Welt‹ auf problematische Weise kennzeichnet, wurde in seinem Ausmaß und in seinen Auswirkungen in Kamerun in den 70er Jahren deutlich. Es ergab sich für den Staat die dringende Notwendigkeit zum Handeln, und zwar insbesondere zugunsten der beiden größten Städte Douala und Yaounde; dies lässt sich z.B. an den Fünf-Jahres-Plänen belegen[53]: Waren es „[...] im Laufe des 2. 5-Jahresplanes noch 28 % bzw. 26 %, so sah der 3. 5-Jahresplan bereits 29 % bzw. 32 % des sektoralen Budgets für die beiden größten Städte des Landes vor, obwohl in ihnen nur knapp 10 % der Gesamtbevölkerung lebten. Den 75 % der Landbevölkerung wies der 2. 5-Jahresplan nur 7 % der staatlichen bzw. halbstaatlichen Mittel zu.“ Dies änderte sich auch in der weiteren Entwicklung nicht: in der „4. Planungsperiode waren es nur 9 %“ (vgl. Gerull 1986, S. 269).

Diese Disproportionalität im nationalen Haushalt gibt eine Vorstellung von dem Ausmaß, in dem die ländlichen Gebiete von der Staatspolitik vernachlässigt wurden. Kaele bietet auch in dieser Hinsicht ein anschauliches Beispiel: Für diese kleine, ländliche Stadt wurde zur selben Zeit wie für Douala und Yaounde ein Bauleitplan erstellt; in ihm ist die Idee einer Stadtentwicklungsplanung theoretisch dokumentiert. Bis heute jedoch gibt es z.B. keine öffentliche Wasserversorgung in Kaele – ein Hinweis auf die Mitverantwortung der staatlichen Politik an der Unterentwicklung des ländlichen Raumes.

---

[53] Im Einzelnen handelt es sich um folgende Entwicklungspläne: Inhalte der programmatischen Schwerpunkte der ersten 5-Jahrespläne (1961-1981 n. Gerull, S.267-269):

„Entwicklungsplan 1 1948 – 1953 (*p.q. 1*)
Entwicklungsplan 2 1954 – 1959 (*p.q. 2*) [im Orig.: 1944 – 1959]
Erster 5-Jahresplan 1961 – 1965 (*plan quinquennal développement économique et social*)
Zweiter 5-Jahresplan 1966 – 1971
Dritter 5-Jahresplan 1971 – 1976
Vierter 5-Jahresplan 1977 – 1981.“

a) Der Sektor *Urbanisme et Habitat*

„Die Gesamtbetrachtung der Entwicklungspläne-, Sektor ‚Urbanisme et Habitat’ deckt die zunehmende Stadtzentriertheit der offiziellen Wohnungsbaupolitik in erschreckender Weise auf. Die Entwicklungsunterschiede zwischen Stadt und Land werden entgegen besserer Einsicht und gegenteiliger verbaler Äußerungen festgeschrieben [...]. Das verdrängte Problem der rapiden Urbanisierung, im 3. 5–Jahres-Plan als ‚inevitable growth’ und ‚increase of anarchic fashion’ bezeichnet [...], läßt angstvoll immer mehr Mittel in die Ballungszentren fließen“ (ebd., S. 269).

IV.1.2. Maßnahmen des Ministeriums für Stadtplanung und Wohnungswesen

Im Jahr 1960 wurde das Ministerium für Ausrüstung, Wohnungsbau und Länderei (*Ministère de l'Equipement, de l'Habitat et des Domaines)* zum Ministerium für Stadtplanung und Wohnungsbau (*Ministère de l'Urbanisme et de l'Habitat*); so heißt das Ministerium auch gegenwärtig. Es ist für Stadt- und Regionalentwicklung zuständig und hat seinen Sitz in der Hauptstadt Yaounde; in jeder der zehn Provinzhauptstädten des Landes gibt es eine Provinzdelegation, die das Ministerium repräsentiert und deren Aufgabe es ist**,** die Stadtplanungs- und Wohnungsbaupolitik auf der Ebene der Provinz zu koordinieren und nationale Programme umzusetzen.
In Maroua besteht die entsprechende *Délégation* für die Provinz *Extrême Nord*; ihr untergeordnet sind 6 Delegationen auf der *Départements*-Ebene. Die *Délégation* für das *Département* Mayo Kani, dessen Hauptstadt Kaele im Fokus der Felduntersuchung lag, war bis 1998 noch in Maroua, obwohl Kaele schon im Jahre 1981 Hauptstadt des *Départements* geworden war: Im Juli 1998 wurde die *Délégation Départementale* eingerichtet[54]. Es untersteht der Leitung des *Délégué Départemental.*
Auswirkungen der Arbeit der *Délégation* sind jedoch hauptsächlich in der Hauptstadt des *Départements* selbst und dann noch bis auf die Ebene der *Arrondissements* zu spüren; bis auf Distriktsebene und in die Dörfer dringt die staatliche Wohnungsbau- und Stadtplanungspolitik nicht vor. Hier sind die traditionellen Einflüsse insgesamt doch stärker. Die Wohnungsbaupolitik konzentriert sich in ihrer Wirksamkeit also auch räumlich um die entsprechenden Organe, sie nimmt schrittweise von Ebene zu Ebene ab.
Dagegen könnte man sagen, die ›traditionelle Wohnungsbaupolitik‹ nimmt in ihrer Wirkung entgegengesetzt proportional zu: Von der Ebene der Dörfer bis zum beinahe vollständigen Verlust ihrer Wirksamkeit in den Städten. In einem gewissen Maße kann somit die traditionelle Struktur einen ausgleichenden Faktor im Verhältnis zwischen Stadt und Region darstellen.

IV.1.3. Institutionen und Agenten der staatlichen Stadtplanungs- und Wohnungsbaupolitik

Folgende Institutionen wurden als offizielle Agenturen mit spezifischen Programmen eingesetzt: (a) MATEUR, (b) SIC und (c) CFC.

(a) MAETUR (Mission d'Aménagement et d'Équipement des Terres Urbaines et Ruraux)
Sie wurde im Jahr 1977 gegründet als autonome (d.h. mit eigenen Verwaltungsstrukturen ausgestattete) öffentliche Organisation mit Sitz in Yaounde. Sie ist dem Ministerium für

[54] Dekret Nr. 98/149 Art. 63 vom 24. Juli 1998, Quelle: eigene Erhebung im Juli und August 1999; die Informationen stammen aus der *Délégation* für Stadtentwicklung und Wohnbau in Kaele

Wohnungsbau und Stadtplanung (*Ministère d'Urbanisme et de l'Habitat*) angegliedert (vgl. Gerull 1986, S. 273).
Obwohl ihre Hauptaufgabe in der „Planung. [...], der Durchführung und der Finanzierung von Geländeerschließungsmaßnahmen für den Wohnungsbau niedrigen wie gehobenen Standards" (ebd.) besteht, gibt es nur in Douala, Yaounde und Garoua bis heute realisierte Projekte dieser Organisation, nicht jedoch in der Provinz *Extrême Nord* oder anderen Teilen des Landes.
Die finanziellen Mittel für diese Organisation bestehen in subventionierten Krediten, die von der Bank *Crédit foncier du Cameroun* (C.F.C.) bereitgestellt werden (vgl. ebd.).

(b) SIC (Société Immobilière du Cameroun)
Sie wurde im Jahr 1952 gegründet und ist noch bis heute die einzige nationale Institution, die sich mit sozialem Wohnungsbau in den Städten befasst (*Logements Sociaux*); zu Beginn war die SIC dem Ministerium für Stadtplanung und Wohnungsbau angegliedert. Seit 1999 ist sie dem im selben Jahr gegründeten Ministerium für die Stadt (*Ministère de la Ville*) unterstellt (vgl. SIC Garoua-Maroua 1999).
Die Finanzierung der SIC erfolgt über die Bank CFC (*Crédit foncier du Cameroun*), und die erforderlichen erschlossenen Grundstücke werden vom Staat über die MATEUR (s.o.) bzw. von den Kommunen kostenlos zur Verfügung gestellt (vgl. Gerull 1986, S. 275). Das Verwaltungszentrum der SIC befindet sich in Yaounde, ein weiterer wichtiger Standort ist in Douala. Auch in Garoua und Maroua ist die SIC präsent.
Die SIC in der Provinz Extrême Nord
Die einzige Stadt in dieser Provinz, in der die SIC Wohnhäuser gebaut hat, ist Maroua, die Provinzhauptstadt: Im Jahr 1987 hat die Gesellschaft hier eine Wohnsiedlung mit 102 Wohneinheiten im Zentrum der Stadt gebaut (vgl. SIC Garoua/Maroua 1999).
Die Wohnungen der SIC werden in erster Linie an Beamte und Angestellte vermietet, aber auch an Unternehmer und Händler, die feste monatliche Einkünfte vorweisen können. Die Wohnungen können von den Bewohnern auch gekauft werden.
Obwohl das Ziel der SIC ist, Sozialbauten zu errichten und dann zu vermieten oder zu verkaufen, ist es eine Tatsache, dass Menschen mit geringen Einkünften nicht zur Zielgruppe gehören. Die Bewohner der SIC-Bauten gehören zumeist zur Mittel- oder Oberschicht. Für die Armen, Bauern und Arbeitslosen gibt es kein auf sie abgestimmtes Projekt – sie passen nicht in das marktwirtschaftliche Bedingungsgefüge, innerhalb dessen eine Gesellschaft wie die SIC profitabel arbeiten muss; dies gilt ebenso für andere Bauagenturen und Banken. So erklärt sich auch, weshalb die SIC im ländlichen Raum nicht aktiv ist.

(c) CFC (Crédit Foncier du Cameroun)
Es handelt sich um eine Hypothekenbank mit einem Kapital von 6 Mrd. F.CFA (1984) und wurde 1977 vom Staat als „Schlüsselorganisation zur finanziellen Absicherung" seiner Wohnungsbaupolitik gegründet (Gerull 1986, S. 277). Sie ist dem Ministerium für Wirtschaft und Finanzen unterstellt, ihr Hauptsitz ist in Yaounde, und seit 1984 gibt es Niederlassungen in allen 10 Provinzhauptstädten des Landes (vgl. CFC 1997).

Die Untersuchung der Ziele, Aufgaben, und Aktivitäten dieser Organisation bietet uns einen konkreten Einblick in die nationale Wohnungsbaupolitik Kameruns (siehe Anhang).
Finanzielle Basis (vgl. CFC 1997, S. 4f und 29)
Die Finanzierung der CFC erfolgt an erster Stelle durch den Staat mit 70 % der allgemeinen Grundsteuer; die finanzielle Basis der Bank besteht andererseits aus Beiträgen aller steuerpflichtigen Arbeitnehmer, Beamten, und Angestellten; insgesamt 3,5 % des Gesamtvolumens an Löhnen und Gehältern stellen den Beitrag dar. Der Beitrag wird vom Lohn abgezogen und durch die Staatskasse an die CFC weitergeleitet.
Weiter werden Anleihen gemacht, und zwar auf nationaler Ebene bei der CNPS (*Caisse Nationale de Prévoyance Sociale*) mit 20 %, der CNR (*Caisse Nationale de Réassurance*) (5 %), sowie auf internationaler Ebene (5 %) bei der Weltbank, Shelter Afrique, BDEAC (*Banque de Développement des États de l'Afrique Centrale*).

IV.1.4. Schlussfolgerung

Die Dienste der CFC – Schlüsselelement der staatlichen Wohnungsbaupolitik –, die teilweise von kamerunischen Angestellten und Beamten finanziert wird, kommen hauptsächlich auch wieder diesen Beitragszahlern zugute. Sie stellen nur einen geringen Teil (10 %) der kamerunischen Bevölkerung dar, und sie konzentrieren sich in den Metropolen Douala und Yaounde sowie den Provinzhauptstädten. Das heißt wiederum, dass die staatliche Wohnungsbaupolitik von Grund auf die Landbevölkerung ausgeschlossen hat, obwohl diese zum Zeitpunkt der Gründung des CFC (1977 – vgl. CFC 1997, S. 8) mindestens 80 % der Gesamtbevölkerung stellte[55]. Ausschlusskriterium war die Frage des Lohns.
Damit ist der Landbevölkerung jede Unterstützung von der Seite des Staates und von halbstaatlichen Organisationen in Bezug auf den Wohnungsbau verwehrt.
Die Finanzierung, die die CFC für kommunale Projekte seit 1984 bereitstellte, konzentrierte sich auf die Provinzhauptstädte; je weiter man also den Blick in ländliche Gebiete lenkt, umso weniger lassen sich öffentlich geförderte Baumaßnahmen finden. So besteht die einzige Hoffnung auf Unterstützung im Aufbau von Infrastrukturmaßnahmen für die Landbevölkerung in privaten Initiativen, die aus einzelnen Bewohnern der Region bestehen können, die eine Art ›Entwicklungskomitee‹ (*Comité de Développement*) bilden, oder auch kirchliche Initiativen oder Projekte von nationalen oder internationalen NROs, die in den letzten Jahrzehnten insgesamt an Bedeutung gewonnen haben.
Ein wichtiger Faktor zukünftiger nationaler Wohnungsbaupolitik müsste jedoch sein, die Anstrengungen auf die Regionalentwicklung zu konzentrieren; auf diese Weise sollten die Bewohner der ländlichen Gebiete die Möglichkeit erhalten, ihre Lebensbedingungen etwas zu

[55] Tetu Acha 1986, S. 22 „[...] Ungefähr 57 % der Gesamtbevölkerung ist wirtschaftlich aktiv, d.h. 15-65 Jahre. 80 % davon arbeiten in der Landwirtschaft [...]. 30 % der in einer abhängigen Beschäftigung arbeitenden sind im Öffentlichen Dienst tätig [...]."

verbessern. Gleichzeitig würde so ein Raum von Möglichkeiten zur Entwicklung sowohl ländlicher als auch städtischer Gebiete geschaffen.
Kann man heute in Kamerun auch noch nicht von einer Explosion der Stadtbevölkerung sprechen, wie dies seit langem für südamerikanische Länder zutrifft, so liegt das sicherlich nicht an der Stadtplanungs- und Wohnungsbaupolitik – die sich seit 1961 übrigens deutlich auf das südamerikanische Muster bezieht[56] – vielmehr dürfte der Grund eher im immer noch starken Einfluss der regionalen Traditionen liegen; diese konnten in einer Art Koexistenz die Epoche der Kolonisation überstehen, und die Mehrheit der Bevölkerung ist im ländlichen Raum geblieben. Die Wanderungsbewegungen finden nicht nur in Richtung der beiden wichtigsten Städte des Landes (Douala, Yaounde) statt, sondern eher auch in Richtung der kleinen regionalen Zentren in den Provinzen.

Einwohnerzahlen wichtiger Städte Kameruns aus dem Jahr 1987 (Quelle: U.S. Department of State/Bureau of African Affairs 1999)[57]:

Name	Einwohner ca.	Anmerkungen
Douala	1.400.000	Wirtschaftliche Hauptstadt
Yaounde	900.000	Politische Hauptstadt
Garoua	170.000	Provinzhauptstadt
Maroua	150.000	Provinzhauptstadt
Bafoussam	140.000	Provinzhauptstadt
Bamenda	130.000	Provinzhauptstadt
Nkongsamba	110.000	*Départements*-Hauptstadt
Ngaoundere	100.000	Provinzhauptstadt

Die aktuelle Verteilung der Bevölkerung in Kamerun deutet auf das Bestehen eines gewissen regionalen Gleichgewichts hin, obwohl insgesamt doch eine starke Tendenz zum Zentralismus festzustellen ist, in dem die politischen und wirtschaftlichen Zentren der Macht Douala und Yaounde darstellen. Dem gegenüber steht ein hoher Anteil der Landbevölkerung an der Gesamtpopulation. Außerdem ist das Leben in regionalen Städten – wie z.B. Kaele – noch stark ländlich geprägt. Dennoch – wenn die Entwicklung der Städte im selben Maße fortschreitet wie heute und die Wohnungsbaupolitik in ihrer aktuellen Programmatik verharrt, so sind die Explosion der Städte und die Entvölkerung der ländlichen Gebiete unaufhaltsam.
Eine angepasste Wohnungsbaupolitik und eine gezielte Förderung regionaler Strukturen bleibt unbedingt zu empfehlen; ihre Aufgabenstellung sollte zuvörderst den Aufbau von dezentralen

[56] „Der Leiter der städtischen Bauabteilung José Torres, ein gebürtiger spanischer Architekt, kam erst 1961, also kurz nach der Unabhängigkeit Kameruns, nach Yaounde. Aufgrund seines kulturellen Hintergrundes orientierten sich seine Planungsvorstellungen in erste Linie an südamerikanischen Lösungsansätzen und Erfahrungen“ (vgl. Gerull 1986, S.281)
[57] http://www.state.gov/www/background_notes/cameroon_9912_bgn.html (Zugriff am 22.5.2003)

Entwicklungsagenturen im ländlichen Raum beinhalten, die einerseits die Besonderheiten des ländlichen Raumes und der entsprechenden Region berücksichtigen und stärken, andererseits den Versuch unternehmen müssten, ›städtische‹ Strukturen für und mit gerade den am meisten benachteiligten Bevölkerungsgruppen aufzubauen.
Dafür wären jedoch zuerst dringend angepasste Studien erforderlich.

Tabelle: Die Entwicklung der städtischen und ländlichen Bevölkerung Kameruns im Vergleich; Stand: 1993, Prognose bis zum Jahr 2000 (*République du Cameroun/Ministère du Plan et de l'Aménagement du Territoire*, 1993)

Jahr	Stadtbevölkerung [in Tausend]	Landbevölkerung [in Tausend]	Verstädterungsgrad [in %]
1988	4.215	6.672	38,7
1989	4.440	6.762	39,6
1990	4.677	6.853	40,6
1991	4.922	6.938	41,5
1992	5.176	7.019	42,2
1993	5.441	7.099	43,4
1994	5.722	7.181	44,3
1995	6.015	7.262	45,3
1996	6.319	7.339	46,3
1997	6.633	7.441	47,2
1998	6.960	7.479	48,8
1999	7.307	7.552	49,2
2000	7.668	7.624	50,1

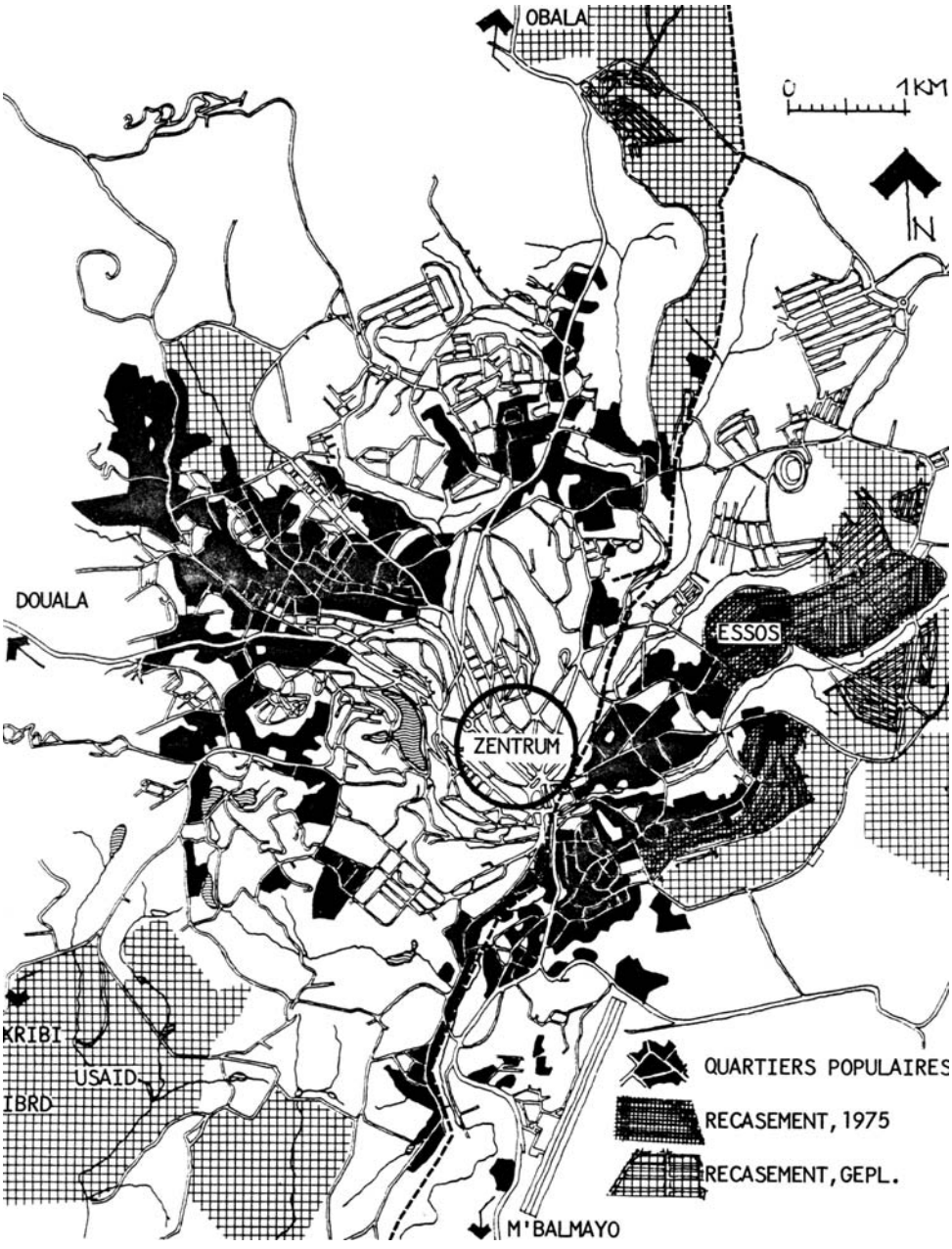


Abb. IV.4
Elendsviertel *(quartiers populaires)* im Zentrum von Yaounde; im Jahre 1975 schon stark entwickelt. Quelle: B. Gerull 1986, S. 182

IV.2. Die neue Strategie der kamerunischen Wohnungsbaupolitik – Ein neuer Weg in der Entwicklung des Habitat?

IV.2.1. Einführung

Mit der wirtschaftlichen Krise, in der das Land sich seit Anfang der 80er Jahre befindet, wurde erstmals auch für die kamerunische Regierung offensichtlich, dass die bis zu diesem Zeitpunkt in den Städten verfolgte Wohnungsbaupolitik ihre Ziele verfehlt hat.
Im Einzelnen zeigte sich dies
„ – an der veralteten Technik, die eingesetzt wurde;
– am Mangel an qualifiziertem Personal;
– an der Unfähigkeit der Unternehmen, die Nachfrage sowohl quantitativ als auch qualitativ zu befriedigen;
– an der Schwäche des Banksystems und dem Mangel an funktionstüchtigen Finanzkreisläufen im Immobilienbereich;
– an den hohen Transport- und Energiekosten“[58].

Die Regierung beschloss angesichts der Resultate aus der Analyse, dass die Produktion der Baumaterialien auf dem Niveau handwerklicher Fertigung verbleiben solle und trug so dazu bei, dass die Diskrepanz zwischen Angebot und Nachfrage sich weiter vergrößerte.
In der Folge entwickelte die Bevölkerung ihre eigene Bauweise und unterschritt dabei meist jegliche Minimalnormen bezüglich Qualität und Sicherheit (vgl. ebd.).
Die allgemeine Situation spitzte sich dann so zu, dass die kamerunischen Behörden nach einer Intervention durch die Vereinten Nationen (UNDP – *PNUD*) Maßnahmen ergriffen, um den Wohnbausektor zu verbessern (vgl. ebd.).
Allerdings war die schwierige Situation nicht unmittelbare Folge der Wirtschaftskrise, die in den 80er Jahren einsetzte, sondern sie hat ihre Anfänge schon 30 Jahre eher. Dies wird deutlich, betrachtet man die Städte Douala und Yaounde, die stärker als alle anderen Städte des Landes von der bisherigen Programmen der Wohnungspolitik profitiert hatten: die Wohnviertel ohne Infrastruktur (oder: unkontrolliert bebaute Flächen – Elendsviertel oder *quartiers populaires*) waren schon vor dieser Periode sehr verbreitet. Die Bewohner dieser Viertel haben die hybride Bauweise entwickelt, die auch Minimalanforderungen an Qualität und Sicherheit nicht erfüllen kann.

Während der Wirtschaftskrise trat dann die Situation ein, dass die mittleren und reichen Bevölkerungsschichten von den Auswirkungen der Krise auch selbst betroffen waren; die allgemeine Senkung des Lohnniveaus und damit der Lebensqualität sowie die sich beschleunigende Inflation im Land führten dazu, dass Maßnahmen ergriffen wurden, um die Lage im

[58] Vgl. PNUD: Dossier CMR/98/008 99/1-0382. Yaounde: 17. Mai 1999, S.2

Wohnungsbau und auf dem Wohnungsmarkt zu ändern.
Jedoch: Das Problem der Baumaterialien hätte schon zu Beginn der 60er Jahre angegangen werden müssen. Die Stadtverwaltungen und die Entwicklungsexperten hatten nichts für Förderung und Verbesserung der lokalen Baumaterialien getan – sie sind aber in Wirklichkeit der Akteur, der das Bewusstsein der Menschen mit den Ideen des Bauens ›fester Häuser‹ und der Betonhohlblockziegel ›impfte‹. Dennoch: die Krise erfordert den Beginn einer Änderung der Mentalität bezüglich des Habitat.

Neue Studien wurden durchgeführt und neue Gesetze und Verordnungen wurden erlassen. Damit wurde den Unternehmen des Wohnungsbaus ein weiteres Aktionsfeld eröffnet: Der Kreis möglicher Kunden wurde erweitert, sie bekamen Zugang zum privaten Markt und der Einsatz neuer Produkte wurde gefördert (vgl. PNUD, Dossier CMR/98/008. 1999, S. 2).
Ein neuer Codex zur Förderung von Investitionen wurde festgelegt:

- „Investitionen sollen gefördert werden – mittels Erleichterungen bei Zöllen und Steuern für Unternehmen, die durch Nutzung natürlicher, lokaler Materialien Alternativen zu Importgütern entwickeln und die einheimisches Personal anstellen und ausbilden“ (ebd.). Hier zeigt sich ein deutlicher Widerspruch zum erklärten Ziel der Förderung lokaler Baumaterialien, insbesondere in der Frage der Importzölle.
- Kleine und mittlere Unternehmen sollten gefördert werden – durch Unterstützung von Unternehmen bei der Vorbereitung ihrer Projekte und bei der Erschließung von Finanzierungsmöglichkeiten durch die CCEY-CA[59]. „Die Aktionen dieser Institution kamen ins Stocken, da es sich als schwierig erwies, diese schon vorhandenen Kreditinstitute wirksamer zu machen, aufgrund des Mangels oder der nicht hinreichenden finanziellen Sicherheiten, die die örtlichen Investoren aufweisen konnten“ (ebd.).
- „Auf dem Gebiet der Forschung wurden durch die ENSP (*École Nationale Supérieure Polytechnique*) Versuche durchgeführt, die zum Ziel hatten, verschiedene Materialien zu verbessern (Ziegel, Holz, Puzzolanerde usw.); die Ergebnisse sollten als Technologietransfer den Unternehmen zugänglich gemacht werden“ (ebd.).
- Die Förderung lokaler Baumaterialien – 1985 schuf die Regierung hierfür ein eigenes Ressort (*Service chargé de la Promotion des Matériaux Locaux* – SPML) im Ministerium für Stadtplanung und Wohnungsbau (MINUH), genauer in der *Direction de l'Architecture et de l'Habitat*. Im Jahr 1990 wurde im Ministerium für Forschung und Technik (MINREST) eine *Mission de la Promotion des Matériaux Locaux* (MIPROMALO) eingerichtet.

  Auftrag der ersten Institution war es, „[...] Informationen zu verschiedenen Materialien und ihrem Einsatz zu erarbeiten und zu verbreiten. Die zweite sollte mittels wissenschaftlicher Forschung den Einsatz lokaler Baumaterialien aufzuwerten; so sollten die Kosten für den Bau staatlicher Objekte verringert werden“ (vgl. ebd.).

[59] Centre de Création des Entreprises de Yaounde – Conseil Associé.

Im Einzelnen sind die Aufgaben dieser staatlichen Strukturen wie folgt festgelegt:

(a) Service de Promotion des Matériaux locaux (SPML)
„ – den Einsatz (lokaler) Baumaterialien zu überprüfen und zu fördern
– besagte Materialien auszuprobieren
– Versuchs- und Musterobjekte zu errichten
– die Preise für diese Materialien zu studieren und zu standardisieren
– Forschungsunternehmen zum Wohnbau zu begleiten
– mit institutionellen und privaten Akteuren auf dem Gebiet der Produktion von Baustoffen zusammenzuarbeiten“ (ebd., S. 3).

(b) Mission de Promotion des Matériaux Locaux (MIPROMALO)
„ – den Einsatz lokaler Baumaterialien aufzuwerten; so sollten die Kosten für den Bau staatlicher Objekte verringert werden
– Ablagerungen von Rohstoffen zu lokalisieren und zu erforschen:
die Möglichkeit ihrer Erschließung zu bestimmen
die technischen Möglichkeiten ihrer Ausbeutung zu erforschen
– die lokalen Baustoffe zu verarbeiten und einzusetzen
– die lokalen Baustoffe bekannt zu machen und zu verbreiten: bei der Bevölkerung und bei den Akteuren der nationalen Wirtschaft
– experimentelle Baustellen und Produktionsstätten zu schaffen und zu organisieren
– zum Lehmbau auszubilden, mittels spezieller Berufsausbildungen an öffentlichen und privaten Einrichtungen, sowie an experimentellen Baustellen
– kleine und mittlere Unternehmen technisch zu unterstützen: die Produzenten lokaler Baustoffe und die kleinen und mittleren Bauunternehmen, die sich auf Bauten zu geringen Kosten spezialisiert haben
– das lokale architektonische Erbe in die Planung und Bau öffentlicher Gebäude einfließen zu lassen [...], in Zusammenarbeit mit der *Direction des Grands Travaux* (DGTG)“ (ebd.).

IV.2.2. Die neue Strategie in Kamerun seit den 80er Jahren

Mit dem neuen Bewusstsein über den Nutzen einer Förderung der lokalen Baustoffe „[...] wurde der Regierung klar, dass die lokalen Rohstoffe[60] für Baumaterialien wie Lehm, Kaolin, Kalk, Puzzolan, Naturstein, Holz usw. im Land weiterverarbeitet werden und importierte Baustoffe ersetzen könnten“ (PNUD, Dossier CMR/98/008. 1999, S. 4).

[60] Diese Rohstoffe sind tatsächlich auch die traditionellen Baustoffe; es gibt daher zu denken, dass dieser Zusammenhang im Papier der Regierung keine Beachtung fand. Dies kann als Hinweis betrachtet werden, dass der Aspekt der Tradition in den auf einen Modernisierungsbegriff festgelegten Plänen der Regierung keinen Platz hat.

Die Strategie der Förderung preiswerten Wohnraums, die die Regierung verfolgt, folgt verschiedenen Linien:

„ – die Verarbeitung vor Ort verfügbarer Rohstoffe als Ersatz für importierte Materialien
– die Förderung angepasster Technologien mit niedrigem Energieverbrauch, die von den Handwerkern bedient werden können
– die Förderung kleiner und mittlerer Betriebe, die eine Neigung zeigen, lokale Baustoffe einzusetzen und aufzuwerten
– ein Gutachten zu erstellen, welches auf nationaler Ebene die Qualifizierung von Handwerkern und von Ausbildern zum Gegenstand hat
– die Erweiterung des industriellen Systems um einen Sektor der Baustoffproduktion
– die Verwertung bereits gemachter Erfahrungen anderer Länder mittels der Hilfe der Internationalen Kooperation.“[61]

Umgesetzt werden sollten diese Strategien in 4 Projekten, die schon früher gestartet waren und noch liefen.

Drei Projekte[62], die dazu hinführten, die lokalen Baustoffe aufzuwerten, wurden in Kooperation vom Ministerium für Städteplanung und Wohnungsbau (MINUH) und der Organisation der Vereinten Nationen für industrielle Entwicklung (ONUDI) durchgeführt. Es handelt sich um folgende Projekte:

– DP/CMR/86/020: „Stärkung von Produktion und Verwendung lokaler Baustoffe“[63], finanziert durch das PNUD (UNDP) und durchgeführt von der ONUDI.
– US/RAF/91/024: „Förderung Investitionen in den Sektor der Baustoffproduktion“, finanziert und durchgeführt von der ONUDI im Rahmen des Betrags der französischen Regierung zum Fonds für Industrielle Entwicklung (FDI – *Fond du Développement Industriel*) der ONUDI (*Organisation des Nations Unies pour le Développement Industriel*).
– DP/CMR/93/009: „Sofortprogramm für die Förderung kleiner und mittlerer Unternehmen in Kamerun, im Sektor der Baustoffproduktion/BTP“, finanziert durch PNUD, durchgeführt von der ONUDI.

„Diese Projekte trugen zur Entwicklung des Bereichs Lehmziegel, Dachziegel aus Fibro-Zement und aus Lehm bei. Eine Förderung der Entwicklung des Bereichs der Dachziegel (Fibro-Zement, Lehm, keramisches Material) wurde auf den Weg gebracht und scheint sich gut zu entwickeln“ (ebd., S. 5).

„Die Lehmziegel, die durch das Internationale Zentrum für Lehmbau (*CRATERRE – Centre*

[61] siehe Zusammenfassung/Anmerkung zu den Projekten
[62] vgl. PNUD, Dossier CMR./98/008, 1999 S. 4.
[63] die Förderer trugen zur Schaffung von 34 Arbeitsplätzen bei; CRATerre übernahm die Ausbildung von 28 Handwerkern und 4 Technikern zweier Betriebe, sowie von 5 nationalen Führungskräften in der Produktion und Verwendung der stabilisierten Lehmziegel (BTS – *briques de terre stabilisée*); 6 Wohnhäuser wurden in Zusammenarbeit mit der Kamerunischen Immobiliengesellschaft (SIC – *Société Immobilière Camerounaise*) im Viertel Cité Verte in Yaounde errichtet (vgl. PNUD, Dossier CMR./98/008, 1999 S. 6).

International de la Construction en Terre) und die ENPS (*Ecole Nationale Supérieure Polytechnique*) gefördert wurden, finden allgemein größeres Interesse; Grund hierfür waren die rasche Aneignung der Technologie, der Verfügbarkeit des Rohstoffs und des niedrigen Preises des Materials (insbesondere BTP). Damit ist deutlich geworden, dass der Lehmziegel eine glaubwürdige Alternative zu den klassischen Materialien darstellt“ (ebd.) – wie z.B. den Betonhohlblockziegeln.

Dieser Bereich erfährt gegenwärtig eine nicht zu vernachlässigende Expansion, und zahlreiche Förderer engagieren sich in diesem zukunftsträchtigen Sektor.
Eine vorrangige Aufgabe des MINUH – innerhalb seiner Politik der Förderung preiswerten Wohnraums – besteht in der Stärkung des Sektors der lokalen Baustoffe. Fördernde Maßnahmen sollen ergriffen werden, Gesetze sollen geschaffen, eine angepasste Normierung eingeführt, Ausbildungsmöglichkeiten geschaffen und landesweit sollen innovative, angepasste Technologien eingeführt werden (vgl. ebd.).

– US/RAF/91/024 (Normierung)
  „Die Anerkennung der BTS als regulärer Baustoff im selben Sinne wie andere Materialien (Beton, Betonhohlblockziegel usw.) war zu einem wichtigen Anliegen geworden; daher wurde ein Norm-Projekt ausgearbeitet, unter Zusammenarbeit von CRATERRE, ENSP, MINUH, MINDIC (*Ministère du Développement Industriel et du Commerce*), und 1992 wurde das Resultat dem MINDIC zur Veröffentlichung übergeben“ (ebd., S. 6).

Projekte ab 1993 (vgl. ebd., S. 6-9)

– DP/CMR/93/009
  Dieses Projekt „Teilsektor Baustoffe BTP“ (*Bâtiment et Travaux Publics*) entstand im Rahmen des Sofortprogramms zur Förderung der kleinen und mittleren Betriebe in Kamerun; es zielt darauf ab, „[...] maßgeblich die kleinen und mittleren Betriebe zu fördern, die in der Bauindustrie lokale Materialien produzieren oder verwenden; die kleinen und mittleren Betriebe im Marktsegment Bau zu stärken und die Zusammenarbeit öffentlicher und privater Institutionen mit den kleinen und mittleren Betrieben im Sektor beim Bau preiswerten Wohnraums und von Gebäuden öffentlichen Nutzens zu fördern“ (ebd., S. 6).

Erzielte Ergebnisse (vgl. ebd.):

– „[...] bezüglich der Ausbildung: es wurden 4 Seminare von Ausbildern (Multiplikatoren) gemeinsam von MINUH und ONUDI durchgeführt; so wurden ca. 50 Personen ausgebildet in den Bereichen Lehm, Holz, Ziegel und gebrannte Materialien“ (Ziegelstein, Dachziegel)
– „[...] im Bereich der Forschung: in unterschiedlichen Regionen des Landes wurden Versuche durchgeführt, 3 Unternehmen wurden dank des Projekts gegründet“ (ebd.);
– „[...] allein bei diesen konnten die beiden Flügel (Ausbildung und Forschung) des Projekts

das Ziel der Verbreitung nicht erreichen“ (ebd.). Eine unvoreingenommene, objektive Evaluation könnte die Hindernisse, die sich bei der Durchführung des Projektes zeigten, benennen.

In jüngerer Zeit wurde ein Projekt als Teil einer neuen Strategie zur Förderung lokaler Baustoffe durchgeführt. Dieses Projekt sollte dazu dienen, die Fortschritte aus den früheren Projekten zu verfestigen. „Mit dem Aktionsprogramm sollten Baumaßnahmen zur Verbesserung der Infrastruktur und öffentlicher sozialer Einrichtungen sowie der Bau einer begrenzten Zahl von Sozialwohnungen durchgeführt werden. Umgesetzt wurden diese Maßnahmen gemeinsam von den Institutionen der Bauförderung (SIC, CFC, MATEUR), privaten Förderern, Kooperativen und anderen Vereinigungen“ (ebd., S. 10).

Einige Elemente der Öffentlichkeitsarbeit:

(a) Konzepte zur medialen Verbreitung der Idee der lokalen Baustoffe (vgl. ebd., S. 20/21):

Ein Ziel ist die positive Einstellung der Bevölkerung gegenüber den lokalen Baustoffen dies beinhaltet einerseits, „aus ihr die gedankliche Verbindung ‚lokale Baustoffe heißt nicht solides Haus‘ auszutreiben, andererseits ihr einzuprägen, welche wirtschaftlichen Vorteile der Gebrauch lokaler Baustoffe mit sich bringt. Daher ist es wichtig, dass unter Mitwirkung von Spezialisten der Kommunikation eine Werbekampagne gestartet wird, in der folgendes hervorgehoben wird:

– die Widerstandsfähigkeit der lokalen Materialien
– ihr Komfort
– ihre Dauerhaftigkeit
– ihre geringen Kosten usw.“ (ebd.).

(b) Wahl der Kommunikationsmittel (vgl. ebd., S. 21)

„Das Projekt sollte die klassischen Medien nutzen (Radio, Fernsehen, Presse); den Produkten und den kleinen und mittleren Betrieben, die lokale Materialien nutzen angepasste Werbeaktionen können ebenfalls ins Auge gefasst werden“ (ebd., S. 20/21).

Nutznießer des Projekts (*Projet de Vulgarisation des Matériaux locaux écologiquement durables*)/*Zielgruppe**:***

(a) Organisationen

Die nationalen Partnerorganisationen wie die SIC, CFC, MATEUR, „[...] die im Bereich der Bauförderung tätig sind, um so auf die bisher nicht befriedigte Nachfrage nach preiswerten Sozialwohnungen und preiswerter Grundstücksbewirtschaftung ansatzweise zu reagieren“ (PNUD, Dossier CMR/98/008. 1999, S. 11).

(b) Der private Sektor

– „die kleinen und mittleren Betriebe: ausgewählte Mitarbeiter solcher Betriebe sollten in diesem Rahmen die Möglichkeit zu einer Aus- oder Fortbildung in der Produktion, Anwendung und des Management erhalten“ (ebd.).
– Förderer im Immobilienbereich: „Das Gesetz 97/003 vom 10. Januar 1997 zur Bauförderung regelt und liberalisiert diesen Bereich. Es könnte sich eine Partnerschaft zwischen den Förderern und dem Zentrum für Unternehmensgründungen in Yaounde (CCE-CA)

bzw. auch anderen Organisationen bilden, um die Betriebe beim Antrag auf Vorinvestitionen zu unterstützen: bei der Suche nach Finanzierungsmöglichkeiten und bei der Ausbildung der Mitarbeiter. Die Projektmitarbeiter sollten bei der Definition von Vorhaben zur Investition, bei der Auswahl von Produkten mit Vermarktungschancen im nationalen Bereich, bei der Erforschung angepasster Technologien, bei der Suche nach Partnern im technischen und finanziellen Bereich und bei der Finanzplanung der Projekte mitwirken“ (ebd.).

– Forschungsinstitute und Architekturbüros: „Diese sollen in die Lage versetzt werden, Bauten zu niederen Kosten aus lokalen Materialien angepasst zu konzipieren“ (ebd.).
– Architekten und Bauingenieure: „Geeignete Diplom-Architekten und Bauingenieure sollen als nationale Experten gewonnen und bei der Begleitung der Projekte in den Provinzen eingesetzt werden“ (ebd.).

(c) Der öffentliche Sektor

„Mit der Beherrschung der Kostenkalkulation kann die öffentliche Hand sich ohne Risiko von Preisschwankungen in einem bestimmten Zeitraum bei der Planung für den Bau staatlicher Gebäude – in den Ministerien, die ein oder mehrere Bauvorhaben anstreben – engagieren“ (ebd.).

Verbreitung der Baustoffe: (vgl. ebd., S. 20/21)

Um das Ziel der Verbreitung der lokalen Baustoffe zu erreichen, stehen folgende Mittel zur Verfügung:

– Aus- und Fortbildung (Seminare, Praktika für Techniker)
– Information für Techniker, Verbraucher und Verantwortliche über den Stand der technischen Entwicklung und die aktuellen Erfahrungen auf nationaler Ebene (mittels Zeitungen, Zeitschriften, Radio, Presse und Fernsehen)
– die Normierung der Materialien.

Maßnahmen in der Kampagne zur Verbreitung lokaler Baustoffe (Quelle: PNUD: Dossier CMR/98/008. 1999, S. 21):

Nr.	Art der Maßnahme	Verantwortliche
1	Erstellung von Dokumentationsmaterial, das die Vorzüge lokaler Baustoffe hervorhebt	ONUDI, MINUH, MIPROMALO
2	Sicherstellung der Verbreitung dieser Dokumentationen bei den nationalen Medien	ONUDI, MINUH, MIPROMALO
3	Erstellung von Faltblättern, technischen Anleitungen und Plakaten, die zur Verwendung lokaler Baustoffe ermuntern	ONUDI, MINUH, MIPROMALO
4	Die Ausstattung verschiedener Stellen mit o.g. Dokumenten: die technischen Sekundarschulen, Forschungseinrichtungen und Architekturbüros, Institutionen der Bauförderung, die technischen Abteilungen der Ministerien, Förderer des Immobilienbaus, kleine und mittlere Betriebe des Baugewerbes	ONUDI, MINUH, MIPROMALO

Maßnahmen in der Kampagne zur Verbreitung lokaler Baustoffe und zur Förderung der kleinen und mittleren Betriebe durch Kooperationsvereinbarungen (Quelle: PNUD: Dossier CMR/98/008. 1999, S. 22):

Nr.	Art der Maßnahme	Verantwortliche
1	Zusammenführung der Förderer der betroffenen Akteure des Immobilienbaus und des Engagements, das zur Umsetzung der angestrebten Bauprogramme nötig ist, und Ausarbeitung von Konsenspapieren der beteiligten Akteure	ONUDI/MINUH
2	Identifizierung und Auswahl von Zielprojekten für preiswerten Wohnraum und Gebäude zum öffentlichen Nutzen (Gesundheitszentrum, Schulen, Bibliotheken, Märkte usw.) in verschiedenen Regionen	ONUDI/MINUH/ nationale Partner: SIC, MATEUR, CFC
3	Vorbereitung des Aufbaus einer Koordinierungsstelle für Akteure der Bauwirtschaft, in der potentielle Partner zusammengeführt werden sollen: SIC, CFC, MATEUR, ›LABOGENIE‹, ENSP, Forschungsinstitute im technischen Bereich, private Immobilienförderer, Hersteller von Baustoffen aus lokalen Materialien, Unternehmen, die solche Materialien anwenden.	ONUDI/MINUH/ nationale Partner: SIC, MATEUR, CFC
4	Usw.	

IV.2.3. Zusammenfassung/Anmerkungen zu den Projekten

Das Projekt, in Kamerun die lokalen Baustoffe zu fördern, entstammt dem Bemühen der Regierung, der Krise im Wohnungsbau zu begegnen, die seit dem Beginn der Wirtschaftskrise – seit Anfang der 80er Jahre – insbesondere in den großen Städten festzustellen ist.
Die Unterstützung durch UNDP (*PNUD*) und ONUDI, die bei den gesamten Aktivitäten eng zusammenarbeiten, folgt der Programmatik der Vereinten Nationen, die hinzielt auf:

„ – eine verstärkte industrielle Zusammenarbeit und in den ‚Entwicklungsländern' die Förderung von Unternehmen im privaten Sektor, insbesondere der kleinen und mittleren Betriebe;
– die dauerhafte Aufwertung der natürlichen und menschlichen Ressourcen in den ‚Entwicklungsländern';
– die Herstellung preiswerter Produkte mittels einfach zu beherrschender Technologien und mit einer möglichst geringen Belastung der Umwelt;
– die Mobilisierung von Investitionen, die zur Durchführung der Projekte erforderlich sind"

(PNUD: Dossier CMR/98/008. 1999, S. 16/17).
Die Analyse der Wohnungsbaupolitik in Kamerun während seiner ›besseren Jahre‹ führt zu der Feststellung, dass die errichteten Strukturen es nur vermochten, den Wohnungsbau in den Städten zu fördern, und dies nicht für die ärmeren Schichten, sondern für eine Schicht mit mittleren und hohen Einkünften. Für die nationalen Organisationen (SIC, MATEUR, CFC)

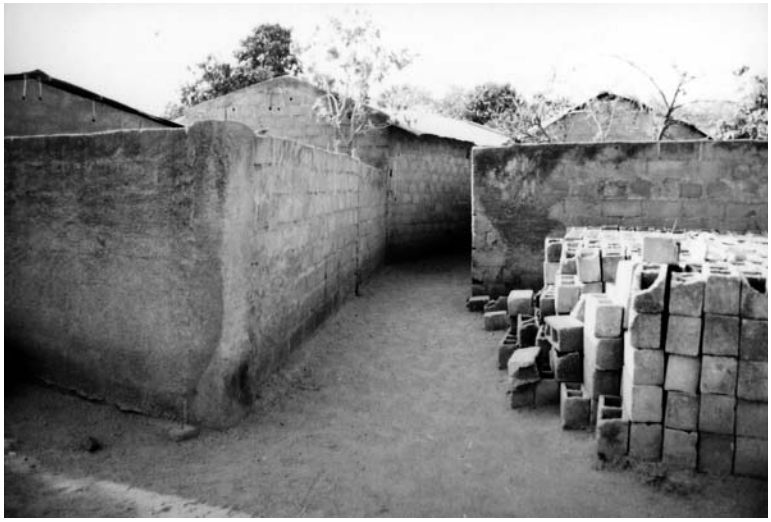


Abb. IV.5
Mauern aus Betonhohlblocksteinen in Maroua. Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. IV.6
Dach aus Zementfaser in Douala. Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. IV.7
Ziegeldach mit Gaupe in Douala. Quelle: L. Marthaler, 1999

stellten ländliche Regionen kein Aktionsfeld dar (siehe Abschnitt V.1.3. dieser Arbeit), und indem sich die gesamte Wohnungsbaupolitik so auf die großen Städte beschränkte, trug sie zu einer Regression in der Regionalentwicklung und gleichzeitig zu einer verstärkten Entwicklung von Elendsvierteln an den Rändern der Großstädte bei – deren Bewohner waren nicht in der Lage, die Zugangsbedingungen zu den Leistungen dieser Organisationen zu erfüllen.

Die Förderung lokaler Baustoffe könnte den Menschen helfen, zu einer Lösung ihres Wohnungsproblems in der Stadt zu kommen; dabei kann man feststellen, dass sich in keinem der Dokumente, die zu diesem Projekt vorliegen, die Regierung zu ihrer Rolle bekennt, die sie bisher in der Förderung der Baustoffe Beton/Zement und Aluminium – die die Schlüssel zur sogenannten modernen Bauweise darstellen – gespielt hat. Auch diese Materialien sind allerdings ›lokal‹: Zement wird im Land durch die CIMENCAM (Cimenterie du Cameroun) produziert – in Douala/Littoral und Figuil/Nord – und ebenso auch Aluminium durch die ALUCAM (Aluminium du Cameroun). Deshalb kann es jetzt auch nicht darum gehen, ›lokale‹ Materialien zu fördern; vielmehr wäre es angemessen, von der Aufwertung, der Qualitätsverbesserung und der ›modernen‹ Nutzung *traditioneller Baustoffe* zu sprechen.

Das Eingeständnis einer verfehlten Strategie wäre ein erster Schritt zu einer neuen Wohnungsbaupolitik. Eine nicht wegzudiskutierende Tatsache stellen die Gebäude dar, die während der Zeit der Kolonialisierung insbesondere von den Deutschen errichtet wurden (vgl. Lauber 1988, S. 37 – 47). An ihnen wird der Versuch sichtbar, den klimatischen Bedingungen Rechnung zu tragen; verwendet wurden zum Bau Materialien wie gebrannte Ziegelsteine oder Naturstein, die Dächer wurden mit einem Dachstuhl aus Holz gebaut und größtenteils mit gebrannten Dachziegeln gedeckt. Die Dächer aus verzinktem Aluminiumwellblech oder aus vorgefertigten Holz- und Stahlkonstruktionen aus Deutschland sind eine spätere Form.

Praktisch alle Gebäude aus der Kolonialzeit dienen heute der öffentlichen Verwaltung; die heute geförderten Materialien[64] stellen zum Teil also auch gerade für die Regierung keine Neuheit dar – es zeigt sich vielmehr, dass die Materialien des Wohnungsbaus lange Zeit nicht ausreichend Gegenstand der Reflexion waren[65].

Die Tatsache, dass diese Materialien heute wieder deutlich an öffentlichem Interesse gewinnen (Investoren, Förderer, Unternehmer), hat ihren Grund hauptsächlich in deren Wirtschaftlichkeit. In ihr liegt auch der Schlüssel zum Erfolg des Projekts.

Unabhängig davon, welche Strukturen nun geschaffen werden – ein positiver Effekt wird sicherlich darin bestehen, dass der Mythos vom ›soliden Haus‹ aus Betonhohlblockziegeln gebrochen wird.

---

[64] Dazu gehören (vgl. PNUD. Dossier CMR/98/008 99/1-0382. Yaounde: 17. Mai 1999, S.7): Gepresste Lehmziegel (*Bloc de terre comprimée*), Betonziegel (*tuile vibro-béton/micro.béton*), gebrannte Ziegel, Lehmziegel (*tuile de terre ›tc‹*)

[65] Beispielsweise zeigt die Qualität des Materials und die Art seiner Verwendung heute katastrophale Züge: 90 % des Aluminiumwellblechs kann mit der Hand zerrissen werden und rostet nach kurzer Zeit, während Lauber (1988, S.43) zur Verwendung desselben Materials durch die Deutschen feststellt: „Das Wellblech hat eine sehr lange Lebensdauer; wir fanden Wohnbauten in Buea aus der Zeit der Jahrhundertwende, an denen dieses Material als sichtbare Außenverkleidung gut 90 Jahre lang der tropischen Witterung standgehalten hat.“

Nutznießer des Projekts >Förderung lokaler Baumaterialien<

Abb. IV.8
Villa Typ 1 in Douala (Viertel Kotto). Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. IV.9
Villa Typ 2 in Douala (Viertel Ndokoti). Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. IV.10
Villa Typ 3 in Douala (Viertel Bonamusadi). Quelle: L. Marthaler, 1999

Die Frage der Baumaterialien ist gewiss ein wichtiger Faktor in der Wohnungsbaupolitik – die wirtschaftlichen und organisatorischen Strukturen sind es noch mehr. Im Fall von Kamerun ist es offensichtlich, dass die Frage der Wirtschaftlichkeit im Vordergrund der neuen Strategie steht – sie könnte sogar die anderen Aspekte völlig überdecken. Wenn die arme Bevölkerung in den Städten zu günstigen Preisen Baustoffe kaufen könnte, könnten sich viele Menschen ›solide Häuser‹ bauen.
Diese Argumentation ist jedoch so nicht haltbar: Es gibt genügend Häuser, die aus Betonhohlblockziegeln gebaut und trotzdem in einem erbärmlichen Zustand sind. Das Stadtbild lässt dabei weiterhin eine permanent provisorische architektonische Struktur erkennen – daran würde auch der Ersatz der Beton- durch Lehmziegel nichts ändern.
Zum anderen läuft das Projekt jetzt (siehe Anhang) schon seit 16 Jahren, und die Erfolge sind sehr bescheiden; das Interesse der einfachen, breiteren Bevölkerung ist – trotz gemeinsamer Investitionen durch ONUDI, UNDP *(PNUD)* und MINUH weiterhin schwach. Gestiegen ist es allerdings bei den Investoren, Förderern und Unternehmern.
In Bezug auf die Städte ist zu sagen: Die wenigen Privathäuser aus den geförderten Baumaterialien, die man in Douala entdecken kann, sind Villen von Reichen; sie sind mit gebrannten Dachziegeln oder Ziegeln aus Fibro-Zement gedeckt; sie sind diejenigen, die von der Förderung profitieren konnten.
Die Nutznießer auch dieses Projekts sind wiederum dieselben Bevölkerungsschichten; das letzte Projekt ist jedoch am Laufen und soll im Jahr 2004 abgeschlossen werden. Es zeigt sich aber auch hier, dass bis jetzt von den Entwicklungsorganisationen viele wichtige Aspekte nicht berücksichtigt worden sind. Man darf die Bemühungen nicht länger darauf konzentrieren, Maßnahmen der Wohnungsbaupolitik in Verbindung mit den kommerziellen Finanzstrukturen anzubieten – ohne Berücksichtigung der armen Bevölkerungsschichten, die zu diesen Strukturen keinen Zugang haben; sie leben außerhalb des formellen Banksystems.
Die kamerunische Wohnungsbaupolitik bleibt auf dem globalen Wirtschaftssystem begründet. Das einzige staatliche Kreditinstitut, das Bauherren Kredite für ihre Bauvorhaben gewähren soll, war und ist der ärmeren Bevölkerungsschicht verschlossen (siehe IV.1.3.). Es stellt sich damit die Frage nach eventuellen lokalen Spar- und Kreditsystemen, die sich die Bevölkerung selbst geschaffen haben könnte; dies könnte für weitergehende Überlegungen bezüglich neuer Strukturen interessant sein.

Zum anderen ist die Strategie der Regierung mit den Modalitäten und der Durchführung der Programme ganz auf Investitionsprojekte ausgerichtet, die von mehreren Partnern unternommen werden; dabei wird hauptsächlich den Förderern Unterstützung gewährt, die Partner in der Industrie suchen. Dies sollte näher betrachtet werden.
Auch die technische Hilfe mittels einen Wissens- und Technologietransfer durch die ONUDI – mit dem Ziel, die Produktion lokaler Baustoffe in der nationalen Industrie zu verankern – führt zu der Frage, in welcher Form diese Unterstützung gewährt wird und was sie tatsächlich erreichen kann. Auch bei den Aktivitäten der UNDP *(PNUD)* zur Förderung kleiner und mittlerer Betriebe in diesem Bereich – ebenfalls mittels verstärkter Partnerschaften – sollte die Rolle der lokalen und internationalen Banken näher betrachtet werden.

Dies um so mehr, da deutlich geworden ist, dass es sich bei den Nutznießern des Programms um die nationalen Organisationen handelt, die auch im sogenannte neuen Programm ihre alten Strukturen behalten haben[66].

Das System der Entwicklungshilfe, das UNDP *(PNUD)* und der Staat errichtet haben – mit dem primären Ziel, auf der Basis lokaler Baustoffe ›billige‹ Materialien zu fabrizieren – wirkt nicht grundsätzlich anders als die Verarbeitung von kamerunischem Kalk und Aluminium[67] durch die heimische Industrie zu Zement oder Blech. Der Unterschied besteht lediglich darin, dass erstere im Gegensatz zu letzteren die Gründung kleiner und mittlerer Betriebe bevorzugen.
Bei beiden jedoch muss die Technik zur Verarbeitung aus dem (europäischen) Ausland importiert werden; auf diese Weise wird eine starke wirtschaftliche Abhängigkeit im Bereich des Bauens erhalten, die der Landbevölkerung und den Armen nicht zum Vorteil gereichen kann.
Die erforderliche Technik ist dabei nicht allzu komplex; sie gehört durchaus noch zum Bereich des Handwerks, und es könnten auch neue Low-Tech-Lösungen entwickelt werden, die auch von der Bevölkerung der ärmeren Länder selbst hergestellt werden könnten – dies umso mehr, als über 70 % der Menschen in diesen Ländern von Landwirtschaft und Handwerk leben, und eben nicht von einer Beschäftigung in Industriebetrieben, die es weithin auch nicht gibt[68]. Eine Politik zur Stärkung des Handwerks kann demnach auch nicht dadurch verwirklicht werden, dass Gesetze erlassen werden, die mittels einer Senkung von Steuern und Zöllen die Einfuhr von Technologien im Bausektor erleichtert. Im Gegenteil: es besteht hier ein offener Widerspruch.
Die kleinen und mittleren Betriebe, denen ein solches Gesetz nützt, müssen gleichzeitig Zugang zu Finanzfonds haben und in der Lage sein, ihre Produktion rentabel zu gestalten. Die ärmere und im Handwerk verwurzelte Bevölkerung kann die so hergestellten Baustoffe nicht kaufen; ihnen fehlt der Zugang zu Finanzfonds – der Preis, den ein rentables Unternehmen für die Baustoffe verlangen müsste, wäre für die Armen immer noch zu hoch.

[66] Die Bearbeitung der in diesem Abschnitt aufgeworfenen Fragen kann im Rahmen dieser Arbeit nicht geleistet werden und muss der weiteren Forschung überlassen werden.
[67] Dies wird außerdem – obwohl es in Kamerun vorkommt – nicht dort abgebaut und verarbeitet, sondern zur Weiterverarbeitung aus Guinea-Conakry importiert.
[68] Ein Gegenbeispiel habe ich während meines Aufenthaltes in Kamerun 1999 in der Provinzhauptstadt Maroua kennen gelernt; im Berufsbildungsprojekt CTM werden Low-Tech-Geräte handwerklich hergestellt, darunter auch Ziegelpressen; das Projekt wird von einer kirchlichen Organisation in Deutschland unterstützt.

IV.3. Potenziale im Finanzsektor für die ärmeren Bevölkerungsschichten

IV.3.1. „Die Mikrofinanzrevolution – Tontines in Kamerun: Die Verknüpfung traditioneller und semi-formeller Finanzierungssysteme“

J. M. Sika und B. Strasser stellen in einem Artikel (2000; siehe auch Henry u.a. 1991) unter dieser Überschrift bezüglich der finanziellen Lage der kamerunischen Bevölkerung folgendes fest: „Kamerun hat 14 Millionen Einwohner. 7,5 Millionen davon machen den aktiven Teil der Bevölkerung aus. Im formellen Finanzsektor der staatlichen und privaten Geschäftsbanken wurden bis heute etwa 700.000 Konten eröffnet, aufgeteilt in 250.000 Geschäftskonten und 450.000 Privatkonten. Im semi-formellen Finanzsektor sind 800 Spar- und Kreditkooperativen mit 250.000 Mitgliedern tätig. Insgesamt werden über die Kanäle dieser beiden Gruppen von Finanzinstitutionen nur etwa 10 % der aktiven Bevölkerung erreicht. Die Mehrheit der Bevölkerung wickelt ihre Kredite über den informellen Finanzsektor ab. Dieser besteht aus privaten Geldverleihern, informellen Händlern und den *Tontines*, den kleinen, lokalen Spar- und Kreditvereinigungen“ (Sika/Strasser 2000, S. 316).
Die Tontines sind das wichtigste Finanzierungssystem des Landes, und rund 90 % der Finanztransaktionen der Bevölkerung werden über sie getätigt. Was sind aber Tontines?
„Die Tontines sind wegen ihrer Hybrideigenschaften – einer Mischung aus sozialen und finanziellen Funktionen – nur schwer zu definieren. Typischerweise schließen sich in diesen Spar- und Kreditvereinigungen Menschen zusammen, die sich in irgendeiner Weise gegenseitig verbunden fühlen. Es gibt Familien-Tontines, Nachbarschafts-Tontines und solche unter Handwerkern und Bauern. Dabei sind Frauen- und Männergruppen in der Regel getrennt. Gemeinsame Beziehungen oder Interessen stehen im Vordergrund. Das stärkt die soziale Kontrolle und gibt Sicherheit, dass die Tontines erfolgreich sind“ (ebd.).

Sika und Strasser unterscheiden zwei Typen von Tontines: Tontines als „rotierendes Sparsystem“ und zweitens als „kreditorientiertes“ System[69] .

[69] Sika/Strasser 2000: Die zwei Typen von Tontines In der ersten Form treffen sich die Mitglieder regelmäßig, wöchentlich oder monatlich, „und bringen jedes Mal die am Anfang der Runde bestimmte Geldsumme ein. Die gesammelte Summe wird jeden Monat *einem anderen* Mitglied übergeben. In einer Variante ist die Reihenfolge der Mitglieder, die einkassieren, durch Konsens im Voraus bestimmt. Die Anzahl der Mitglieder bestimmt die Anzahl der Perioden, und dadurch ist die Länge eines Zyklus definiert. Jeden Monat wird eine gleich hohe Summe verteilt, und es gibt keine Zinsen“ (ebd., S. 316). Innerhalb dieser Variante gibt es noch Spielarten. Bei der zweiten Form „ist die zu erbringende Summe nicht im vornherein festgelegt, sondern sie hängt im wesentlichen von den finanziellen Möglichkeiten jedes Mitglieds ab. Der gesammelte Fonds entspricht einem gemeinsamen Fonds, welcher als Kreditkasse den einzelnen Mitgliedern zur Verfügung steht. Bei jeder Tontine-Runde werden die Rückzahlungen und die neuen Beiträge in Geldpakete aufgeteilt, deren Höhe von der Anzahl der Interessenten und der Höhe des nachgefragten Geldes abhängt. Um alle Mitglieder zu befriedigen ist ein Schiedsgericht oft unabdingbar. Die ausgehändigten Kredite sind in diesem Fall kurzfristiger Art (üblicherweise für einen Monat), und die Zinsen belaufen sich auf 5-10 % pro Monat“ (ebd., S. 317).

Die Autoren stellen weiter fest: „Da diese beiden Typen von Tontines komplementäre Rollen spielen (Aufbau von Investitionskrediten oder Ersparnisse), trifft man innerhalb einer Gruppe oft auf das Zusammenspiel beider Typen. Trotz der heute schon großen Differenzierung entstehen immer neue Varianten von Tontines in Anpassung an neue Rahmenbedingungen.
Als Stärken der Tontines nennen die Autoren, dass sie auch den vom formellen System ausgeschlossenen Bevölkerungsschichten Zugang zu Finanzdienstleistungen bieten; dazu kommt ihre Flexibilität, ihre hohe Rückzahlungsquote und die soziale Verankerung in einem Umfeld, in dem die Menschen aufeinander angewiesen sind; auch dadurch wird dem Missbrauch durch einzelne Mitglieder vorgebeugt.
Schwächen bestehen nach dieser Analyse in der Unmöglichkeit „der Umwandlung von kurzfristigen Ersparnissen in längerfristige Kredite“ (ebd.), so dass damit kaum größere Investitionen getätigt werden können; auch die Zinsen sind relativ hoch, die Zyklen zu kurz für längerfristige Investitionen. Im Prinzip wäre es jedoch möglich, Gelder aus verschiedenen Tontines zusammen zu führen, um so eine größere Investition tätigen zu können.

Als Fazit bleibt jedoch, dass die Tontines allein nicht ausreichen, um Investitionen wie den Wohnungsbau zu ermöglichen; jedoch zeigt ein neues System, in dem Tontines mit semi-formellen Finanzinstitutionen kooperieren, einen Lösungsansatz auf:
„Die Grundsatzidee ist, dass die Tontines als Gruppe zu einem aktiven Mitglied der Kooperative [Trägerin der Kreditinstitution, L.M.] wird und dadurch Anspruch auf die Rechte und Pflichten eines Mitglieds hat. Eine Verpflichtung ist, regelmäßig einen Sparbetrag in das eigene Tontine-Konto bei der Caisse einzubezahlen. Dieser Betrag wird durch regelmäßige, individuelle Beiträge der verschiedenen Mitglieder während der Tontine-Runden zusammengetragen. Die Tontine-Gruppe hat jetzt die Möglichkeit, um einen Kredit bei der Kooperative nachzusuchen.

Bevor dies geschieht, wird mit Hilfe der operativen Leitung der Caisse für jedes Mitglied ein eigener Investitionsplan aufgestellt, der im Rahmen seiner Entwicklungsmöglichkeiten liegt [...] Die Summe der Investitionen wird dann in einem Portfolio zusammengestellt. Die Tontine bewirbt sich jetzt bei der Caisse um einen Kredit in der Höhe dieses Portfolios, und der erteilte Kredit wird innerhalb der Gruppe nach den ausgearbeiteten Investitionsplänen aufgeteilt [...] Bei jedem Tontine-Treffen bezahlt jedes Mitglied die an seinen Kredit gebundene Rückzahlungsrate, und der Gesamtbetrag wird dann an die Caisse zurückgezahlt.
Das Einzigartige an diesem System ist, dass sich nicht die Mitglieder bei der Kooperative verschulden, sondern die Tontine als Institution. Die Mitglieder verschulden sich individuell bei der Tontine, so wie es schon vorher war. Der soziale Druck und die ausgeprägte Solidarität innerhalb der Tontine ermutigen jedes Mitglied, seine Beiträge fristgerecht zurückzuzahlen“ (ebd., S. 318).
Allerdings ist die Rückzahlungszeit auch hier eng befristet, sie beträgt – so die Analyse – „im Normalfall zwischen 23 und 36 Monate, weil es in Kamerun keine Institutionen gibt, die längerfristige Kredite tragen“ (ebd.).

Die schon existierenden Formen informeller ›Banken‹ – die Tontines – entwickeln sich in Kamerun immer weiter; zusammen mit der aktuellen Entwicklung der semi-formellen Bank-Kooperativen können daraus Strukturen entstehen, die auch der breiten – ärmeren – Masse der Bevölkerung Zugang zu einer Baufinanzierung bieten kann.

Ein Beispiel für ein System der Baufinanzierung in diesem Sinne einer ›Mikro-finanz-revolution‹ ist das 1976 in Bangladesh entstandene *Grameen Bank Programme*, initiiert durch Dr. Mohammed Yumo, Direktor des *Rural economics programme* des *Department of Economics* der Universität Chittagong (vgl. BMZ 2002).

IV.3.2. Blick auf die finanzielle Situation der Bevölkerung: Beispiel von Kaele

Die Arten des Einkommens der Bewohner der kleinen, regionalen Stadt Kaele bestehen bei 70 % aus einem Gehalt und Naturalien und bei 30 % aus einem reinen Gehalt. Ein Blick auf die finanzielle Situation einiger Einwohner zeigt folgendes[70]:

Personen (lfd. Nr.)	monatliches Einkommen in F.CFA	davon gespart
1	157.000	20.000
2	84.000	10.000
3	80.000	11.000
4	97.000	nichts
5	300.000	50.000
6	97.000	30.000
7	70.000	2.000
8	73.325	20.000
9	150.000	nichts
10	66.000	8.000
11	64.000	15.000
12	5.000	nichts
13	70.000	18.000
14	129.635	33.750
15	70.000	18.000
16	32.000	10.000
17	156.000	30.000
18	128.000	50.000
19	333.000	50.000
20	8.000	nichts

[70] Von den 20 befragten Personen (die alle zur Arbeitsbevölkerung gehören)

Abb. IV.11
Gehöft der Musgum. Quelle: L. Marthaler, 1999

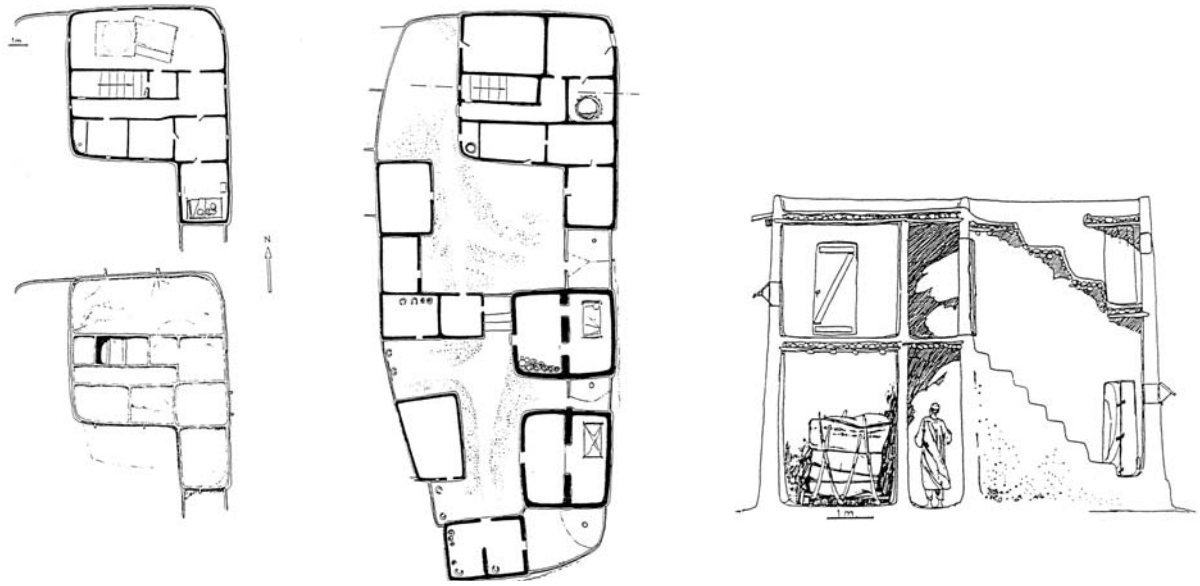


Abb. IV.12
Haus der Kotoko. Quelle: Seignobos 1977, S. 48/49

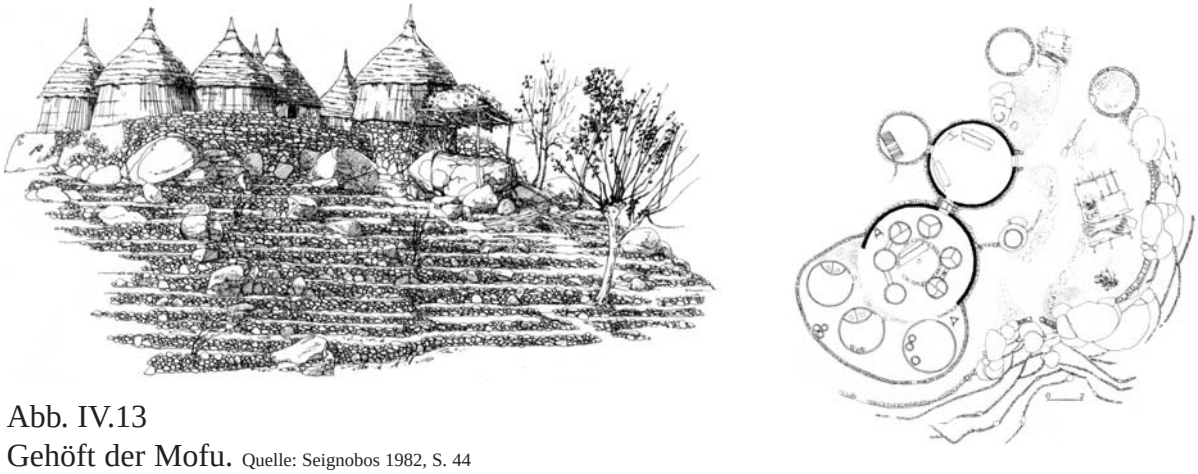


Abb. IV.13
Gehöft der Mofu. Quelle: Seignobos 1982, S. 44

Ergebnis für das Sparen:	niedrigste Sparsumme im Jahr	24.000 F.CFA
	kleinere Sparsumme im Jahr	96.000 F.CFA
	mittlere Sparsumme im Jahr	180.000 F.CFA
	höchste Sparsumme im Jahr	480.000 F.CFA

(siehe Anhang für die weiteren Ergebnisse)

Es ist anzufügen, dass die 16 Personen, die sparen, dies in Tontines tun, wenn auch die Personen mit den höheren Einkommen wohl auch Konten im formellen Banksystem besitzen.
Die jährlich gesparte Summe wird meist dazu benutzt, schwierige Lebenssituationen zu meistern; dazu gehört auch die Verbesserung der Behausung. Es fehlen gegenwärtig noch Erkenntnisse darüber, welcher Anteil der in den Tontines gesparten Summen für diesen Zweck verwendet wird. Hinweise könnten sich aus den Ergebnissen ablesen lassen, die sich aus den Interviewfragen zur Wohnung ergeben haben, weiterhin ergeben sich auch Hinweise aus der Untersuchung zu den Baukosten (s.u.).

IV.3.3. Bauart und Finanzierung

IV.3.3.1. Kosten der traditionellen Häuser

Die traditionelle Behausung wird in Etappen gebaut, in Abhängigkeit von den sozialen Strukturen und der wirtschaftlichen Situation der Familie.
Charakteristisch ist, dass zu Beginn die Behausung aus mehreren unabhängigen Häuschen besteht, die aber dennoch untereinander verbunden sind; diese Anordnung folgt den Prinzipien der Familienstruktur. Das bedeutet, dass Teile der Behausung zu unterschiedlichen Zeitpunkten errichtet werden können. Die Behausung wächst in Abhängigkeit von der Vergrößerung der Familie. Die traditionelle Behausung erlaubt also eine große Flexibilität.
Indem die Techniken der traditionellen Bauweise von den Personen vor Ort beherrscht und lokale Baustoffe verwendet werden, ist es möglich, zu sehr niedrigen Kosten zu bauen.
Diese Faktoren bedingen, dass es dem Einzelnen möglich ist, den Bau über einen praktisch unbegrenzten Zeitraum auszudehnen, in Abhängigkeit vom tatsächlichen Bedarf an Wohnraum und den verfügbaren Finanzmitteln.

Beispiel 1: Lehmkonstruktion der Musgum
Dadurch, dass das Haus zu 100 % aus Lehm besteht, erfordert der Bau eine besondere Technik, die beherrscht werden muss. Dies ist ausschlaggebend für die anfallenden Kosten:

– Diejenigen, die diese Bautechnik beherrschen, brauchen für den Bau im Prinzip kein Geld, sie müssen nur den Helfern ein Zeichen ihrer Dankbarkeit geben.

Abb. IV.14
Traditionelles/modernisiertes Haus des P. Aurenche in Tokombere. Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. IV.15
Traditionelles/modernisiertes Haus einer Hotelanlage in Maroua. Quelle: L. Marthaler, 1999

– Diejenigen, die auf einen entsprechenden Spezialisten angewiesen sind, müssen diesen bezahlen; ein Häuschen bietet eine Wohnfläche von ca. 32 – 38 m² und kostet dann ungefähr 10.000 F.CFA[71], für eine Wohneinheit mit 3 Häuschen sind damit ca. 30.000 F.CFA erforderlich.

Beispiel 2: Bauten der Kotoko
Diese Häuser bestehen aus Lehm und Holz und haben mehr als ein Stockwerk. Auch hier sind Spezialisten nötig, die aus der Verwandtschaft kommen können oder angestellt werden müssen. Die Baukosten betragen in diesem Fall zwischen 150.000 und 500.000 F.CFA.

Beispiel 3: Häuser mit Dach aus Stroh – Mandara-Berge und Ebene
Bei dieser Bauform kann nur die Dachkonstruktion Geld kosten – falls kein Spezialist in der Verwandtschaft verfügbar ist. Muss ein Spezialist angestellt werden, so kann die Konstruktion des Daches zwischen 25.000 und 75.000 F.CFA pro Häuschen kosten[72].

Anhand dieser Schätzungen wird ersichtlich, dass sich die Baukosten für ein traditionell errichtetes Häuschen in der Provinz *Extrême-Nord* auf 0 – 75.000 F.CFA belaufen. Für eine Einheit mit 3 Häuschen sind dies entsprechend 0 – 225.000 F.CFA.
Es kann sich also im Prinzip jeder, der ein Grundstück in der Region besitzt, ein Gehöft aus Lehm oder Naturstein bauen.

IV.3.3.2. Kosten der modernisierten traditionellen Häuser (Häuschen)

Beispiel 1: Modernisierter saré in einer Hotelanlage in Maroua
Der Bau eines solchen Häuschens – mit einem Zimmer und einem modernen Bad (Dusche, WC, Waschbecken) – kostet (nach Angaben des Betreibers im Juli 1999) zwischen 250.000 und 300.000 F.CFA. Gebaut werden sie ebenfalls durch ausgebildete oder erfahrene Bauarbeiter, in traditionellen Formen, aber meist aus ›modernen‹ Baustoffen (z.B. Naturstein mit Fugen aus Zement, Betonhohlblockziegeln, gebrannten Ziegeln, Dächern aus Stroh oder Aluminiumwellblech); die Installationen sind hier modern.

Beispiel 2: Modernisierte traditionelle Häuser der katholischen Mission von Tokombere
Das Haus des P. Christian Aurenche in der Missionsstation von Tokombere stellt ein interessantes Beispiel für die Transformation der traditionellen Bauweise hin zu einer modernisierten Form dar. Hier ist das Dach aus Stroh (Typ Mofu), die Wände sind aus Naturstein und mit Zement verputzt, eine Bodenplatte ist betoniert. Es sind ›moderne‹

[71] Diese Angabe machte 1999 bei meinem Besuch in Pouss ein Spezialist aus dem Dorf
[72] Der Preis der Dachkonstruktion hängt von der Qualität des Strohs und evtl. dem Transportweg ab, auch die Qualität der Verarbeitung spielt hier eine Rolle

Abb. IV.16
Modernes Haus in Kaele. Quelle: L. Marthaler, 1999

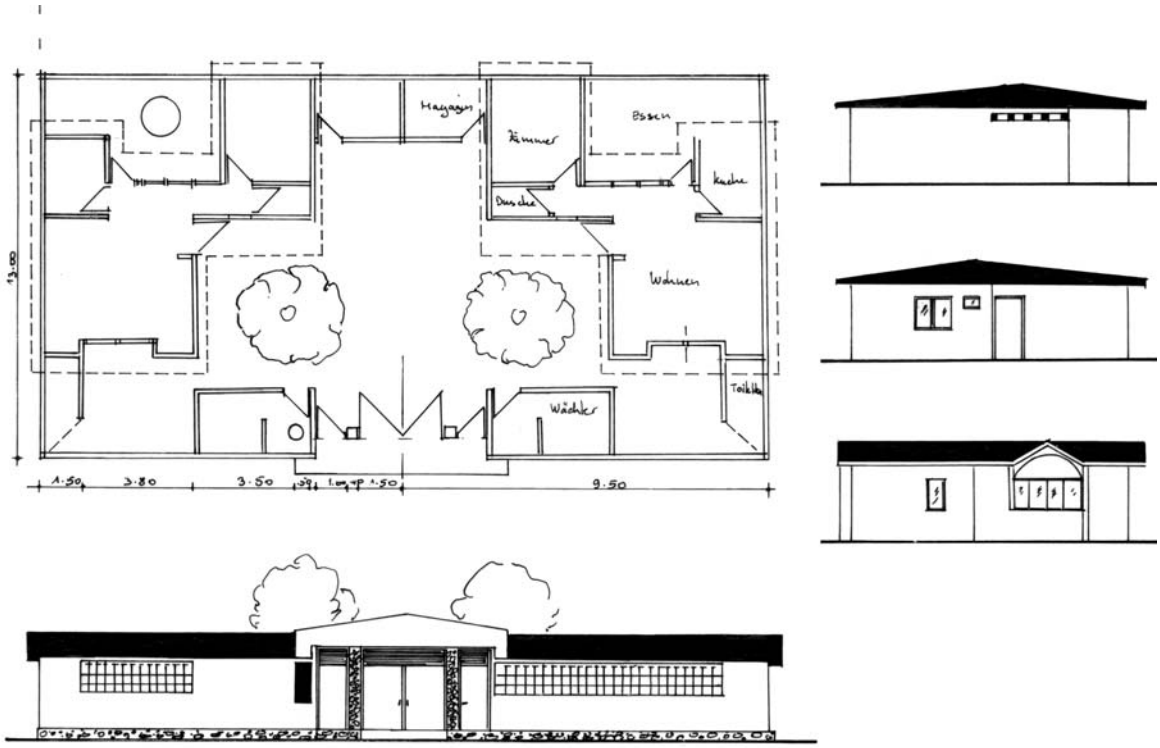


Abb. IV.17
Modernes Haus in Yagoua. Quelle: Simon Taibe

Installationen vorhanden (Wasser – Dusche, WC – und Strom).
Die Baukosten betrugen (nach Angabe von P. Aurenche im Juli 1999) ca. 300.000 F.CFA.

IV.3.3.3. Kosten der ›modernen‹ Häuser (in der Provinz *Extrême Nord*)

Für den Bau eines ›modernen‹ Hauses benötigt man einen Architekten[73], der einen Entwurf erstellt, die Planung übernimmt und auch die erforderliche Baugenehmigung beantragt.

Beispiel 1: Modernes Haus (zwei Zimmer) in Yagoua
Kostenvoranschlag für ein realisiertes Projekt – Bau eines Hauses – durch den ausführenden Architekten (siehe Plan):

Posten	Materialkosten (F.CFA)	Arbeitskosten (F.CFA)	Gesamtkosten (F.CFA)	Bemerkungen
Honorar d. Architekten		500.000	500.000	
Baustellenvorbereitung			(133.000)	vom Bauherrn erbracht
Gerüstbau	132.000	25.000	157.000	
Grundstücksvorbereitng.	50.000	47.500	97.500	
Fundament	620.000	168.200	788.200	
Rohbau/Mauern	654.900	168.950	823.850	
Dachkonstruktion	604.000	60.000	664.000	
Tischlerarbeiten			350.000	nicht aufgeschlüsselt
Elektroinstallation			196.000	nicht aufgeschlüsselt
Malerarbeiten			89.800	nicht aufgeschlüsselt
Summe			3.666.350	

Die durchschnittlichen Gesamtbaukosten für ein ›modernes‹ Haus in der ländlichen Kleinstadt betragen ca. 45.000 F.CFA/m²[74].

[73] Im Fall des traditionellen Hauses ist dies nicht erforderlich; der Begriff und der Beruf des Architekten bekommt hier zum ersten Mal Bedeutung – er steht so immer im Zusammenhang des ›modernen‹ Hauses
[74] alle Angaben durch den Architekten Simon Taibe Ngaba, Kaele; einziger niedergelassener Architekt der Provinz

Vergleich der Kosten für ein Häuschen in F.CFA/m² (Stand 1999):

Haustyp	Dorf	Stadt
Traditioneller Typ bei den – Musgum	0 – 300	
– Mofu	0 – 2.500	
Modernisierter traditioneller Typ (Elektro/Sanitär)	12.000 – 15.000	13.000 – 16.000
Moderner Typ	43.000	45.000

Bei der Kostenschätzung sind regionale Unterschiede zu beachten; entscheidend ist der Unterschied zwischen Stadt und Land, auch innerhalb derselben Provinz; so kostet die Minimal-Installation für ein Wasser-Abwassersystem im Dorf (für ein ›modernes‹ Haus in der Provinz *Extrême Nord*) ca. 100.000 F.CFA, dazu kommen Transportkosten[75] von ca. 150.000 F.CFA – ca. 5 % der gesamten Baukosten im Dorf; in der Stadt kostet bei geringeren Aufwendungen für den Transport die Ausstattung eines ›modernen‹ Hauses mit Sanitär- und Elektroinstallationen (Anschluss ans öffentliche System) ca. 500.000 F.CFA.
Die Arbeitskosten sind im Dorf niedriger als in der Stadt; für einen Arbeiter sind hier pro Tag ca. 1.400 F.CFA zu bezahlen, in der Stadt ca. 1.800 F.CFA pro Tag.
Der Anteil der Eigenleistung ist beim ›modernen‹ Haus sehr gering oder gleich Null. Der Bau erfordert Arbeiter mit Fachkenntnissen; es gibt wenige geeignete Kräfte, insbesondere auf dem Land (s.u.).

IV.3.3.4. Übersicht über die Baukosten in F.CFA im Vergleich

(Stand 1999; traditionell: 3 Häuschen – 2 Zimmer/Küche, eventuell Dusche/WC;
modern: 2 Zimmer/Küche, Dusche/WC; – jeweils ca. 80 m² Wohnfläche)

Haustyp	Dorf (traditionell, ohne Installationen)	Dorf (modernisiert, mit Installationen)	Stadt
Traditionell – Musgum	0 – 50.000	ca. 400.000	ca. 600.000
Traditionell – Mofu	0 – 225.000	ca. 475.000	ca. 775.000
Traditionell – Kotoko	bis ca. 150.000		150.000 – 500.000
Modern	-	3.000.000	3.666.350

[75] nicht nur für die Baustoffe, sondern auch für die Arbeitskräfte und den Architekten, die meist aus der Stadt kommen

IV.3.3.5. Der Anteil der Eigenleistung an den Baukosten

Ein hoher Anteil an Eigenleistung kennzeichnet das Bauen der ländlichen Bevölkerung und der niederen Einkommensgruppen in den Städten; der Anteil der Eigenleistung – bei traditionellem Bauen – kann in den Dörfern auf 50 – 100 % geschätzt werden, in den Städten kann dieser 25 – 50 % betragen.
Dies kann aus der Tatsache erklärt werden, dass die meisten (männlichen) Dorfbewohner die Fähigkeit erworben haben, selbst ein traditionelles Gehöft zu bauen. Im Gebiet der Provinz gehört es in allen Ethnien zur Tradition, dass ein Junge von den Eltern, Verwandten oder Nachbarn schon früh lernt, wie ein Haus gebaut wird.
Im städtischen Umfeld gehört der Erwerb dieser Fähigkeiten nicht mehr so selbstverständlich zum Aufwachsen der Jugendlichen. Jedoch sind auch in den Dörfern bestimmte Abschnitte der Konstruktion Spezialisten vorbehalten: dazu gehört immer die Konstruktion des Daches.
Tatsächlich entstehen dem Bauherrn auf dem Dorf nur sehr geringe Kosten, da er Hilfe von Verwandten oder Freunden/Nachbarn erhält – die Solidarität[76] unter den Menschen spielt gerade auch im Bereich des Bauens im Dorf eine große Rolle.

Übersicht über den möglichen Anteil Eigenleistung nach Bauform im Vergleich
(Schätzung für die Provinz *Extrême-Nord*)

Bauform	Stadt	Dorf
Traditionelles Häuschen	25 – 50 %	50 – 100 %
Modernisiertes Häuschen	25 – 30 %	50 – 75 %
›Modernes‹ Haus	0 – 25 %	0 – 25 %

Aus der Kostenschätzung wird ersichtlich, dass es für die einfachen Bauern und die Arbeiter mit niederen Einkommen, die die Mehrheit der Stadt- und der Landbevölkerung stellen, undenkbar ist, sich ein eigenes, modernes Haus zu finanzieren – auch mittels Ersparnissen und Krediten aus dem formellen oder semi-formellen Sektor.
Der Bau eines traditionellen *saré* – Ensemble traditioneller Häuschen – oder eines *saré* aus modernisierten Häuschen ist dagegen realistischer. Dadurch, dass diese beiden Varianten so gestaltet sind, dass schrittweise gebaut werden kann – Häuschen für Häuschen –, kann der Bau auch mit Krediten oder Sparguthaben geringen Umfangs finanziert werden. Die Konstruktionstechnik und Bearbeitung der Baumaterialien wird von den einfachen Leuten beherrscht, so dass man den Schluss ziehen könnte, dass es weder im ländlichen Raum noch in den ärmeren Stadtviertel ein Wohnungsproblem geben dürfte.

[76] Für die geleistete Hilfe beim Bau werden die Helfer üblicherweise zu traditionellem Bier eingeladen, und es werden Hühner, Schafe, Ziegen oder ein Rind geschlachtet

IV.4. Anforderungen an die Entwicklung des Habitat aus den Interviews in Kaele

Aus der Analyse über den Wandel des Habitat (Teil II dieser Arbeit) geht deutlich hervor, dass bei der städtischen und ländlichen Bevölkerung ein großes Interesse an der Verbesserung der Behausungen besteht. Diese Neigung, nach einer Verbesserung der Bauweise zu streben, erklärt sich aus dem (verständlichen) Wunsch der Bevölkerung nach dauerhafteren Bauten – und damit wird das sogenannte ›solide Haus‹ *(maison en dur*) zum Traumhaus.
Ein weiteres Ziel besteht in einer Anpassung an das veränderte soziale Umfeld – sozio-kultureller, sozioökonomischer und klimatischer Art. Eine Untersuchung über die Problem-bereiche und Vorteile, die die Menschen in der traditionellen (oder hybriden) Behausung bzw. der ›modernen‹ Bauweise heute sehen, zeigt, in welchen Bereichen Lösungsansätze zu entwickeln sind und welche Wünsche die Menschen an ihren Habitat haben.

IV.4.1. Die Vor- und Nachteile der Bauweise[77]

(a) Traditionelle Bauweise – Beispiel Kaélé
genannte Vorteile:
– Keine Hitze, gutes Klima, kühl – auch wenn es draußen heiß ist
– Kein Lärm, ruhig
– Jeder hat sein Häuschen für sich
– Freiheit durch die Gestalt von Häuschen und Höfen
– Unabhängigkeit vom übrigen Wohnbereich
– Einfachheit
– Erholsam
– Verbindet mit der eigenen Kultur
– Keine Mietkosten
– Wasser kostenlos (Brunnen)
– Sehr sparsam
– Baumaterial preiswert oder kostenlos
– Boden und Mauern sind stabil, wenn sie aus Naturstein gebaut sind
– Der extra erbaute Vorratsspeicher bleibt verschont bei einem Brand
– Im Fall eines Krieges bremst der Lehm die Kugel ab
– Die Konstruktion ist leicht zu ersetzen
– Lokale Baumaterialien werden verwendet
– Beim Einsturz kann der Lehm wieder verwendet werden
Es ergibt sich hier und aus der Untersuchung zur traditionellen Bauweise (Abschnitt II dieser Arbeit), dass diese am Besten den klimatischen Bedingungen angepasst ist, den sozialen

[77] vgl. Pkt. 14.2. der Interviews – siehe Anhang

Strukturen der Familien entspricht und die soziokulturellen Bedürfnisse und Sensibilitäten der Bewohner bedient. Des Weiteren ist es im Prinzip jedem Erwachsenen möglich, sich ein eigenes Familiengehöft zu bauen.
Bemerkenswert ist die Bedeutung, die der Frage der Wirtschaftlichkeit zugemessen wird – und deutlich wird hierbei, dass die traditionelle Bauweise die sparsamste ist, die beinahe keine finanziellen Mittel erfordert; fast alle Materialien entstammen der natürlichen Umwelt und werden direkt oder weiterverarbeitet eingesetzt.

Bezüglich der Nachteile der traditionellen Bauweise ergibt sich aus den Interviews folgendes (vgl. Pkt. 14.2. der Interviews im Anhang):

– Brandgefahr sehr hoch wegen des Strohdachs
– Das Häuschen fällt schnell zusammen
– Die Konstruktion braucht viel Platz
– Mangel an Komfort
– Keine moderne Installationen (Dusche, Innen-WC, Wohnzimmer, Strom, Leitungswasser usw.)
– Nicht genug Sicherheit
– Baumaterialien halten nicht lange
– Kinder können in den Brunnen fallen- große Unsicherheit
– Die Baumaterialien bieten keine Stabilität – Einsturz des Hauses
– Ständige Instandhaltung; Strohdach hält nicht lange, muss alle 1 – 4 Jahre erneuert werden
– Es gibt Vorurteile gegenüber dieser Wohnform
– Mangel an Bequemlichkeit
– Termiten sind eine ständige Gefahr für den Lehm und die Strohdächer
– Mangelhaftes Fundament
– Wenn der Bau nicht sorgfältig durchgeführt wird, entstehen Schäden durch den Wind, Brandgefahr, Termiten
– Geringes Platzangebot im Innenraum, unzureichende Belüftung

Diese Nachteile beziehen sich auf Häuser, die aus Lehm gebaut sind; in den Bergregionen, in denen Naturstein verwendet wird, sind auch die Mauern haltbarer – siehe Bilder (60 Jahre altes Haus der Gemzek) – und auch die Strohdeckung der Dächer hält in der Regel länger – die Dächer müssen nur alle 10 – 20 Jahre erneuert werden. Weiterhin erlauben die tragfähigeren Mauern auch größere Raumdurchmesser – bei den Gemzek und Mofu werden bis zu acht Meter erreicht. Diese Bauformen bergen in Bezug auf Material und Konstruktion (endogene) Potenziale, die (s.u.) auch die traditionellen Bauformen anderer Bevölkerungsgruppen bereichern und verbessern könnten.
Die Fragen nach der Verbesserung der Wohnungsqualität erfordern eine Antwort; und betrachtet man die Vorteile, die mit dem sogenannten ›modernen‹ Haus in Verbindung gebracht werden, so wird deutlich, dass dieses die Lösungsansätze gerade für die zitierten Probleme des traditionellen Hauses in sich vereint. Dies wird von vielen der Befragten auch so benannt, wenngleich sie sich auch der neuen Nachteile bewusst sind, die mit der ›modernen‹ Bauweise verbunden sind.

Es herrscht eine eher negative Einstellung bis hin zu einer abwertenden Haltung gegenüber der traditionellen Bauweise vor, die dem Streben nach höherem Komfort nicht genügen kann; Beispiele modernisierter traditioneller Hausformen wie der des P. Aurenche in Tokombere beweisen das Gegenteil.
Es zeigt sich, dass schnelle Antworten also nicht angebracht sind; es wäre insgesamt auch eine vertiefte Studie der benannten Probleme erforderlich.

(b) das ›moderne Haus‹
erwähnte Vorteile (siehe Anhang):
- – Alle modernen Installationen sind vorhanden (Strom, Leitungswasser, Innen-Dusche/WC, Wohnzimmer usw.)
- – Sauberkeit
- – Fortschritt – mit dem Nachbarn gleich ziehen
- – Komfort – Bequemlichkeit – Sicherheit – Wohlfühlen
- – Mehr Licht durch große Fenster
- – Terrasse am Wohnzimmer
- – Haltbarkeit des Gebäudes – Beständigkeit bei Naturkatastrophen
- – Schutz vor Überschwemmung
- – Schutz vor Brandgefahr
- – Mehr Platz im Haus, Möglichkeit große Räume zu schaffen
- – Die Baunormen müssen eingehalten werden
- – Dauerhaftigkeit des Gebäudes
- – Alle sind im selben Haus
- – Einfache Gliederung des Hauses

Es zeigt sich also bezüglich der Vorteile des ›modernen‹ Hauses:
- – Der Komfort ist höher, moderne Installationen sind möglich
- – Die Brandgefahr ist verringert
- – Die Konstruktion ist dauerhafter
- – Die Statik der Konstruktion erlaubt die Schaffung größerer Räume; z.T. wird die damit verbundene Möglichkeit miteinander verbundener Räume als Vorteil betrachtet, wobei der Grundriss einfach bleibt
- – Die Einführung von Normen bezüglich der Konstruktion wird von vielen begrüßt

Die Nachteile, die mit der ›modernen‹ Bauweise verbunden werden, sind wie folgt benannt (vgl. ebd.):
- – Baukosten sind sehr hoch
- – Unterhaltskosten sehr hoch (Strom, Wasser, usw.)
- – Baumaterialien sind sehr teuer
- – Haus benötigt Klimaanlage
- – Alles wirkt künstlich (Mangel an Natürlichkeit)
- – Keine Verbindung zur eigenen Kultur
- – Kein persönlicher Raum, alles ist kompakt
- – Lärm (Aluminiumwellblechdach)

Abb. IV.18
Aluminiumwellblechdach nach einem Unwetter - Marktplatz von Kaele. Quelle: L. Marthaler, 1999

– Der Zement verliert seine Eigenschaften bei den hohe Hitze – es entstehen immer große Risse am Gebäude
– Bei Brand bleibt kein Teil des Hauses verschont
– Einsturzgefahr
– Zement, Sand, Kies können bei Einsturz nicht wiederverwendet werden, auch das Aluminiumwellblechdach kann nicht wieder verwendet werden, wenn es reißt oder bricht
– Viel Lärm – man kann sich nicht zurückziehen
– Ventilator notwendig
– Das Wasser kann durch das Fenster dringen

Es gehören dazu also

– die hohen Baukosten
– die hohen Unterhaltskosten
– die teuren Baumaterialien.

Neben diesen wirtschaftlichen Faktoren – die dem Großteil der Bevölkerung den Zugang zu einem Haus dieser Art verwehren – wird weiterhin deutlich:

– die Baumaterialien sind den klimatischen Bedingungen nicht angepasst und sind nicht wieder verwendbar;
– der Bau stellt eine Schwierigkeit dar, da die entsprechenden Techniken nicht beherrscht werden; das Wissen um die Eigenschaften der Materialien ist begrenzt;
– im sozialen Zusammenleben engt der kompakte Grundriss andererseits die individuelle Freiheit ein.

IV.4.2. Zusammenfassung der Anforderungen aus den Interviews

Aus der Analyse der Aussagen über die Vor- und Nachteile der traditionellen bzw. ›modernen‹ Bauweise ergeben sich Ansatzpunkte für die Entwicklung einer verbesserten traditionellen Bauweise und somit einer Fortentwicklung der Architektur und des Bauwesens allgemein in der Provinz *Extrême-Nord* von Kamerun.

Der Bedarf an Weiterentwicklung liegt insbesondere

(a) im Bereich der Baumaterialien und der Baukonstruktion; Maßnahmen, die hierfür zu ergreifen wären, umfassen
  – eine Studie über verfügbare Baustoffe in der Provinz;
  – die Suche nach Verbesserungsmöglichkeiten vor Ort, zum Beispiel durch gegenseitiges Bekanntmachen mit traditionellen Techniken unterschiedlicher Volksgruppen in der Region; so könnten lokal angepasste Lösungen erarbeitet werden;
  – die Suche nach weiteren Verbesserungsmöglichkeiten durch den Austausch mit Fachleuten der ›modernen‹ Techniken, die Konfrontation mit ihrer Sicht ›von außen‹ mit dem Ziel einer Verbesserung der lokalen Baustoffe und Baukonstruktionen;

(b) im Bereich der funktionalen Aufteilung der Räume eine Anpassung an die sozialen und klimatischen Gegebenheiten in der Provinz, indem die traditionelle Bauweise weiterentwickelt wird, die dem Menschen in seinem Lebensraum angepasst ist, bzw. durch die Entwicklung neuer Lösungen im Bereich der Grundrisse;

(c) die Entwicklung einer neuen Strategie der Wohnbauförderung durch die Untersuchung der Rolle der Architekten und Stadtplaner im Land (siehe dazu Abschn. IV.6. dieser Arbeit) sowie eine Veränderung der bisherigen Politik in diesem Bereich.

IV.5. Entwicklungspotenziale in der traditionellen Architektur

IV.5.1. Einführung

Die Behausung entspricht den Bedürfnissen seiner Bewohner – und so bedeutet ›bauen‹ auch, die soziokulturellen Faktoren beim Bau mit einzubeziehen. Dagegen ist offensichtlich, dass die ›moderne‹ Bauform eine importierte ist, die den soziokulturellen Faktoren der ›westlichen‹ Welt entspricht; sie entspringt der europäischen Bauform, die dort entwickelt wurde in Entsprechung mit den dortigen Gegebenheiten und dem vorherrschenden Lebensstil. Wichtig ist nicht zuvörderst die Entwicklung, die sie durchlaufen hat – dies ist in sich ein beinahe ›natürliches‹ Phänomen – sondern bedeutsam ist ihre Quelle; dies sollte hier heraus gearbeitet werden, denn die sogenannte ›moderne afrikanische‹ Bauform hat keine Wurzeln vor Ort. Sie hat sich nicht organisch aus dem Umfeld und der Lebensweise der Bevölkerung heraus entwickelt, sondern wurde importiert; auch wenn es in Bezug auf die Baumaterialien einige Modifikationen gab, bleibt sie doch eine exogene Bauform. Damit die Afrikaner darin leben können, sind immer tiefgehende soziokulturelle Veränderungen zur Anpassung der Lebensweise nötig. Es ist also der Mensch, der sich anpassen muss – das bedeutet einen Verlust an kultureller Identität; und damit geht immer ein Verlust an der Baukultur einher, aus der die Möglichkeit gegeben wäre, Dinge zu erfinden, weiter zu entwickeln oder zu schaffen; es geht Selbstsicherheit verloren, Unsicherheit macht sich breit und damit geht auch die Grundlage zur Entwicklung verloren. Man wird angewiesen auf andere, die man imitiert und konsumiert[78]. Damit sind auch die ersten Schritte zum Phänomen der ›Verelendung‹ benannt.

In dieser Arbeit geht es nicht darum, einzig eine afrikanische Kultur zu verteidigen, und auch nicht darum, die Meinung zu vertreten, man könne oder müsse sich nun durch ein Bewusstwerden seiner eigenen Identität in abgekapselter Weise zu entwickeln versuchen. Die afrikanische Bauweise muss ihre Wurzel wiederfinden. Dies ist zwar keine äußerliche Notwendigkeit, d. h. sie muss sich nicht durch ihre äußere Form als ›afrikanisch‹ präsentieren[79] – vielmehr muss sie für die afrikanischen Menschen gestaltet werden (vgl. dazu z.B. Jain 2000). Sie muss den Bedürfnissen entsprechen, dem Umfeld und der Lebensweise der Menschen Rechnung tragen, ebenso den klimatischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen.

---

[78] Bei einem Aufenthalt in Douala im Frühjahr 2001 wurde festgestellt, dass sich europäische Bau- und Architekturzeitschriften mit Entwürfen europäischer Häuser sehr gut und preiswert verkauften. Es ist eine Mode, nach europäischem Vorbild zu bauen, und dabei wird einfach kopiert.

[79] Die modernisierten *sarés*, die man heute finden kann, wurden für Touristen gebaut – z.B. Hotel Porte Mayo in Maroua; für den Besitzer – einen Deutschen, den ich befragt habe – verkörpern sie die Sehnsucht nach einer afrikanischen Bauweise, einer Verbindung zur einheimischen Kultur, die auch bei einzelnen einheimischen Personen spürbar ist; auch bei den Missionsstationen findet man eher eine solche Bauform, z.B. in Tokombere.

In Bezug auf den Wohnungsbau in Kamerun kann man – wie auch in anderen Teilen Afrikas – feststellen: Es ist – insbesondere in entlegenen, ländlichen Gegenden – der traditionelle Wohnungsbau noch weitgehend intakt; traditionelle Bauformen beeinflusst von ›modernen‹ Elementen und sogenannte ›moderne‹ Bauten finden sich daneben und insbesondere in den Städten.
In den offiziellen Dokumenten von UNDP (*PNUD*) und MINUH wird einer dieser Typen jedoch unberücksichtigt gelassen: der traditionelle Wohnungsbau. Er hat im Erscheinungsbild der Städte keinen Platz mehr und wird auch nur an letzter Stelle als Gegenstand der Forschung erwähnt (siehe Dossier PNUD 1999, S. 3). Einige Elemente werden aufgegriffen, jedoch wird kein Zusammenhang mit der traditionellen Bauweise hergestellt. Gegenwärtig ist es von großer Bedeutung, sich wieder auf sie zurück zu besinnen, um sie besser zu kennen und zu verstehen, auch im Hinblick darauf, welchen Beitrag sie in der aktuellen und zukünftigen, modernisierten Gesellschaft liefern kann.
Die ›lokalen Baustoffe‹ aber, die in den Projekten von UNDP (*PNUD*) und MINUH so gefördert werden, sollen – wie die Tatsachen belegen – zum Bau ›moderner‹, ›westlicher‹ Häuser eingesetzt werden; sie werden auch eingesetzt, um die Bauten mit einer afrikanischen Fassade zu umgeben, um so ein folkloristisches Erscheinungsbild herzustellen. Dagegen sind Studien zur Verbesserung der Baustoffe in Verbindung mit der ursprünglichen traditionellen Architektur notwendig. Die Baukonstruktionen und die Herstellung von Baustoffen müssen unter diesem Aspekt erforscht und perfektioniert sowie verbreitet werden.
Die Frage nach einer angepassten afrikanischen Bauweise betrifft nicht nur eine ganze Gemeinschaft (einen Staat, eine Provinz oder Kommune), sondern ebenso den Einzelnen in seiner Sicht auf sich selbst und auf seine Umwelt. Sie gehört somit in den Zusammenhang eines gesamten Prozesses von ›Entwicklung‹ – des Einzelnen und der Gesellschaft. Die Entwicklungsidee kann ebenso eine Illusion sein wie der Traum vom ›modernen, westlichen‹ Haus für den Bauern.
Es geht um die Förderung einer eigenständigen Entwicklung, einer eigenen Anpassung mittels einer Neubewertung dessen, was man schon besitzt; es geht um eine eigene Verbesserung des Zustands im Zusammenhang mit den sozialen Veränderungen in der Gesellschaft.
Auch wenn die ›reine‹ traditionelle Architektur ein angepasster Bautyp für die ländlichen Gebiete sein kann, ist ihre Entwicklung ein sehr normaler Vorgang; in gewisser Weise ist sie schon immer im Wandel begriffen. Dennoch liegen in ihr große endogene Potenziale für eine neue, angepasste Bauweise, die es zu entdecken gilt.

So lassen sich auch die Aussagen des Soziologen W. Resch interpretieren, die seinem Aufsatz mit dem Titel „Entwicklungspolitik ist Kulturpolitik“ entnommen sind:
„[...] Da die erziehende Umwelt den Menschen in seiner Entwicklung prägt, formt die Kultur seine einzelnen Träger zu Individuen mit einer bestimmten gesellschaftsbezogenen Geistes- und Vorstellungswelt.
Eine Kultur ist einem steten Wandel unterworfen und befindet sich demnach in ständiger Bewegung. Der Wandel wird durch individuelle Leistungen oder durch äußere Einflüsse hervorgerufen. Es gibt keinen Fortschritt, der nur einen bestimmten Bereich einer Kultur

isoliert verändert. Die Verflechtung der einzelnen Kulturelemente untereinander ist nicht nur wechselwirksam, sondern voneinander untrennbar. Die Einflüsse und Auswirkungen auf die Bestandteile eines Kulturkomplexes sind weder mathematisch erfassbar noch mit einiger Wahrscheinlichkeit vorauszusagen. [...] Eine winzige neue Erkenntnis kann bereits innerhalb einer Kultur eine Kettenreaktion von ungeahntem Ausmaß hervorrufen. [...] (vgl. SALISBURY: 1962)[80].
[...] Es scheint eine historisch gewachsene, menschliche Grundeigenschaft zu sein, dass der durch Erziehung im Weltbild seiner Kultur oder Zivilisation geprägte Mensch die erworbene Normenskala als richtig und mehr oder weniger unveränderlich betrachtet. Die Veränderlichkeit darf nicht nur erkannt werden, sie muss auch in der Vorstellung erfassbar sein, d.h. eine Veränderung muss, wenn sie von Dauer sein soll, in das Kulturbild integrierbar sein. Andernfalls wird sie wieder abgestoßen. Es steckt demnach in jeder Kultur, und insbesondere in ihren Trägern ein Beharrungsverhalten in den traditionellen Normen. Man könnte dies als die Schutzhülle eines Kulturkomplexes bezeichnen, die zentrifugal nicht aufnahmefähige Fremdelemente wieder abgibt“ (1973, S. 9 – 11).

Der Rekurs auf die traditionelle Architektur und Stadtplanung stellt für Kamerun und die anderen Länder des Südens eine Notwendigkeit dar, wenn über die Entwicklung einer Politik in den Bereichen des Wohnungs- und Städtebaus sowie der Regionalentwicklung nachgedacht wird.
Dieser Rekurs kann dazu beitragen, dass Möglichkeiten des Planens, des Bauens und der Finanzierung entwickelt werden, die der Funktionalität und der Organisation der Bevölkerung vor Ort entsprechen und so einerseits leichter umzusetzen und andererseits einem ausgeglichenen Ökosystem dienlich sind (›Nachhaltigkeit‹).

IV.5.2. Baustoffe und Baukonstruktion – Möglichkeiten für eine nachhaltige Entwicklung des Habitat

IV.5.2.1. Baustoffe

In der Provinz ist ein ausreichendes Potenzial an Rohstoffen und weiterverarbeiteten Baumaterialien festzustellen. Dies betrifft zuerst das Vorhandensein von Stein, Lehm und verschiedene Arten von Stroh (Gräsern); ein Potential an Bauholz ist ebenfalls vorhanden.
In den überwiegend felsigen Regionen könnte die Förderung und Verarbeitung von Naturstein aufgebaut werden. Die Bergbevölkerung betreibt dies nach Bedarf unter Einsatz einfachster Methoden wie der Sprengung gewachsenen Gesteins mittels Feuer.
Eine Verbreitung und Vermarktung von Stein als Baustoff in andere Regionen könnte für die ansässige Bevölkerung – insbesondere die jüngeren Leute, denen oft andere Berufs- und Ver-

[80] Salisbury, R. F.: From Stone to Steel, London – Melbourne 1962.

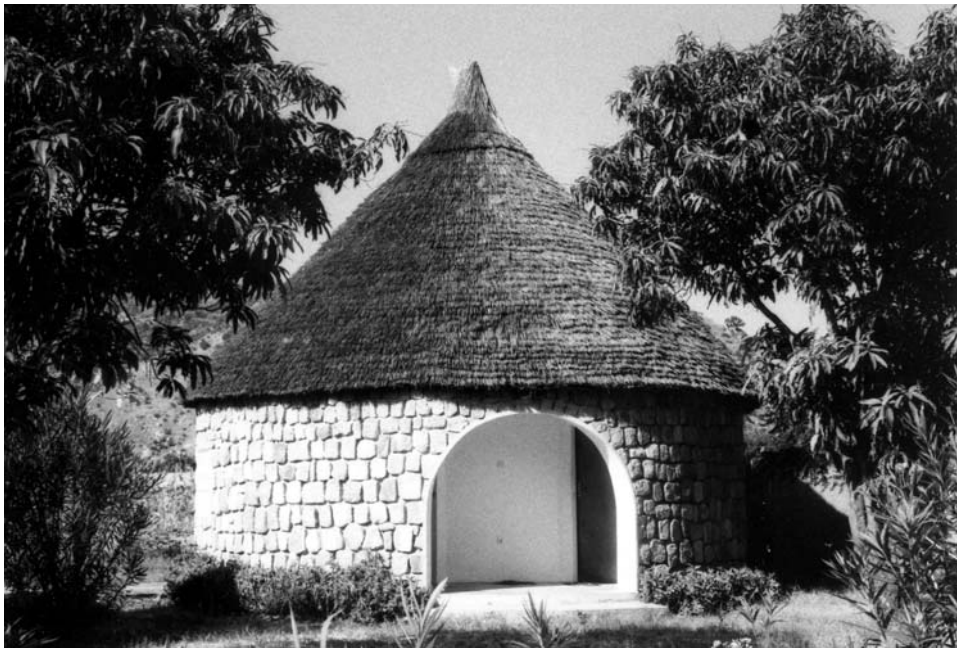


Abb. IV.19
Strohdachkonstruktion (Tokombere). Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. IV.20
Konstruktionsdetail. Quelle: L. Marthaler, 1999

dienstmöglichkeiten ebenfalls verwehrt sind – ein neuer Bereich zur Erzielung eines Einkommens darstellen; dazu könnte die Gründung kleiner Kooperativen und Genossenschaften gefördert werden; Dorfgemeinschaften könnten sich hierfür organisieren.

Stroh/Hirsestängel/Schilf und andere Halme

Schilf ist insbesondere in den Ebenen zu finden, in den morastigen Gebieten in der Nähe von Gewässern. Es ist für die Dachkonstruktion bei fast allen Volksgruppen in der Provinz traditionell erforderlich – in den Bergregionen ebenso wie in den Ebenen. Jedoch gibt es unterschiedliche Arten dem Schilf vergleichbarer Halme; insgesamt ist dieser Baustoff in der ganzen Provinz über die vergangenen Jahrzehnte immer seltener geworden, besonders in den Bergregionen (wo allerdings eine besonders robuste Sorte beheimatet ist) und in den Gebieten besonders hoher Bevölkerungsdichte. Betrachtet man die Flächen, die als Sumpfgebiete bezeichnet werden können, in der Provinz, so kann man feststellen, dass hier ein hohes Potenzial für den gezielten Anbau von Schilf vorhanden wäre.

Ein solcher Anbau ist der Bevölkerung bisher jedoch unbekannt – bisher wurde Schilf für den eigenen Bedarf im Busch gesucht und geschnitten. Bei planmäßigem Anbau wäre auch eine Selektion und Zucht nach Kriterien wie Haltbarkeit, Wasserundurchlässigkeit, Resistenz gegen Insektenbefall usw. möglich; damit wäre das Material außerdem in der Region und in der Provinz bei kontrollierter Qualität ständig verfügbar – und der Anbau und Vertrieb könnten die Wirtschaftskraft der Region stärken.

Ein temporärer Anbau der Halme auf landwirtschaftlichen Nutzflächen könnte diesen auch aus ökologischer und agronomischer Sicht eine Regenerationsphase verschaffen. Damit würde eine Art Mehrfeldersystem eingeführt, und auch das Vieh hätte – insbesondere in der Trockenzeit – noch eine weitere Nahrungsquelle.

Die Haltbarkeit des Daches hängt sowohl vom verwendeten Material als auch von seinem Aufbau ab (siehe dazu die Ausführungen zum traditionellen Habitat in Teil II). Bei den Bergvölkern kann man Häuser finden, deren Dächer seit 20 Jahren intakt sind, während in den Ebenen die Dächer durchschnittlich ungefähr zwei bis vier Jahre lang halten und dann erneuert werden müssen; vereinzelt gibt es jedoch auch hier Dachkonstruktionen mit einer Haltbarkeit von bis zu 15 Jahren. Eine Forschungsarbeit über die Verwendung und die Auswahlkriterien für die Halme ist in der Region erforderlich. Dabei wären im Versuch auch importierte Schilfarten hinsichtlich der Verträglichkeit der wesentlich trockeneren klimatischen Verhältnisse zu testen; in Frage käme hierfür z.B. das europäische Reet[81].

Die Dächer und Dachkonstruktionen aus ›Stroh‹ verdienen besondere Aufmerksamkeit – im Gegensatz zum aktuellen Trend weg von diesem Material. Es bleibt der beste natürliche Stoff zum Decken der Dächer insbesondere unter den Bedingungen des Sahelklimas: Die Hitze

[81] Das Reet (Schilfrohr) wächst überall an flachgeneigten Ufern stehender und langsam fließender Gewässer und wird 2 bis 4 m lang. Es soll ausgereift, blattfrei, dünnhalmig (etwa 3 bis höchstens 9 mm dick) gradhalmig und gut gesäubert sein. Sachgerecht behandelt hat es auf dem Dach eine Lebensdauer von 40 bis 50 Jahren, auf der Nordseite und auf steilen Dächern bis zu 100 Jahren (Zentralverband des Deutschen Dachdeckerhandwerks 1987, S.136). Wie schon mit Lehm, bieten sich auch in diesem Bereich afrikanisch-europäische Experimente an.

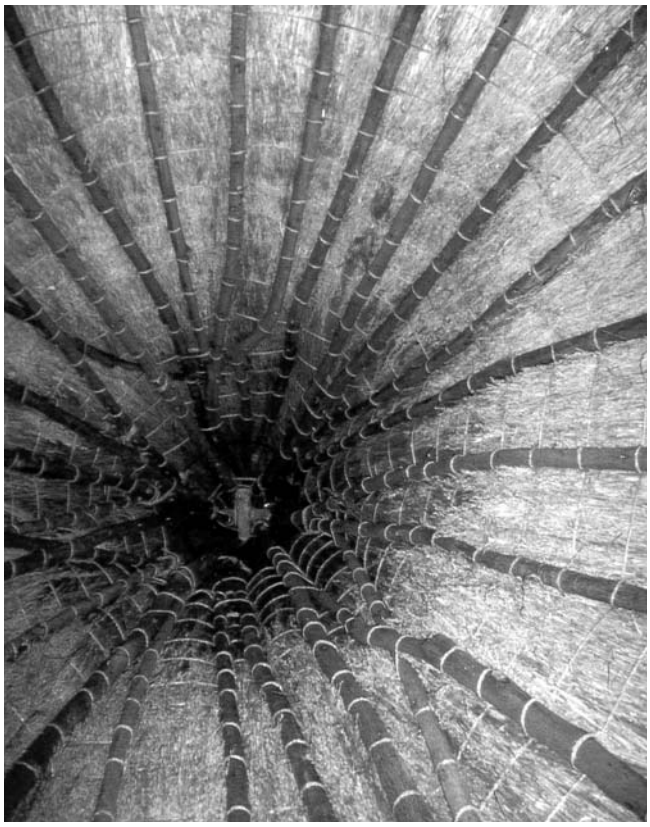


Abb. IV.21
Strohdach: ohne Innenverkleidung - Träger aus Bambustangen (Tala-Mokolo).
Quelle: L. Marthaler, 1999

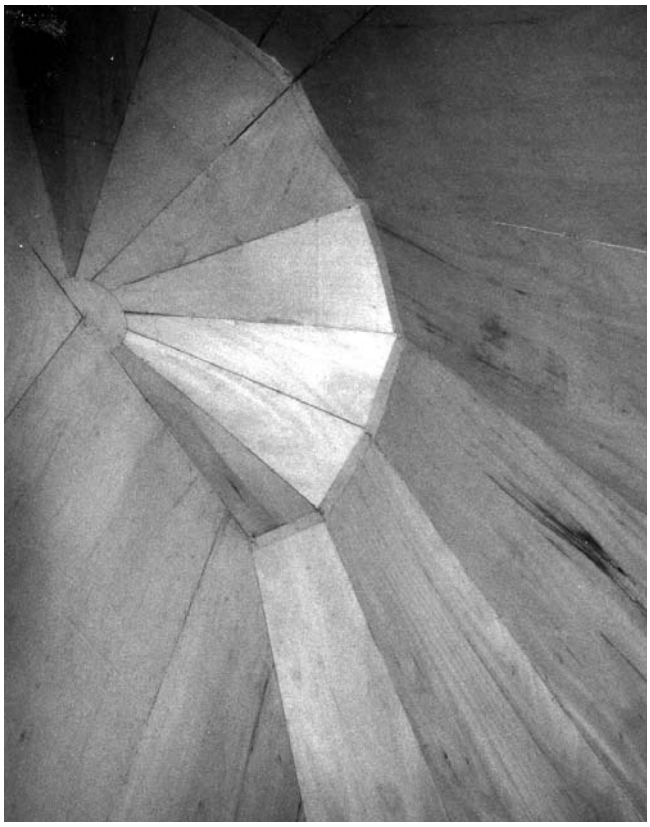


Abb. IV.22
Strohdach: Innenverkleidung aus Holzplatten (Tokombere). Quelle: L. Marthaler, 1999

wird reflektiert und das Innere so gegen die Hitze isoliert. Die Räume werden optimal belüftet, und die Leichtigkeit der Dachkonstruktionen erfordert keine allzu massiven tragenden Mauern.
Außerdem wird Stroh in den Mandara-Bergen als Schutzmantel für die domförmigen Speicherdächer aus Lehm verwendet. Werden bei den Mofu die Wände aus Lehm mit Hirsestängeln gegen Spritzwasser bei Regen geschützt, so erfüllt das Hirsestroh (oder andere Stroharten) auf den domförmigen Dächer der Mafa die gleiche Funktion. Neben den Aspekt der Ästhetik tritt auch ein funktioneller Aspekt. Die klimatischen Parameter der Region deuten darauf hin: Es regnet im Jahr bis 1.100 mm Wasser in dieser Gegend des Sahel. Das heißt, ohne diesen Schutzmantel sind die Dächer der Erosion ausgesetzt. Auch in der ›modernen‹ Bauweise sollte diese Technik übernommen werden.
Wird eine Haltbarkeit von bis zu 20 Jahren angestrebt, ist neben Material und Verarbeitung auch die Bedrohung durch Insektenbefall und Brand zu berücksichtigen. Eine Imprägnierung der Halme gegen den Insektenbefall mittels natürlicher Produkte ist denkbar und wäre zu erproben; es gibt Hinweise darauf, dass z.B. Essenzen des *Eucalyptus*-Baums hier wirken könnten, aber auch andere traditionell bekannte Pflanzen.
Auch eine Imprägnierung gegen die Brandgefahr auf der Basis natürlicher Stoffe ist möglich.
Das ›Stroh‹ ist durch seinen günstigen Preis auch für die Landbevölkerung erschwinglich; die unterschiedlichen Techniken seiner Verarbeitung könnten – wenn seine Vorzüge wiederentdeckt würden – zu einer Belebung der traditionellen wie der ›modernen‹ Architektur führen (siehe hierfür das Beispiel der Mission von Tokombere).

Holz als Baustoff

Im traditionellen Habitat wird Holz hauptsächlich bei der Dachkonstruktion verwendet; gegenwärtig kommt es daneben auch beim Bau der Öffnungen (Türen, Fenster) zum Einsatz, weniger jedoch beim Bau der Mauern.
Der allgemeine Mangel an Holz in der Region ist auch an der Tatsache zu erkennen, dass gegenwärtig beinahe alles Holz, das beim Bau – besonders in den Städten – verwendet wird, aus den tropischen Regenwäldern im Süden des Landes stammt; damit erhöht sich sein Preis beinahe jenseits der Möglichkeiten für die Landbevölkerung. Dies bedeutet für die noch vorhandenen Waldbestände eine ständige Bedrohung, gegenüber der sich auch die Bemühungen um Aufforstung durch die ONAREF (*Office Nationale de Régéneration des Forêts*) als noch wirkungslos erweisen[82].
Neben dem Bedarf an Bauholz stellt der Bedarf an Holz für die Zubereitung der Nahrung eine

[82] Die ONAREF (*Centre de Recherche forestière, antenne de Maroua*) hat in ihrer Versuchsbaumschule „[...] eine sorgfältige Untersuchung über die unterschiedlichen Baumarten“ (vgl. Beauvilain 1989, S.286) durchgeführt; die dann unternommenen Bemühungen um Wiederaufforstung folgten jedoch einem Einbahnstraßen-Prinzip, d.h. es gab kein Konzept zur Aufforstung zur kontrollierten Verwertung. Die Möglichkeiten zur Wiederaufforstung müssten also unter folgenden Gesichtspunkten betrachtet werden: Aufforstung müsste mit den geeigneten Arten zum Schutz gegen die fortschreitende Desertifikation und zum Gebrauch als Energielieferanten und als Bauholz konzipiert und durchgeführt werden.

Abb. IV.23
Bäume: traditionelle Sorte als Schattenspender. Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. IV.24
Bäume: schnellwachsende Nimmier als Schattenspender (Maroua). Quelle: L. Marthaler, 1999

viel größere Bedrohung dar.

Bei näherer Betrachtung der Situation ergibt sich für die Frage des Energiebedarfs nur ein Ausweg in der Suche nach alternativen Energiequellen wie Gas, Petroleum, Elektroenergie, Sonnenenergie. Die drei ersten hiervon sind im Prinzip vorhanden, für über 90 % der Bevölkerung jedoch nicht zugänglich[83]. Die vierte genannte Energiequelle wird praktisch nicht genutzt, mit Ausnahme einiger Solarkocher, die von bestimmten NROs gebaut und angeboten werden, in Benutzung sind sie meist nur in den Missionen zu finden. Die Regierung zeigt fast keinerlei Interesse an der Entwicklung und Einführung der Solar-Technik in der Region, was sehr bedauerlich ist, da hiermit der Entwicklung und Verbreitung einer echten, preiswerten Alternative für eine breite Bevölkerung keine Chance gegeben wird.

Ein weiterer Ansatzpunkt ist der Aufbau einer Holzwirtschaft zu bestimmten, genau definierten Zwecken, d.h. die Anlage von Baumkulturen zum Zweck der späteren Energiegewinnung oder der Verwendung als Bauholz. Eine solche Holzwirtschaft wird nach aktuellem Kenntnisstand nirgendwo in Kamerun betrieben; eine Ausnahme bildet der Anbau von *Eukalyptus*-Bäumen in der West-Provinz: sie werden für die SONEL (*Société Nationale d'Électricité du Cameroun*) herangezogen – als Träger von Stromleitungen. Dieses Beispiel ist aus zwei Gründen sehr interessant:

– Hinsichtlich der Durchführbarkeit der Anlage von Pflanzungen, also der Möglichkeit, auch eine Region oder eine Stadt so kontrolliert und kontinuierlich zu versorgen. Mittels der vorhandenen Strukturen der ONAREF ist es möglich, in Form eines Projekts geeignete Arten auszuwählen, diese anzubauen und kontrolliert in der Region zu verbreiten. Für die bisherigen Holzlieferanten, die sich eine eigene wirtschaftliche Nische geschaffen haben, würde dies bedeuten, dass sie sich selbst (z.B. in Form von Kooperativen) um den Anbau des Rohstoffs bemühen müssten und nicht nur die Natur ausplündern könnten; die Organe des Staats hätten dies zu kontrollieren. Dies stellt sicherlich eine langfristige Aufgabe dar; umso wichtiger ist es, gleichzeitig, schnellwachsende Arten auszuwählen. Die meisten einheimischen Arten wachsen nur langsam (30 – 40 Jahre), so dass mit diesen Arten allein eine echte Versorgung nicht gesichert werden kann. Im Kampf gegen die fortschreitende Verwüsterung spielen sie jedoch eine wichtige Rolle. Diese Arten werden auch meist von der Bevölkerung besonders geschätzt, da sie mehrfache Vorteile bieten – sie bieten Schatten und liefern z.T. auch Früchte; andere, wie die *Rôniers* sind weiterhin resistent gegen Termiten.

– Schnellwachsende Arten:
  ONAREF (Maroua) hat in ihren bisherigen Bemühungen *Cassia, Nim* und *Eucalyptus* als schnellwachsende Gehölze identifiziert und versucht, ihre Verbreitung zu fördern: „*Cassia Nilotica* liefert ein Holz hervorragender Qualität, und ihre Früchte finden bei der Bearbeitung von Fellen Verwendung; diese wiederum sind Gegenstand lebhafter Handelsbeziehungen mit dem Zentrum für Kunsthandwerk in Maroua“ (vgl. Beauvilain

[83] vgl. Beauvilain 1989, S.269: 1984 benutzten nur 2 % der Haushalte verbesserte Herde

Abb. IV.25
Wände aus Lehm (Pouss). Quelle: L. Marthaler, 1999

1989, S. 285 – 286) – Diese Sorte könnte also zur Deckung des Energiebedarfs angebaut werden.

„*Nim* ist eher ein Ziergehölz, das 1958 von Nigeria eingeführt wurde und weder als Feuerholz noch als Bauholz recht verwertbar ist“ (ebd.) – Diese Sorte könnte als Schattenspender dienen oder unbewohntes Gebiet wieder aufforsten – dazu Straßen- und Wegränder u.a. begrünen.

Der *Eucalyptus* liefert wegen seines „raschen Wachstums innerhalb von drei oder vier Jahren“ (ebd.) eine bedeutende Menge an Holz; er liefert Stämme, die im Bau eingesetzt werden können; damit stellt sich der *Eucalyptus* als besonders interessant innerhalb unserer Fragestellung dar, und dies nicht nur wegen seines raschen Wachstums, sondern auch wegen des natürlichen Giftes, das im Holz enthalten ist, dem *Eucalyptol*. Dieser Stoff schützt den Stamm vor dem Befall durch Insekten, besonders der Termiten – daher ist auch die Verwendung als Träger von Stromleitungen besonders interessant.

In einigen Regionen Afrikas wird speziell dieses Holz – wohl aufgrund der genannten Vorteile – traditionell beim Hausbau verwendet (siehe z.B. Acquier 1986). Nachteilig wirkt der giftige Stoff bei der Kultur des *Eucalyptus*: er ›verseucht‹ den Boden in einer Weise, die auf Jahre keine andere Pflanze an derselben Stelle wachsen lässt. Das heißt, dass der Anbau des *Eucalyptus* nur kontrolliert erfolgen sollte.

Die Baumarten haben alle den Nachteil, dass sie für ihr Wachstum einen hohen Bedarf an Wasser haben. Die Provinz *Extrême Nord* befindet sich schon in der Sahelzone, weist jedoch auch einige sehr feuchte Gebiete auf, in denen ein solches Projekt erfolgsversprechend ist: z.B. im Gebiet des Logone (Maga) und des Wasserspeichers; somit könnte diese Region neben der Fischerei und dem Reisanbau auch durch eine Forstwirtschaft belebt werden – sie würde zum Holzlieferanten für die ganze Region und die Provinz werden. Dies ist eine realistische Möglichkeit, ein echtes Potenzial, dessen Erschließung außerdem der Umwelt zugute kommt. Jedes Dorf kann eigene Nutzbäume züchten und pflegen, was in der Nähe von Wasserquellen und künstlich angestauten Teichen gut möglich ist.

Lehm

Der Lehm ist der in der traditionellen Architektur Kameruns der am meisten benutzte Baustoff; er ist praktisch kostenlos und für jeden erhältlich. Seine Qualitäten werden heute weltweit anerkannt oder wieder entdeckt: diese Entwicklung ist von hoher Bedeutung auch für die Entwicklung der Architektur in den Ländern des Südens. Die traditionellen Techniken der Zubereitung und Verarbeitung von Lehm werden heute erforscht (besonders in den Ländern des Nordens), und die modernen Forschungsmethoden tragen zur Verbesserung der Qualität des Baustoffs bei – insbesondere in Bezug auf die Widerstandsfähigkeit gegen die klimatischen und sonstigen Anforderungen der Natur (Regen, Feuchtigkeit, Termiten), aber auch die Frage nach der Förderung und Verbreitung des Lehmbaus. Auch in Kamerun ist das Interesse an diesem Baustoff gewachsen – (siehe PNUD Dossier 1999, S. 3/6/7). Im Gegensatz zu den traditionellen Gebräuchen werden Wissen und Fertigkeiten keineswegs mehr kostenlos weitergegeben, sondern diese werden zur Ware und einem Wirtschaftsgut in

einem komplizierten System; wer sich dafür interessiert, muss sich oft verschulden – letztendlich um Teil eines (ungerechten), globalisierten Wirtschaftssystems zu werden (siehe PNUD Dossier 1999, S. 11: *Bénéficiaires cibles*). Auch die Qualität der Weiterentwicklung des Habitat leidet unter diesem System.

Notwendig wäre dagegen, dass sowohl der Staat als auch die beteiligten Organisationen die Praxis und die Möglichkeiten zur Verbesserung des Lehmbaus erforschten und dann die gewonnenen Erkenntnisse der Bevölkerung auch kostenlos zugänglich machten; dabei müsste ein besonderes Gewicht auf die Anwendung angepasster und praktikabler Methoden gelegt werden. So könnte der Umgang und der Einsatz von Lehm, der als Baustoff ja kostenlos in der Natur zur Verfügung steht, auch ohne hohen finanziellen Aufwand und möglicherweise Verschuldung für den Einzelnen verbessert werden, wodurch letztlich die Entwicklung des Habitat in den armen Gebieten in eine positive Richtung vorangebracht würde.

Um das Interesse der Bevölkerung an einer Beschäftigung mit diesem Material zu wecken, sind Methoden erforderlich, die den Wert des traditionell so wichtigen und immer weniger beachteten Lehms ins Bewusstsein rufen – z.B. mit dem Hinweis darauf, dass der Lehm weltweit auf immer größeres Interesse stößt und ›modern‹ geworden ist.

Mit einer ›Wiederentdeckung‹ des Lehms in diesem Sinne ist auch eine Wiederentdeckung der traditionellen Methoden der Verarbeitung verknüpft:

- die Methoden zur Auswahl für den Bau geeigneter Substanz, die in den Traditionen durchweg vorhanden sind und durch die Konzentration auf ›Modernes‹ in Vergessenheit zu geraten drohen;
- die traditionellen Methoden zur Weiterverarbeitung des Rohstoffs zum Baumaterial;
- die unterschiedlichen Arten des Einsatzes von Lehm beim Bau in den Traditionen der Region;

dies müsste dann mit einer sensiblen Einführung neuer Techniken und Verbesserungen verbunden werden, die für die Bauleute und Interessierten eine echte Bereicherung darstellen würden (vgl. Tabelle in CRATerre 1995, S.182-183).

Aus dem Vorangegangenen wird sowohl die Notwendigkeit der Forschung und der tatsächlichen Verbesserung der Baumaterialien, der Bautechniken und Bauweisen deutlich, als auch die Notwendigkeit einer Verbesserung der Methoden der Pflege und Erhaltung der Bauten. Daraus folgt die Notwendigkeit neuer Entwicklungen in der Verfahrenstechnik im Bereich des Bauens, wobei die Aufmerksamkeit zunächst auf die Verbesserung lokal verfügbarer Baustoffe zu richten wäre. Verbesserungen wären durch Auswahl und Verarbeitung der Stoffe zu erzielen, wobei positive Eigenschaften verstärkt, negative verringert werden sollten.

Eine der wichtigsten Aufgaben besteht darin, die Widerstandsfähigkeit dieser Materialien gegen die Angriffe der natürlichen Einflüsse (Wasser, Wind, Sonne, Insekten, Pilze usw.) zu entwickeln. Mit der Möglichkeit, Versuche mit neuen Konstruktionen, der Verarbeitung und der Anwendung lokaler Baustoffe bei gleichzeitiger Entwicklung neuer Techniken zu machen, könnte sich ein neuer, kreativer Weg in der Entwicklung des lokalen Habitat eröffnen. Andererseits kann der Austausch von neuen Erkenntnissen bezüglich der genannten Themenfelder mit der ›Außenwelt‹ einen positiven Beitrag hierfür leisten, sofern dies in

Abb. IV.26
Wände aus Naturstein (Tokombere). Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. IV.27
Mauern aus Naturstein (Tokombere). Quelle: L. Marthaler, 1999

einem sozioökologisch und sozioökonomisch der lokalen Bevölkerung angepassten Rahmen erfolgt.

Naturstein
Ursprünglich ist dies der Baustoff der Bergvölker, erobert jedoch zunehmend auch die Ebenen, wobei die Kolonialbauten am Anfang einer Entwicklung stehen.
Naturstein wird zunehmend beim Bau der sogenannten ›modernen‹ Wohnhäuser oder ihrer hybriden Formen im Fundament eingesetzt (auch z.T. als Unterbau der *silos*), jedoch kaum beim Mauerbau. Dies ist bedauerlich, da sich der Baustoff in bestimmten Zonen im Überfluss findet, auch am Fuße der Berge. Wie sich in den Städten Mora und Maroua, aber auch in Kaele zeigt, kommt er kaum zum Einsatz.
Die Konstruktionen aus Naturstein sind die solidesten Formen, die in der Provinz zu finden sind. Die unterschiedlichen Verarbeitungstechniken zeigen die Vielfalt der Möglichkeiten auch gemäß der sonstigen Materialien, die zur Verfügung stehen (Vorhandensein von Lehm usw.). Die physikalischen Eigenschaften des Steins (hohe Belastbarkeit, Widerstandsfähigkeit gegen Wasser und Insektenbefall...) erlauben den Bau stabiler Mauern und somit die Konstruktion größerer Gebäude auch mit mehreren Etagen.

IV.5.2.2. Die Verbesserung der Baukonstruktion

Mängel im Habitat treten insbesondere im Bereich der Fundamente, der Mauern und der Dächer auf; ein Blick auf diese drei Bereiche zeigt Verbesserungsmöglichkeiten der Bautechnik beispielhaft auf:

Fundamente und Grundmauern
Dies ist der sensibelste Bereich des Bauwerks. Er wurde von den meisten Völkern der Ebene vernachlässigt – hier herrschte auch eine leichte Bauweise vor; eine Ausnahme bilden die Kotoko, deren Bauweise (s.o., Kap II) auch belastbarere Fundamente erforderlich machte. Gegenwärtig wird man sich der Bedeutung dieses Gebäudeteils wieder stärker bewusst, und er gehört heute in der ganzen Region wieder zu fast jedem Habitat. Er ist besonderen Belastungen durch die Umwelt ausgesetzt, z.B. dem Wasser, Insekten, den sauren Substanzen in den Böden. Widerstandsfähigkeit und Stabilität hängen vom verwendeten Baustoff, der Bautechnik und der Beschaffenheit des Erdreiches ab.
Besonders Wasser und Feuchtigkeit setzen die Fundamente hohen Belastungen aus; aufgrund jahreszeitlicher starker Regenfälle. Die Böden in den Tiefebenen der Provinz bestehen größtenteils aus einem sehr sandigen und lehmhaltigen Erdreich, das *terre tropicale noire* genannt wird. In den Regenzeiten nimmt es viel Wasser auf und gewinnt an Volumen und Dichte. In der langen Trockenperiode (über acht Monate) trocknet es aus, die Dichte verringert sich und Risse entstehen in den Mauern, ausgehend von den Fundamenten. Demnach sind Bautechniken zu entwickeln, die den Gefahren dieses Druckabfalls entgegen wirken, z.B. durch die Anlage eines Ablaufsystems und dem Gebrauch von Kies oder Sand

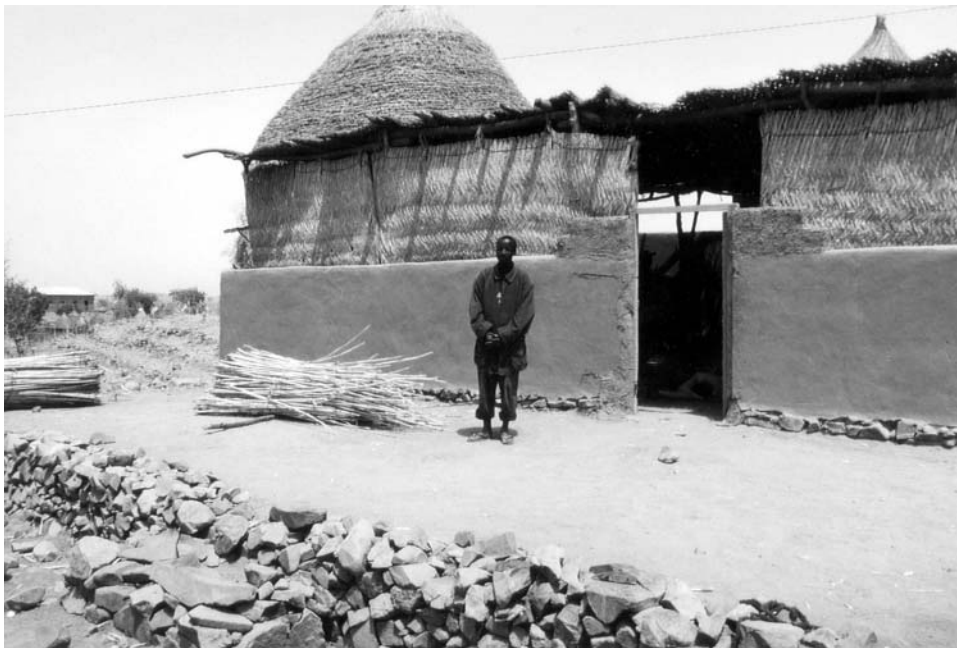


Abb. IV.28
Nutzung des *Secco*: Wand aus Lehm und *Secco* (Tala-Mokolo). Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. IV.29
Strohdach: Innenverkleidung *Secco* und Holzträger (Tokombere). Quelle: L. Marthaler, 1999

im Umfeld des Fundaments, so dass der Ablauf des Wassers beschleunigt wird.
Ebenso muss der Ablauf des Wassers von der Oberfläche weg vom Gebäude mittels einer Neigung des Geländes von mindestens 5 % gewährleistet werden bei gleichzeitiger Anlage eines Ablaufkanals, der das ganze Gebäude umschließen sollte. Es ist ebenso erforderlich, im direkten Umfeld des Gebäudes auf landwirtschaftlichen Anbau oder die Pflanzung von Bäumen zu verzichten. So soll die Ansammlung von Wasser und Feuchtigkeit sowie ein einfaches Einsickern des Wassers zu den Fundamenten hin verhindert werden; auch der (für die Stabilität gefährliche) Aufstieg von Säuren zu den Mauern hin kann so vermieden werden.
Das für den Bau der Fundamente am besten geeignete Material wären Natursteine, welche in den Berggebieten und ihrem Umland im Überfluss zur Verfügung stehen, in den Tiefebenen des Logone jedoch kaum vorhanden sind. Der Transport und die Vermarktung des Materials in Gebieten ohne Felsgestein könnte eine ökologisch sinnvolle Möglichkeit der Lösung des Problems darstellen, und gleichzeitig ein Feld wirtschaftlicher Vernetzung der Regionen in der Provinz eröffnen. Diese Aktivitäten gibt es in geringerem Umfang schon seit Jahrzehnten: Es wurden Mühlsteine zur häuslichen Verarbeitung der Hirse aus den Bergregionen in die Ebene ›exportiert‹, wobei als Transportmittel meist nur Tiere zur Verfügung standen (Esel, Rinder u.ä.); die heutigen Transportmittel wären einem Handel in größerem Umfang für Zwecke des Hausbaus natürlich problemlos gewachsen, wobei auch die Lagerung der Steine im Vergleich mit Zement einfacher ist, da die Feuchtigkeit hier keine Rolle spielt.
Alternativen zum Stein könnten gebrannte Ziegel sein, wie sie jetzt schon in einigen Regionen hergestellt werden oder Ziegel aus stabilisierte Erde mit 5 % Zementanteil (*Terre stabilisée*), die neu eingeführt wurden (Bsp. von CRATerre 1995).

Die Grundmauern (soubassement)
Diese müssen gegen jede Form der Erosion geschützt werden: durch Wasser, Tiere oder den Menschen.

Die Mauern
Traditionell werden diese aus Lehm, Naturstein oder *secco* errichtet (vgl. Kap. II der Arbeit). Im Laufe der Zeit hat sich hier ein Wandel vollzogen, der negativ zu bewerten ist; dies gilt besonders für die städtischen Bereiche, wo die Techniken der Zubereitung von Lehm in Vergessenheit geraten sind oder vernachlässigt wurden und wo beim Bau die traditionellen Normen nicht mehr respektiert werden, die es bei praktisch jeder traditionellen Bauform gegeben hat.

Konstruktionen mit Matten aus Halmen (secco)
Sie sind in den Ebenen zunehmend seltener zu finden (bei den Tupur, Guisiga, Fulbe, und Choa-Araber); dagegen findet man sie immer häufiger beim Bau von Mauern an der Grenze eines Gehöfts eingesetzt oder beim Bau von Schuppen und Nebengebäuden. Positiv sind die einfache Handhabung beim Bau, die Widerstandsfähigkeit gegen die Beanspruchung durch das Wetter und Insekten, sie sind leicht auszutauschen und zu ersetzen und sind zu sehr günstigem Preis in der Region erhältlich.

Abb. IV.30
Verbesserte traditionelle Toilette (Tokombere). Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. IV.31
Moderne Dusche und Toiletten-Anlage (Tokombere). Quelle: L. Marthaler, 1999

Ästhetisch sind die *secco*-Matten gefällig und schaffen eine natürliche und angenehme Atmosphäre an der Wohnstätte. Die Bevölkerung zeigt insgesamt noch einen Bezug zur Verwendung der *secco*. Dabei ist die Verwendung jedoch zunehmend in einer Übergangsphase zu neuen Formen begriffen, so werden bei manchen Häusern in den Städten die Dächer teilweise aus ästhetischen Gründen Deckenverkleidungen aus Matten versehen.
Dennoch gibt es besonders heute in der Verwendung einiges zu verbessern, oft ist die Haltbarkeit im Vergleich zu früher sehr eingeschränkt. Dies liegt teilweise an einer labilen Konstruktion der Aufhängungen**,** schlecht gearbeiteten Verbindungen und nicht sehr solide und locker geflochtenen Halmen. Eine Studie und verschiedene praktische Versuche über ihre Anfertigung und Anwendung – sei es bei der Konstruktion von Mauern oder ihrer Verkleidung, der Anwendung, als Decke oder als Bodenbelag – wäre erforderlich; so könnten auch neue Konstruktionsmöglichkeiten gefunden werden.
Die Matten aus *secco* bieten – aufgrund ihrer pflanzlichen Herkunft, ihrer Flexibilität und Transportfähigkeit als Rollen, ihrer Leichtigkeit und thermischen Eigenschaften – als Isoliermaterial und Schattenspender vielfältige Verwendungsmöglichkeiten. Ihre Widerstandsfähigkeit gegen den Angriff von Termiten und Wasser empfehlen sie auch zum Bau dauerhafter Mauern. Die Landbevölkerung beherrscht die Techniken ihrer Herstellung vollkommen, und so stellen sie ein äußerst wichtiges, wieder zu entdeckendes Element einer Bauweise der Zukunft dar.

IV.5.2.3. Verbesserung der Installationen

In diesem Bereich müssen einfache aber wirksame Lösungen gefunden werden, die kostengünstig und für die Bevölkerung anwendbar sind. Lösungen können in der Entwicklung eines natürlichen, ökologischen Systems liegen, wie es seit Jahrzehnten praktiziert wird; erforderlich sind jedoch Anstrengungen, um dies den neuen spezifischen Anforderungen besonders auch der städtischen und dörflichen Gebiete anzupassen. Neben der Entwicklung von Lösungen auf einem technischen Niveau ist eine Arbeit der Sensibilisierung der Bevölkerung ebenso zu leisten wie eine wirksame Kontrolle der Umsetzung der neuen Konzepte.

IV.5.2.4. Verbesserung der Bauplanung gemäß der soziokulturellen Gegebenheiten

Die Verbesserung der Bauplanung ist in Kamerun nicht aufgrund eines soziokulturellen Wandels erforderlich sondern entspringt eher dem Versuch einer Restauration in einer Situation zunehmender Entfremdung durch die alleinige Orientierung an einer westlich-europäischen Bauweise. Die wenigen Beispiele eines Wandels auf der Basis der traditionellen Bauweise finden sich durchweg in den ländlichen Gebieten.
Die Analyse des funktionellen Aspekts in der klassischen Aufteilung und Zuordnung der Räume ermöglicht es uns, einige wichtige Punkte heraus zu arbeiten, die beim Entwurf eines

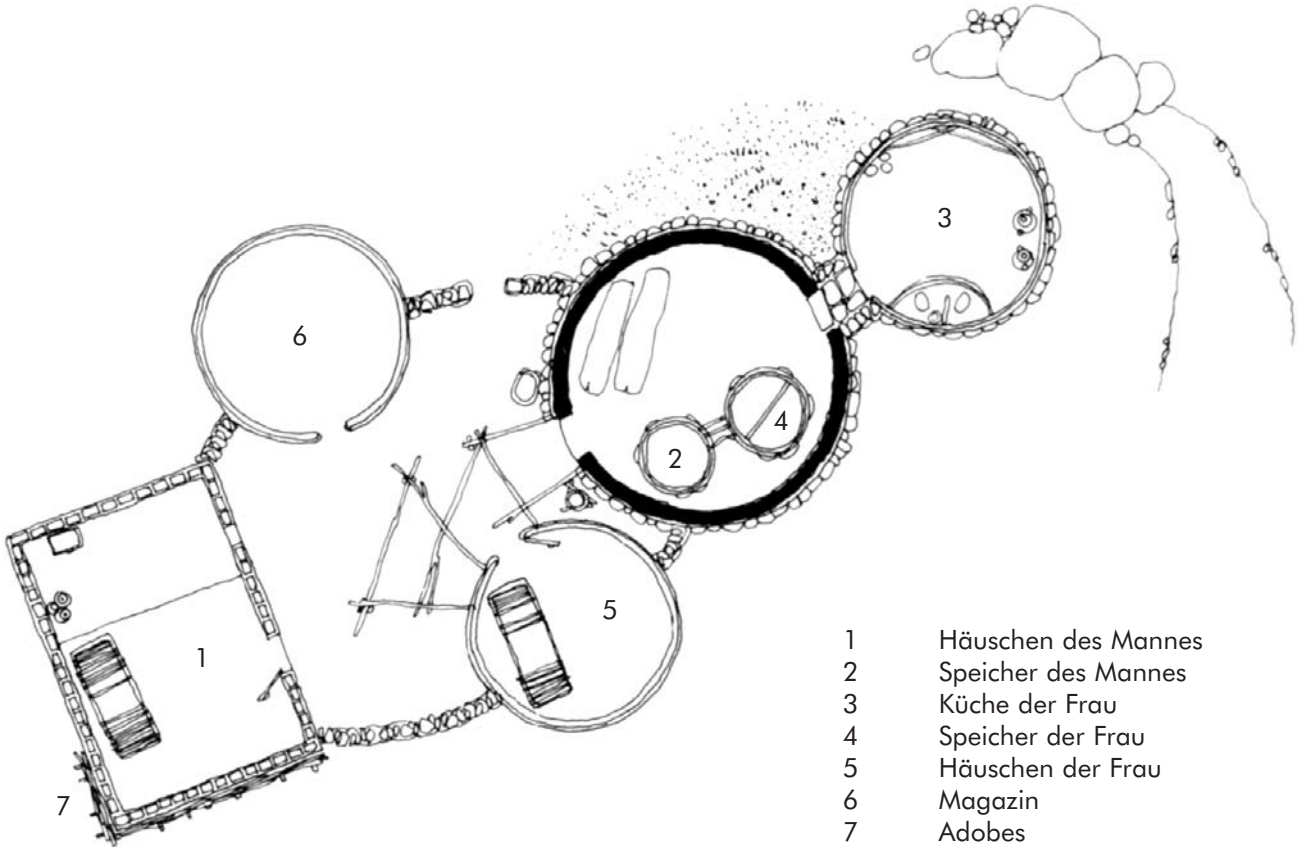


Abb. IV.32
Bsp. Grundriss der Mafa. Quelle: Seignobos 1982, S.85

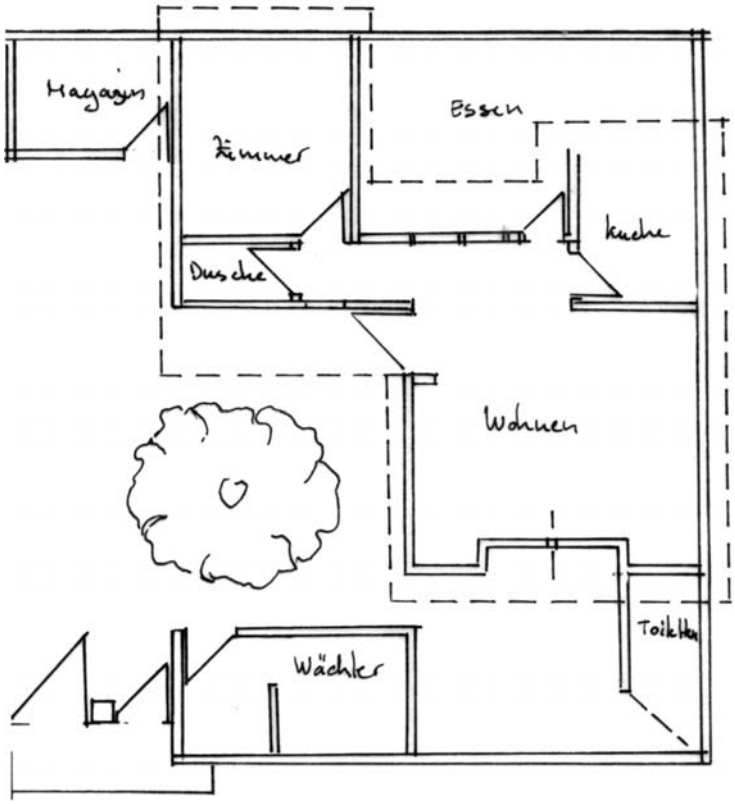


Abb. IV.33
Bsp. Grundriss eines modernes Hauses in Yagoua. Quelle: Simon Taibe

Grundrisses beachtet werden müssen:
Bei den meisten Völkern der Region entspricht die Aufteilung in Räume einer Anordnung von einzelnen Häuschen (*cases*), die miteinander indirekt verbunden oder völlig unabhängig voneinander sein können, der Ordnung der vorhandenen sozialen Strukturen. Dabei ist auch ein Geist von Individualität innerhalb des Kollektivs, das die Konzession bildet, bestimmend. Die Aufteilung, in der die Häuschen nicht miteinander verbunden sind, ist für die Bewohner der Konzession von hoher Bedeutung und sogar eine Notwendigkeit:
Die Anordnung bietet den Mitgliedern der Familie, die eine hohe innere Kohäsion aufweist, innerhalb des Kollektivs einen privaten Raum. Das Gleichgewicht, das auf diese Weise entsteht wird mit dem Verschwinden dieser traditionellen Anordnung empfindlich gestört. Dies drückt sich in einem häufig zu findenden, spürbaren Gefühl des Unwohlseins innerhalb der Großfamilie aus, das sich teilweise in einer strikten Begrenzung der Familie auf die Kernfamilie äußert.
Auch bei der neuen kompakten Bauweise wird häufig mittels eines Nebengebäudes oder eines Anbaus ein Äquivalent geschaffen; hier finden sich dann Räume für die jungen Männer der Familie, für erwachsene Familienmitglieder oder durchreisende Gäste.
Es kann also mit dem Verschwinden der traditionellen Form von einer negativen Auswirkung auf die soziale Organisation ausgegangen werden. Der traditionelle Grundriss führt dazu, dass die Bereitschaft zur Aufnahme neuer Familienmitglieder oder von Gästen in der Familie aufrecht erhalten wird, ohne dass ein Gefühl von Beengung bzw. das Gefühl des Unerwünschtseins in der Wohnstätte entsteht, welches für die ›westlichen‹ Gesellschaften so charakteristisch ist.
Die traditionelle Anordnung birgt somit in sich selbst eine Voraussetzung für den charakteristischen Zug der afrikanischen Gesellschaften, die allgemein als kommunitär und gastfreundlich bezeichnet werden können, in den Konzessionen mit ihrer Umfriedung aus Mauern oder Zäunen, die geschlossen erscheinen und doch für den Empfang jedes Neuankömmlings bereit sind.
Das Bauen in der traditionellen Anordnung stößt besonders in den urbanen Gebieten auf das Problem, dass keine ausreichend großen Grundflächen zur Verfügung stehen; weiterhin wird hier häufig besonderer Wert auf den Komfort gelegt, den ein Grundriss mit untereinander verbundenen Räumen bietet, was sich besonders in den Regenzeiten bemerkbar macht.
Allerdings gibt es auch traditionelle Grundrissmodelle, bei denen die Räume miteinander kommunizieren, so z.B. bei den Mofu. Hier finden sich zwei zentrale Hauptgebäude (Wohnraum und Speicherraum), um die herum – verbunden durch kurze Gänge – einzelne Häuschen angegliedert sind.

Die feststellbaren physischen, räumlichen und sozialen Veränderungen erfordern neue Grundrisstypen, die dem Raumangebot wie den sozialen Bedingungen angepasst sind.
Weiterhin bietet der traditionelle Typ mit seinen verstreuten Einzelgebäuden (evtl. auch als Appartements mit einigen wenigen Räumen) den Vorteil, dass ein frischer Luftzug alle Häuschen oder Appartements erreicht, wobei auch die eigenen Ruhezonen, die mit leichtem Material (besonders aus Pflanzenhalmen) oder in lockerer Bauweise (bei den Bergvölkern) in

der Umgebung der Häuschen abgetrennt sind, über beinahe ungehinderte Luftzufuhr bei gleichzeitigem Schutz gegen die Sonneneinstrahlung verfügen. Diese Ruhezonen können die Form eines Hangars, oder einer Pergola haben. So wird dem extremen Klima Rechnung getragen.
Diese wichtigen Elemente der traditionellen Bauweise (vgl. Schelhasse/Nebel 1998, S. 10/13) jedoch, die in vielfältigen Varianten zu finden sind, gehen beim Bau in der sogenannt ›modernen‹ Form fast völlig verloren. Ersatz soll die ›Veranda‹ bieten, die in den Grundriss, meist an der Vorderseite, integriert und somit auch überdacht ist. Damit sind innerhalb der Konzession die privaten Räume verloren gegangen, in denen Ausruhen und Erholung ohne Öffentlichkeit möglich waren; denn die Veranda des ›modernen‹ Hauses, so angenehm sie auch sein mag, bleibt doch ein öffentlicher Raum, der sowohl Fremden wie auch allen anderen Bewohnern der Konzession selbstverständlich zugänglich ist. Sie kann nicht dieselbe Funktion erfüllen wie die vielfältigen Ruhezonen, die der traditionelle Grundriss bietet: neben dem ›öffentlichen‹ Bereich, der allen zugänglich ist kann jede(r) einzelne über ein Häuschen mit Küche und Speicher und eine ›Veranda‹ verfügen, einen kleinen Hof oder ein Gärtchen. Neben den wirtschaftlichen Vorteilen, die diese Bauform bietet (siehe Kapitel IV.3. dieser Arbeit), kann das Ensemble den Veränderungen über die Zeit angepasst werden: der Zahl der Kinder, Todesfällen und neuen Familiengründungen.
Für den Einzelnen bedeutet die Bauform einen persönlichen Raum, sowie eine relativ große Bewegungs- und Gestaltungsfreiheit: der persönliche Raum kann vom Einzelnen selbst gestaltet werden, was sich meist im Rahmen der überlieferten, traditionellen Regeln abspielte; doch auch diese verlieren sich heute oder sind zumindest Änderungen unterworfen (vgl. Kap. III, insbesondere Abschnitte III.2.2. und III.2.6.)
Es kann somit insgesamt von einer lebendigen Bauform gesprochen werden: die Konzession hat quasi einen eigenen Lebenszyklus: Sie wird geboren, lebt, ist dabei Änderungen unterworfen und stirbt auch wieder, wird verlassen.
Indem das Haus dauerhaft[84] gebaut wird, wird es dagegen zu einer statischen Struktur; die Flexibilität ist sehr reduziert; wenn es also auch die Erfordernis nach dauerhafteren Bauten gibt, muss dabei dennoch ein gewisses Maß an Flexibilität erhalten werden, was letztendlich nur beim System des Ensemble von Einzelgebäuden möglich ist, wobei ein gemeinsam benutztes Einzelgebäude als festes Element denkbar ist. Eine andere Möglichkeit wäre eine Bauweise, die eine Erweiterung in die Vertikale durch Aufsetzen eines weiteren Geschosses bei Bedarf erlaubt; hierfür müssten beim Grundelement die entsprechenden statischen Voraussetzungen geschaffen werden und ein einfacher Umbau vorgesehen sein. Auch eine Kombination aus diesen beiden Varianten ist möglich.
Andererseits muss auch die spezifische Situation in den städtischen Gebieten betrachtet

[84] Die dauerhafte Bauweise entspricht einem Bedürfnis, das dem soziokulturellen Wandel entspringt. Die Auffassung, dass der Lebenszyklus der Wohnstatt direkt mit dem eines bestimmten Mannes verknüpft sei, ist weitgehend überholt, und die Familienmitglieder rücken weiter ins Bewusstsein; Grund und Gebäude werden als Eigentum angesehen, das vererbbar ist (siehe Kap. I und II)

werden: hier steht das Verständnis von einem Wohnhaus als Heim, in dem man sein ganzes Leben verbringt, neben dem von einem Haus als zeitweiliger Wohnstatt, wobei die Option, ein Haus oder eine Wohnung zu mieten nahe liegt.
Weiterhin stellt sich im urbanen Kontext das Problem des begrenzten Flächenangebots, was eine möglichst rationelle Nutzung der zur Verfügung stehenden Fläche erfordert. Diese Besonderheiten können der Anwendung der ›Modulbauweise‹ in vielen Fällen entgegen stehen oder große Modifikationen erfordern wie z.B. die Verringerung der Anzahl der Module und Innenhöfe.

Erforderlich sind Höfe im Kontext der Lebensweise[85] in den Städten im heißen Klima Afrikas, und zwar:
- ein gemeinsamer Hof,
- ein privater Hof, zu dem nur die Familie Zugang hat,
- oder auch getrennte Höfe für Jungen und Mädchen.

Konzept 1:	Wohnung	Schlafzimmer	+	je ein persönlicher Hof
		Wohnzimmer	+	Veranda oder gemeinsamer Hof
Konzept 2:	Wohnung	Schlafzimmer	+	Hof nur für die Familie
		Wohnzimmer	+	Veranda oder gemeinsamer Hof
Konzept 3:	Wohnung	Schlafzimmer	+	Hof für Jungen
			+	Hof für Mädchen
		Wohnzimmer	+	Veranda oder gemeinsamer Hof

Diese Konzepte können im Grundriss horizontal oder vertikal umgesetzt werden, wobei als Vorbild für eine vertikale Umsetzung die traditionellen Formen der Dachterrasse dienen können, die beispielsweise bei den Kotoko in Kamerun zu finden sind (Abschnitt II.2.4.2.).

Verbesserungen der Gebäudeöffnungen
Bei den meisten der heute gebauten, angepassten traditionellen Häuschen findet man heute schon eine Verbesserung hinsichtlich der Gebäudeöffnungen: Fenster sind vorhanden und bieten bessere Lichtverhältnisse und eine bessere Belüftung; dieser Wandel ist gleichermaßen im urbanen wie im ländlichen Raum zu beobachten.

[85] In den engen Wohnvierteln entsteht oft eine Promiskuität, welche mit dem Mangel an Raum in Zusammenhang steht; dies kann der Mangel an Schlafräumen sein, aber auch das Fehlen der privaten Höfe, welches den Lebensraum der Bewohner massiv beschneidet. Zu manchen Zeiten ist es in den heißen Zonen praktisch unerträglich, sich in einem geschlossenen Raum aufzuhalten oder gar im Haus zu schlafen. Ein Ausruhen im Freien und auch das Verrichten notwendiger Aktivitäten in möglichst leichter Bekleidung führen beim Fehlen privater räume im Freien notwendig zu unangenehmen Indiskretionen; deshalb ist das Vorhandensein solcher geschützter Privaträume eine echte Erfordernis, der die traditionelle Bauweise gerecht wird.

Abb. IV.34
Wohnhaus der SIC Maroua - westliche (uniformisierte) Bauweise. Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. IV.35
Detailansicht von Balkon und Küche: Zerstörung durch die Anpassung traditioneller Lebensformen an die westliche Bauweise. Quelle: L. Marthaler, 1999

Die Form – kultureller, künstlerischer Aspekt

Die traditionelle afrikanische Bauweise ist, wie alle traditionellen Bauweisen der Erde ein Ausdruck künstlerischen Schaffens. Jede Volksgruppe drückt ihre Identität auch in einem besonderen Baustil aus. Die Wohnstatt ist damit nicht nur der Ort, an dem Leben stattfindet; vielmehr trägt auch ihre Form die kulturellen Züge eines Volkes oder einer Gruppe von Menschen. In diesem Sinne kann der traditionelle Habitat auch als kulturelles Erbe betrachtet werden, das es zu erhalten gilt. Die Betrachtung aus dieser Perspektive zielt nicht darauf ab, aus dem traditionellen Habitat ein Objekt der Betrachtung wie in einem Museum zu machen[86]. Die Idee, aus dem traditionellen Habitat ein Museumsobjekt zu machen, beinhaltet zwei Aspekte:

– er kann so bewahrt werden und als Quelle von Daten und Informationen dienen;
– gleichzeitig drückt sich in dieser Idee eine Fehleinschätzung der Realität aus: die traditionelle Architektur ist keineswegs eine Tatsache, die der Vergangenheit angehört; sie gehört auch heute zum Alltag sehr vieler Menschen in ländlichen Gebieten, die durch eine Verwendung des Habitats als Touristenattraktion oder reines Anschauungsobjekt in gewisser Weise stigmatisiert würden.

Erforderlich wäre demnach sowohl eine Sicherung der Informationen über den traditionellen Habitat als historisches Erbe, als auch eine Aufbereitung dieser Informationen für die Menschen, für die sie eine lebendige Realität bedeuten.

Das Interesse, das dem traditionellen Habitat gegenüber von der Seite einiger Behörden-vertreter mit solchen Gedanken zum Ausdruck gebracht wird, weist auf ein Interesse an diesem Objekt hin. Dieses Interesse entspringt dem selben inneren Bedürfnis, welches auch der Kunst zugrunde liegt – dem Bedürfnis nach Schönheit und Harmonie.

Die Architektur in Afrika spiegelt in ihrer Vielfalt auch die Vielfalt afrikanischer Kunst wieder, die weniger durch Statik als durch Lebendigkeit geprägt ist. Der Konstrukteur ist gleichzeitig ›Techniker‹ und Künstler. Die Linien, Formen und die Materialien sind nicht steriles Objekt in seinen Händen, sondern eher lebendiges Material, dem er – gemäß seiner eigenen Lebensart – eine bestimmte Bedeutung zuspricht. So entsteht eine Art Einheit zwischen ihm selbst und seinem Bauen.

Hieraus entspringt auch der Eindruck der Einfachheit trotz der teilweise augenscheinlich komplexen Formen – die Bewohner wissen das ganze Raumangebot zu nutzen. Gleichzeitig ist die Form dem Bewohner angepasst, ganz im Gegensatz zum Prinzip der sogenannten ›modernen‹ Häuser. Diese mögen in ihrer Form ebenfalls einfach sein, haben aber nicht dieselbe doppelte Ausstrahlung wie die traditionellen Bauten. Sie sind aus einem inneren Komplex entstanden und können damit auch kein anderes Gefühl als diesen Komplex vermitteln. Dagegen hat die ›moderne‹ Bauweise im europäischen Kontext, aus der sie stammt, durchaus dieselbe Ausstrahlung: sie ist angenehm, klar und einfach. Ihre Einführung in Afrika geht auf Europäer zurück, die sich in Afrika niedergelassen haben und eines

[86] dies wäre übrigens ein Zugang, wie er auch in der Verwaltung der Provinz anzutreffen ist.

Abb. IV.36 | Abb. IV.37 | Abb. IV.38 | Abb. IV.39
Zum Vergleich: moderne und modernisierte traditionelle Häuschen (Tokombere).
Quelle: L. Marthaler, 1999

Habitats bedurften, das ihnen und ihrer traditionellen Lebensweise entsprach. Dennoch kann dieses Erbe nicht einfach übernommen und können die modernen Afrikaner nicht schlicht zu Europäern werden, dies wäre in sich absurd. Sinnvoll wäre es, die Tatsache zu akzeptieren, dass diese Bauweise einen großen Einfluss hat und dann den Versuch zu unternehmen, dies als Bereicherung für das Vorhandene zu nutzen – zunächst im kulturellen Bereich – um sich dann der Entwicklung eines ›modernen‹ *afrikanischen* Habitat öffnen zu können. Damit wird eine Anpassung an den Menschen von heute möglich, wobei dieser sich kulturell betrachtet auch in ständiger Transformation und Weiterentwicklung befindet. So wird gefördert, und nicht zerstört. Zusammenfassend können wir sagen, dass ein Bezug zur Kultur vermisst wird und das Gefühl entsteht, ein ›künstliches‹ Leben zu führen (vgl. Aussagen in den Interviews im Anhang)

Aus der Harmonie zwischen dem Menschen und dem Habitat in Anpassung an die natürliche Umwelt, aus dem Charakteristikum des Natürlichen mit seiner gleichzeitigen Einfachheit und Klarheit heraus können wir der traditionellen afrikanischen Bauweise eine Schönheit zusprechen, die teilweise wohl wieder zu entdecken wäre, sowohl in ihrem Wesen als auch in den verschiedenen Formen, die sie zeigt. Die äußeren Anzeichen für diese Suche nach dem Schönen und der Harmonie durch die Baumeister bestehen zunächst in den weichen Linien der runden, organischen und auch geometrischen Formen, was in sich einen Eindruck von Schönheit hinterlässt.

Die Eleganz in den Formen der Mauern und der Dächer fällt angenehm auf, ebenso die Verzierungen und Dekore in den wohltuenden Naturfarben. Diese Züge, die der Kunst eigen sind, weisen darauf hin, dass die afrikanische Bauweise keinesfalls nur aus der Not geboren und Gegenstand nackten Überlebenswillens ist, sondern sie ist ein Ausdruck von lebendigen Kunst[87]. Und genau hier liegt enormes Potenzial verborgen, dessen sich Bauleute und Architekten von heute und in der Zukunft bewusst sein sollten, und sie sollten an seiner Entwicklung arbeiten. So könnten nicht nur die afrikanischen Städte und Dörfer eine große Bereicherung erfahren.

Im gegenwärtigen Wandlungsprozess, dem der afrikanische Habitat unterliegt, stellt sich von neuem die Frage: Wer ist der heutige Konstrukteur, wer der heutige Architekt/Stadtplaner? Welches ist seine Rolle und wie beeinflusst er die Architektur/Stadt- und Dorfentwicklung vor Ort? Welche Zukunft hat die afrikanische Architektur?

[87] Lauber (1988, S.16) schreibt: „Die traditionelle afrikanische Kunst erhielt einen wichtigen Stellenwert in der Kunstgeschichte der Weltkulturen. Afrikanische Kunstwerke, Statuen, Masken und Malereien haben wesentliche Einflüsse auf die moderne Kunst des Abendlandes ausgeübt. Maler wie Picasso, Matisse und Derain und die deutschen Expressionisten Kirchner, Heckel, Schmitt-Rottluff, die Bildhauer der frühen Moderne wie Brancusi oder die heute Lebenden Baselitz und Antes haben afrikanische Kunstwerke gesammelt und in ihrem Werk verarbeitet. In einer bedeutenden Ausstellung im Museum of Modern Art New York wurden 1984 diese Zusammenhänge aufgezeigt.“

IV.6. Die Rolle des Architekten/Stadtplaners in Afrika

IV.6.1. Einführung

In Afrika – zumindest in Kamerun – gibt es ursprünglich keinen Ausdruck für den Architekten und Stadtplaner nach heutigem Verständnis[88]. Man könnte aber umgekehrt versuchen, die Bedeutung des Wortes in die lokalen Sprachen zu übersetzen und müsste dann von einer Person sprechen, die Häuser entwirft. In der traditionellen Gesellschaft ist dieselbe Person gleichzeitig Planer und Erbauer. Daher gibt es hier bis heute kein Verständnis von der Arbeit des Architekten. Wenn überhaupt ist er derjenige, der die Häuser der ›Weißen‹ entwirft, der Spezialist für die ›moderne‹ Bauweise.
Aus der Betrachtung der verschiedenen Aktivitäten in dem Bereich könnte man sagen, dass letztlich jeder Landbewohner ein Architekt ist, und mehr noch, er ist in seinem Umfeld Architekt, Ingenieur und Erbauer. Jeder heranwachsende junge Mann übt sich im Entwerfen und in den Techniken des traditionellen Hausbaus. Die Kenntnisse werden vom Vater oder den männlichen Verwandten an den Sohn weitergegeben, und ab dem Alter von 14 – 16 Jahren üben sich die Heranwachsenden (in Nordkamerun) im Bau ihres eigenen Häuschens; so verbessern sie ihre Fertigkeiten, bis sie schließlich in der Lage sind, ihr eigenes Gehöft aufzubauen, wenn sie heiraten und die Familie verlassen; mit ihren eigenen Händen (unterstützt von der Familie und den Nachbarn) gründen sie ihr Heim und symbolisch somit auch ihre eigenen Familien. Dies ist ein durchaus ›ganzheitliches‹ Vorgehen: es umfasst theoretische wie praktische Aspekte und Elemente, hat die Planung, den Bau und die Reflexion über die Funktionalität eines Hauses zum Inhalt. Ihm liegt ein Wissen über soziokulturelle, politische, wirtschaftliche, ökologische und sozioreligiöse Inhalte zugrunde, welches in der jeweiligen Familie, der Gruppierung oder dem Volk weitergegeben wird. Kein Aspekt wird vernachlässigt oder vergessen, bis hin zur Berücksichtigung der sozialen Rollenzuteilung nach Menschentyp, Alter oder Funktionen. Oben wurde vom Jugendlichen gesprochen, der den Hausbau erlernt; in den ethnischen Gruppe unterschiedlich werden die Arbeiten beim Hausbau nach Alter und Geschlecht aufgeteilt. Männer, Frauen und Kinder haben jeweils unterschiedliche Aufgabengebiete; so wird der Bau zu einer Angelegenheit der ganzen Familie und der Gesellschaft.
Bei den Ethnien der Provinz sind die Maurerarbeiten, Dachkonstruktion und die Umfriedung (›Hochbaukonstruktion‹) meist eine Domäne der Männer, während die Innenarchitektur eine Angelegenheit der Frauen ist (Bau des Mobiliars, der Betten, der Herdstatt, Herstellung von Haushaltsgeräten, Wandmalerei/Ausgestaltung mit Ornamenten u.ä.).

[88] Diese Aussage ist insofern zu relativieren, als in Afrika vielfältige Zeugnisse architektonischer Kunst vorhanden sind (Pyramiden, Timbuktu u. dgl.), die sicherlich durch ›Architekten‹ konzipiert wurden; die Aussage betrifft damit erstens den Bereich des Habitat und zweitens die Alltagssprache der Gegenwart und jüngeren Vergangenheit

IV.6.2. Der Architekt/Stadtplaner heute

Der Berufsgruppe der Architekten/Stadtplaner in der Gesellschaft vor Ort kommt im Bereich des staatlichen Bauwesens und im urbanen Milieu, sowie bei der kleinen Schicht der Privilegierten in der Bevölkerung, die über materiellen Reichtum verfügt, Bedeutung zu.

Daher ist die Feststellung, dass die meisten ausgebildeten Architekten/Stadtplaner sich im städtischen Bereich niederlassen und dort tätig werden, nicht überraschend. In Kamerun jedoch sind beispielsweise ca. 70 % der Architekten arbeitslos[89], wobei in den Städten durchaus eine Bautätigkeit zu verzeichnen ist und hier weiterhin ca. 90 % aller Gebäude unter Mitwirkung eines Architekten errichtet werden[90].
Diese Situation kann als charakteristisch für den größten Teil Zentralafrikas betrachtet werden. Zu erklären ist dies durch die hohen Kosten, die das Engagement eines Architekten/Stadtplaners darstellt, was für die allermeisten unannehmbar oder einfach unbezahlbar ist; dies betrifft sowohl die Schicht, die über ein mittleres Einkommen verfügt als auch besonders die Armen, so dass für über 90 % der Bevölkerung Kameruns das Engagement eines Architekten aus diesem wirtschaftlichen Grund nicht in Betracht kommen kann (vgl. auch die Kostenschätzungen in Kap. IV.3. dieser Arbeit).
Dies gilt für die Städte und noch mehr für die ländlichen Gebiete, deren kulturellen Besonderheiten dem Architekten/Stadtplaner wiederum meist auch nicht vertraut sind.

Außer in einigen wenigen Projekten arbeiten heute die Architekten/Stadtplaner in Kamerun exakt nach der ›westlichen‹ Arbeitsweise, wobei die meisten ihr Studium in Europa, und nur die wenigsten in einem afrikanischen Land absolviert haben[91]. Dabei erhielten sie häufig keine besondere Ausbildung für die Anforderungen in ihren Heimatländern; das häufige Fehlen einer inneren Verbindung zwischen den Studieninhalten und den soziohistorischen,
-kulturellen, -wirtschaftlichen und -ökologischen Bedingungen im Herkunftsland führen dazu, dass es den in Europa ausgebildeten afrikanischen Architekten/Stadtplanern an Kenntnissen bezüglich einer angepassten Architektur/Stadtplanung fehlt. Dieser Mangel macht sich ›im Feld‹ bemerkbar und macht den Architekten/Stadtplaner zum Fremden in seinem ›natürlichen‹ Lebensumfeld[92].

---

[89] Aussage des Präsidenten der nationalen Architektenkammer im kamerunischen Fernsehen (CRTV) im Juli 1999

[90] Zur selben Zeit (1999) war in der Provinz *Extrême-Nord* nur ein einziger Architekt ausfindig zu machen; dieser arbeitete in Kaele und hatte gleichzeitig einen Arbeitsvertrag mit der (katholischen) Diözese Maroua-Mokolo

[91] In Kamerun gibt es keinerlei Möglichkeit zum Studium der Architektur; praktisch alle Architekten erhielten ihre Ausbildung in Europa, seit den 80er Jahren absolvierten einige wenige ihr Studium in Senegal oder Togo

[92] Diese Kritik betrifft sicherlich zunächst die Ausbildung der ersten Generationen afrikanischer Architekten; mittlerweile ist die Bedeutung der kulturellen Gegebenheiten in den Herkunftsländern für die Architekturausbildung stärker ins Bewusstsein gerückt

Abb. IV.40
Moderne Stadt: (geplantes) Zentrum von Yaounde. Quelle: Abba Kachi

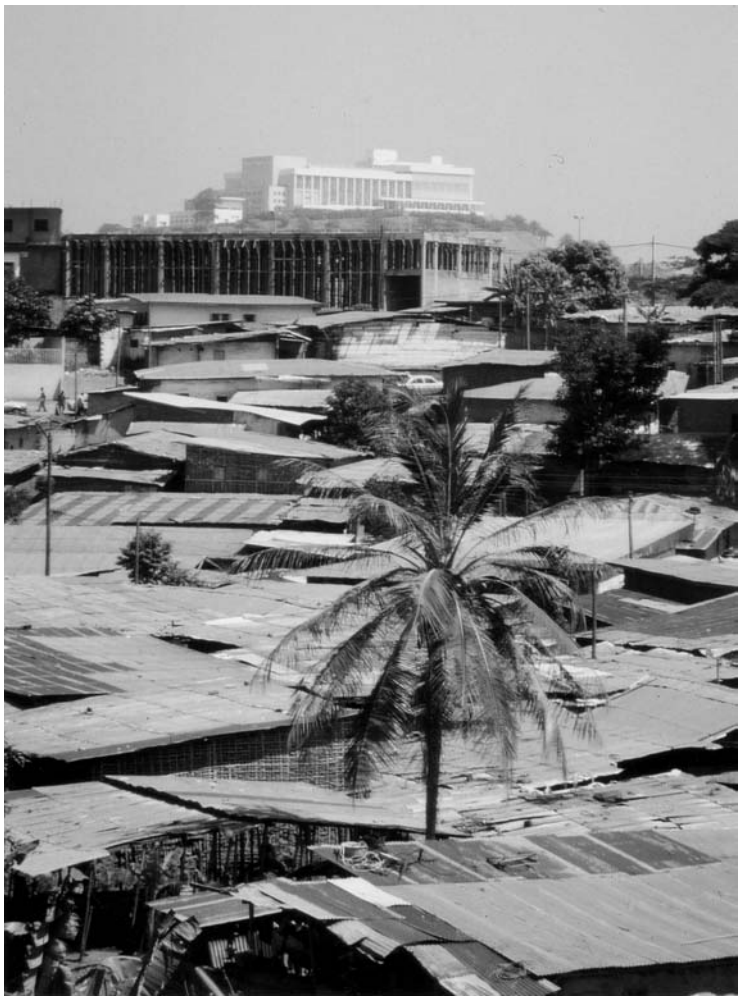


Abb. IV.41
Moderne Stadt: (ungeplantes) Zentrum von Yaounde - *Quartiers populaires*. Quelle: Abba Kachi

Drei Verhaltensweisen sind in dieser Situation denkbar:

– Der Architekt/Stadtplaner lässt sich im urbanen Raum nieder und versucht anzuwenden, was er gelernt hat. Dabei wird er, wie der Architekt Friedmann es sagt, dem Kunden anbieten und beinahe aufzwingen, was er im Studium gelernt hat, weil er es für gut und wertvoll hält. Der Kunde auf der anderen Seite ist davon überzeugt, dass er selbst nichts oder wenig vom Fach versteht; angesichts schwieriger Fachbegriffe und mehr oder weniger komplizierter Erklärungen, die ihm der Architekt/Stadtplaner gibt (vgl. Friedman 1978, S. 18f.).
– Der Architekt/Stadtplaner ist sich bewusst, dass seine Kenntnisse, die er auf im Studium erworben hat, im kulturellen Kontext nicht ausreichend sind: Er versucht, einen Kompromiss zu finden, indem er sich den gegebenen Umständen anpasst.
– Der Architekt/Stadtplaner ist sich bewusst, dass das Gelernte den Rahmenbedingungen, unter denen er arbeiten soll, nicht entspricht. Er beginnt ein neues Studium im gegebenen Umfeld und berücksichtigt dabei besonders die sozialen und kulturellen Gegebenheiten. Dies stellt eine kulturelle Anpassung im Fachbereich dar.

Unter diesen drei Möglichkeiten werden von den meisten Architekten/Stadtplanern die beiden erstgenannten gewählt – vor allem weil sich ihnen hier der Verdienst des Lebensunterhaltes ermöglicht. Betrachtet man die dritte Variante, so stellt sich hier das Problem, dass die Betroffenen dafür zunächst eine Unterstützung von außen benötigen. Dabei ist für den Fall von Kamerun festzuhalten, dass in den vorhandenen staatlichen Strukturen und Programmen eine Möglichkeit zur Unterstützung eines solchen Vorhabens noch nicht gegeben ist. Auch von privater Seite ist eine Unterstützung meist nicht zu erhoffen. Die Entscheidung des einzelnen Architekten/Stadtplaners für eine der beschriebenen Möglichkeiten, beeinflusst maßgeblich die Rolle, die er in seinem Beruf im lokalen Kontext spielt.

IV.6.3. Überlegungen zur Neudefinition der Rolle des Architekten/Stadtplaners

Der Blick auf die afrikanischen Städte heute zeigt die Arbeitsweise der Architekten/-Stadtplaner in der Stadt. Die Städte haben zwei Gesichter: eine Seite, die sich in den von Architekten/Stadtplaner geplanten Vierteln zeigt; sie stellt eine moderne Gesellschaft, eine beinahe identische Kopie der modernen ›westlichen‹ Metropolen dar. Die zweite Seite bilden die Elendsviertel (*quartiers populaires).* Auf dieser Seite ist kein Wirken eines Architekten/Stadtplaners mehr spürbar. Die Häuser erfordern nur minimale finanzielle Mittel[93].

Die Situation in den Städten, der hohe Anteil arbeitsloser Architekten/Stadtplaner – wobei es

[93] Die wenigen freien Architektur-/Stadtplanungsbüro arbeiten für die Reichen oder führen Projekte durch, die sie bei Ausschreibungen von privaten Firmen oder staatlichen Stellen ›gewonnen‹ haben. Viele Architekten/-Stadtplaner sind im Ministerium für Stadtplanung und Wohnungsbau tätig. Organisiert sind die Architekten/-Stadtplaner in einer Kammer. Nach einem praktischen Jahr in einem Büro ist die Mitgliedschaft möglich und darf ein Büro eröffnen.

insgesamt nicht sehr viele Architekten/Stadtplaner gibt – stellt den Beruf des Architekten/-Stadtplaner im gegebenen Kontext in Frage. Damit ergibt sich die Notwendigkeit, die Rolle des Architekten/Stadtplaner, die Organisation seiner Arbeit und deren Umsetzung neu zu definieren.

Überlegungen zur Rolle des Architekten/Stadtplaners müssten also zunächst darauf hinzielen, dass die Ausübung des Berufes nicht weiter Grundlagen voraussetzt, die bei der örtlichen Bevölkerung und im ganzen Land nicht gegeben sind. Dies bedeutet, dass alle Strukturen, die es im Moment gibt, auf ihre Anpassung an die gegebenen Bedingungen hin untersucht werden müssten. Parallel dazu müssten die Architekten/Stadtplaner selbst sich der Tatsache bewusst werden, dass sie eigentlich noch nicht für ihre Arbeit auf afrikanischem Boden qualifiziert sind, wenn sie ihr Studium abgeschlossen haben.

Während die Architekten/Stadtplaner der ersten Jahrzehnte nach der Unabhängigkeit (bis etwa 1980), vom freundlicheren wirtschaftlichen Umfeld profitierten und sich ohne größere Schwierigkeiten niederlassen konnten, sind die der 90er Jahre schwierigeren Bedingungen ausgesetzt und besonders von der Arbeitslosigkeit betroffen. Seither ist zu beobachten, dass es in Kamerun zunehmend Versuche einzelner Architekten/Stadtplaner gibt, sich auch in kleinen Städten, regionalen Zentren niederzulassen, wie z.B. der erwähnte Architekt in Kaele. Diese Tendenz könnte unter zwei Aspekten begründet werden; erstens von der Situation in den Städten her, wo eine gewisse Sättigung an Architekten/Stadtplanern eingetreten ist und daraus folgend die Suche nach neuem Terrain in den ›unterversorgten‹ Regionen. Zweitens könnte aus fachlicher Sicht das Bestreben leitend gewesen sein, einen Beitrag zur Entwicklung des Wohnungsbaus in den Regionen zu leisten[94].

Allerdings hat der regional niedergelassene Architekt/Stadtplaner keinerlei direkten Einfluss auf die Entwicklung der Stadt oder der Region, da diese von den Beamten der Stadtverwaltung bestimmt wird[95].

Gleichzeitig ist er auch für die Bevölkerung, die ihren Traditionen noch stärker verbunden ist, selbst ein Fremder.

Ob im urbanen oder regionalen Kontext – die Zukunft des Architekten hängt von der Rolle ab, die er bei der Entwicklung von Städten und Regionen spielen können wird. Sie hängt davon ab, wie diese Entwicklung vor sich gehen wird. Damit verbunden ist die Frage nach der Zukunft der Architektur und der Stadt- und Dorfentwicklung vor Ort.

---

[94] Beide Aspekte können für die Entscheidung eines Architekten bestimmend gewesen sein. Seine Situation im regionalen Kontext ist jedoch keineswegs mit geringeren Schwierigkeiten belastet, als dies im urbanen Kontext der Fall ist. Außer einigen wenigen Projekten, die von regionalen Unternehmen oder privaten Auftraggebern ausgeschrieben werden, gibt es durch das zentralisierte Verwaltungssystem in Kamerun praktisch nur in der wirtschaftlichen Hauptstadt Douala und der politischen Hauptstadt Yaounde Arbeit. Nur dort findet man die allermeisten Architekten/Stadtplaner.

[95] Diese Beamten sind oft nach politischen Gesichtspunkten auf die unterschiedlichen Posten verteilt worden. Im Fall von Kaele ist es ein einfacher Grundschullehrer, der als *Délégué des Départements* (Ressortchef) für Stadtplanung und Wohnungsbau die ministerialen Entscheidungen umsetzt. Ein positiver Beitrag zur Entwicklung der Region ist unter diesen Bedingungen beinahe unmöglich.

IV.6.4. Die Rolle des Architekten/Stadtplaners in der Zukunft

Zunächst ist eine Klärung der Rollen, die die beteiligten Akteure spielen, erforderlich. Das bedeutet zunächst, dass der Architekt/Stadtplaner sich als solcher der Bevölkerung bekannt machen sollte, er sollte Möglichkeiten zur Kommunikation und schließlich Zusammenarbeit mit der Bevölkerung finden.

IV.6.4.1. Sich bekannt machen

Sich bekannt zu machen, setzt eine Sprache voraus, die die Inhalte des Metiers zu transportieren vermag. So müsste der Architekt/Stadtplaner zuerst versuchen zu verstehen, was der Mensch in seiner Sprache und Tradition unter den Begriffen ›Entwerfen‹, ›Planen‹, ›Bauen und Wohnen‹ usw. versteht. Das heißt, dass der erste Schritt des Architekten/-Stadtplaners in einer Phase des Lernens besteht. Gegenstände des Lernens sind die Geschichte, die Kultur, der soziale, politische und wirtschaftliche Kontext der Gegenwart, innerhalb derer die betreffende Bevölkerung lebt. Der Architekt/Stadtplaner soll die Denkweise, Methoden, Techniken und Mythen der Bevölkerung bezüglich des Bauens gut kennen.
Ist dieser erste Schritt gut gelungen, folgt der zweite, welcher in der Revision**,** der Übersetzung und der Auswertung der Kenntnisse besteht, die der Architekt während seines Studiums erworben hat. Damit ist schließlich die Voraussetzung geschaffen, um neue Wege zu finden, an denen auch die Bevölkerung Interesse hat, eine gemeinsame Sprache zu entwickeln und eine Arbeitsmethode, die für den Architekten/Stadtplaner – und für die Bevölkerung – praktikabel und nützlich ist.
In diesen beiden ersten Schritten wurde die wichtige Rolle klarer, die der Architekt/-Stadtplaner bei der Entwicklung des Habitat zu spielen hat. Diese muss ihm selbst bewusst werden. So kann er verhindern, dass er lediglich die ›westliche‹ Baukultur verkörpert, und er wird dazu beitragen können, dass eine originale und praktikable Baukultur – eine reflexive Baukultur – entsteht.

IV.6.4.2. Die Bevölkerung bilden

Das Interesse des Architekten/Stadtplaners an der traditionellen Baukultur der Bevölkerung sollte auch bewirken dass das Interesse der Bevölkerung an ihrer eigenen Sache geweckt und ihr Entwicklungspotenzial gefördert wird. Die Aufgabe des Architekten/Stadtplaners besteht nun darin, in den Menschen das Bewusstsein zu wecken, dass das, was sie besitzen, auch wertvoll und ausbaufähig ist. Damit bekommt der Architekt/Stadtplaner die Rolle als Ausbilder der Bevölkerung, welche aber durch einen Austausch an Kenntnissen, Methoden und Techniken bestimmt sein sollte. Auch dafür ist eine neue Rollendefinition erforderlich!
Wenn die Menschen in den Regionen und in den ärmeren Vierteln der Städte traditionell selbst diejenigen sind, die ihre Häuser entwerfen und errichten – warum versucht der

Architekt/Stadtplaner dann nicht, Teil dieses ursprünglichen Vorgangs zu werden, das heißt, am Entwurf und der Umsetzung am Bau mitzuwirken – mittels eines Austauschs, mittels Ratschlägen, die in Form einer Beratung gegeben werden könnten? Damit wäre der Architekt/Stadtplaner von seinem ›klassischen‹ Berufsverständnis als demjenigen, der ein Haus oder eine Siedlung entwirft und plant oder untersucht, ein ganzes Stück entfernt. In gewisser Weise wären damit die Rollen sogar vertauscht.

Der Architekt Y. Friedman entwickelte 1978 in seinem Werk „L'architecture de survie" eine Theorie, die dem hier entworfenen sehr nahe steht. Er spricht von *Autoplanification* und beschreibt die Rollen, die die Beteiligten bei einem solchen Prozess spielen könnten.

In einem Prozess der Autoplanification nach Friedman kommt dem Architekten die Aufgabe zu, eine Methode der Kommunikation zwischen dem künftigen Bewohner und ihm selbst zu finden. Dies ist nur in einer Sprache möglich, die auf dem Prinzip eines Dialogs aufgebaut ist (vgl. Friedman 1978, S. 45). Die Rolle des Architekten/Stadtplaner wäre demnach zunächst die des Entwicklers einer „Grammatik der Architektur" (siehe dazu auch Alexander u.a. 1977), die es dem Bauherrn erlaubt, selbst einen Plan auf Papier zu bringen, eine Symbolsprache, die es ihm also ermöglicht, „*de dégager les propriétés ‚inhérentes' à la conception de son plan et, surtout, de mettre en évidence ces propriétés par rapport à son projet de vie, à la manière de vivre qu'il envisage*" – „die Besonderheiten, die in seinem Entwurf ‚angelegt' [*inhérents*] sind, wirksam werden zu lassen, und, vor allen Dingen, diese Besonderheiten im Zusammenhang mit seinem [des Bauherrn, L.M.] Lebensprojekt, der Art zu leben, die er anstrebt, aufzuzeigen" (ebd.; Hervorh. i. Orig).

Damit ist es der zukünftige Bewohner selbst, der die Entscheidungen trifft, nachdem er sich die Sprache angeeignet hat. Diese Vorgehensweise unterscheidet sich grundsätzlich von der bisher üblichen, in der der Bauherr eigentlich nichts zu sagen und den Planern nur zu helfen hat, für ihn Entscheidungen zu treffen (vgl. ebd., S. 45/46).

Friedman hat einige Untersuchungen über eine solche Sprache angestellt und Erfahrungen damit gesammelt (siehe dazu ebd., S. 22 – 24); zur Rolle des Architekten als Entwickler der Grammatik käme also die eines ›Ausbilders‹.

Die Ideen von Friedman bzw. Alexander u.a. haben sich auf internationaler Ebene nicht durchsetzen können. Statt dessen haben G. Reinhard und N. Hamdi u.a. (1997) andere Ansätze entwickelt, wie dem zukünftigen Bewohner eine aktive Teilnahme (Partizipation) am Entwurf seines Hauses ermöglicht werden kann (siehe auch N. Hamdi 1991).

Dennoch kann man sich vorstellen, dass eine alternative Methode Fuß fasst. Die Symbolsprache, die genutzt wird, transportiert letztlich doch eher die westliche Bauweise und ist in den Dörfern Afrikas schwer anzuwenden: So ist diese Symbolsprache recht kompliziert und es finden sich keine oder wenige Interpretationen der eigenen Objekte, z.B. der Speicher (*silos*) in den Gehöften Nordkameruns. Aus diesen Überlegungen heraus wäre es vorstellbar, dass die Entwicklung solcher Symbolsprachen von Architekten/Stadtplanern verschiedener Regionen oder Länder mit ähnlichen soziokulturellen Gegebenheiten geleistet werden könnte, und dann könnte diese eine (regionale) gemeinsame Basis für die Ausübung des Berufs des Architekten/Stadtplaners bilden. Es ist vorstellbar, dass die Entwicklung einer solchen Sprache und ihr Gebrauch zur Entstehung einer neuen Perspektive in der Architektur/-

Stadtplanung führen könnte.
Das Erlernen einer Sprache und die Fähigkeit, selbst einen Plan auf Papier zu bringen, könnte beim einfachen Landbewohner oder den Menschen in den ärmeren Vierteln der Städte auch zur Entwicklung einer Fähigkeit der Analyse und zu einer verstärken Bemühung um die Verbesserung des Habitat führen.

IV.6.4.3. Der Architekt/Stadtplaner als Berater

Aus den vorher vorgestellten Ansätzen ergibt sich ein weiteres Aufgabengebiet für den Architekten: die eines Beraters der Bevölkerung. Friedman bezeichnet dieses Arbeitsfeld als Sprechstunde (*conseiller sur rendez-vous*):
„Die Sprechstunde ist die übliche Arbeitsweise eines großen Teils unserer freien Berufe wie Ärzte und Anwälte etc. Das Charakteristikum dieser Arbeitsweise besteht darin, dass die Konsultation fakultativ ist: der Klient kann sich beraten lassen oder nicht, so viele Berater, aufsuchen wie er möchte, und ohne dass er gezwungen wäre, ihrem Rat zu folgen, ohne sein Recht auf eine eigene Entscheidung abzulegen. Der Beratende handelt nicht an der Stelle des Klienten. Stellen wir uns also Architekten vor, zu denen Selbst-Planende nach Termin zu einer Beratung kommen, vielleicht für eine halbe Stunde und zu einem ähnlichen Tarif wie dem eines Arztes für dieselbe Zeit. Der Selbst-Planende folgt dem Rat dann oder nicht, genau wie der Patient dem Rat des Arztes folgt oder nicht“ (Friedman 1978, S. 47).
„[...] Der in der Sprechstunde beratende Architekt könnte so komfortabel überleben; er stellte einen erschwinglichen Luxus für einen Bauherrn dar und würde von seinen Honoraren leben“ (ebd.). Im Konzept Friedmans empfängt der Architekt „in seinem Büro individuelle Klienten, zukünftige Anwender, die eine Selbst-Planung betreiben. Sie skizzieren selbst die Pläne für ihre Häuser, überwachen ihre Qualität und verbessern sie wo nötig. Sie verhandeln mit ihren Nachbarn (oder ihren Mitbewohnern) über divergierende Interessen und potentielle Konflikte“ (Friedman 1978, S. 47); hinzuzufügen wäre, dass die Aufgabe des Architekten darin bestünde, Hinweise zur Konstruktion zu geben, evtl. den Baugrund zu untersuchen, angepasstes Baumaterial vorzuschlagen und auch hinsichtlich der Konstruktionstechnik zu beraten.

Die Umsetzung dieser Methode ist insbesondere in den ärmeren Ländern eine vorstellbare Variante. Sie würde als Arbeitsansatz in den Vierteln der ärmeren Bevölkerung in den afrikanischen Städten eine Revolution darstellen. Dabei wäre auch nicht ausgeschlossen, dass der so arbeitende Architekt für bestimmte wohlhabendere Kunden auch in der ›klassischen‹ Weise tätig wird oder Projekte über den Wohnungsbau hinaus übernimmt.
Dennoch fehlt ein wichtiger Aspekt an dieser Arbeitsmethode, der zu ergänzen wäre: Der Aspekt einer aufzubauenden, verantwortungsvollen Beziehung sollte betont werden, die ein Mensch – hier als Architekt/Stadtplaner – gegenüber seinem Nächsten – hier als Kunde und zukünftigem Bewohner – und dessen Bedürfnissen – hat.
Der Architekt Schütz empfiehlt in der Situation der Wohnungsnot der armen Stadtbewohner

Lateinamerikas eine ähnliche Form von Beratung (weiterreichenden Inhalts); er sieht den Architekten als Barfußarchitekten, der die Beratung übernimmt für die soziale Organisation, für die rechtliche Absicherung des Grundeigentums, für den Zugang zu Kreditprogrammen, für die Siedlungsplanung und für die Bauplanung (siehe Schütz 1987, S. 216/218)[96].

IV.6.4.4. Der ›ambulante‹ bzw. ›fliegende‹ Architekt/Stadtplaner

Der Gedanke vom Architekten/Stadtplaner als Berater, dessen Dienste vom ›Kunden‹ abgerufen werden können. und bei dessen Arbeit die verantwortungsvolle menschliche Beziehung im Vordergrund stehen soll, kann auch in Richtung einer offensiveren Praxis als ›ambulanter‹ oder ›fliegender‹ Architekt/Stadtplaner, als Architekt/Stadtplaner im ›Außendienst‹ weiter entwickelt werden:
In den Städten ist der Wandel in der Lebensweise schon weiter fortgeschritten, und hier ist der beratende Architekt/Stadtplaner nach dem Konzept Friedman oder Schütz eher vorstellbar. In den ländlichen Gebieten dagegen, in den kleinen regionalen Städten jedoch, in denen es bislang keinen Architekten/Stadtplaner gibt, wäre es erforderlich, dass ein Architekt/-Stadtplaner, der hier tätig sein möchte, sein Büro verlässt, auf die Einwohner zugeht und seine Kenntnisse anbietet und zur Verfügung stellt.
Der Begriff des ›ambulanten‹ oder ›fliegenden‹ Architekten/Stadtplaners stellt eine Analogie zum im medizinischen Bereich seit den 1970er Jahren gebräuchlichen Begriff für das medizinische Personal in Tokombere (Provinz *Extrême-Nord*, Kamerun) dar. Dieses wichtige praktische Beispiel des katholischen Zentrums für Gesundheitsförderung in Tokombere[97]; hier ist die christlich-humanistische Zielvorstellung des Menschen als freier, solidarisch-verantwortlicher Person leitend (*l'homme débout* in der Sprache des Projekts). Dem Menschen dabei zu helfen, als eine solche Person zu leben, ist eine Vorstellung, die nicht nur im medizinischen Bereich zu wichtigen Innovationen führen könnte. Ebenso sind die

---

[96] Nach Schütz müssen die Berater „ebenso barfuß gehen wie ihre Klienten" (ebd.) – daher der Begriff des ›Barfußarchitekten‹ in Anlehnung an die bekannten ›Barfußdoktoren‹ in China

[97] So erfolgte in Tokombere am Fuß der Mandara-Berge die Umwandlung eines ›klassischen‹ Krankenhauses in ein ›Zentrum für Gesundheitsförderung‹ nach folgenden Prinzipien: „1- das erste Gesundheitszentrum der Menschen ist ihr Dorf (und NICHT das Krankenhaus); 2- die ersten Akteure in der Gesundheitsförderung sind die Männer und Frauen im Dorf (und NICHT die Ärzte); 3- das Gesundheitszentrum ist Ort medizinischer Versorgung und in zweiter Linie auch zuständig für die Krankheiten, die die Bevölkerung heimsuchen; es ist aber auch Ort der Begegnung und des Lernens" (unveröff. Dokument des CPS Tokombere, 1998, zit. in Marthaler, T. 2002, S.63). „Dieser Revolution lag die Erkenntnis zugrunde, dass nur etwa 40 % der im Krankenhaus vorgestellten Fälle auch tatsächlich dort zu behandeln seien; 60 % der Fälle hätten ebenso im Dorf behandelt werden können" (Aurenche, C. 1996, S.33/S.69). „Insbesondere für das Personal bedeutete diese neue Politik eine Revolution; es wurde jeweils auf zwei halben Stellen eingesetzt: zur Hälfte der Zeit im Gesundheitszentrum, um dort die Menschen zu behandeln und zu informieren, und (ungefähr) zur anderen Hälfte der Zeit im Dorf, um die Menschen zu sensibilisieren, sie weiterzubilden, sie zu beraten und bei dem zu begleiten, wofür sie sich entschieden haben, in ihren Aktionen für die Gesundheit. Das Krankenpersonal wurde so zum ‚Arbeiter im Außendienst' (*agent itinérant* [...]), zum technischen Berater der Bevölkerung" (Marthaler, T. 2002, S.64; n. CPS Tokombere 1998)

Arbeitsmethoden, wie sie in Tokombere erfolgreich entwickelt wurden, eine Quelle der Inspiration auch für uns, da sie einen Hinweis auf Möglichkeiten zu einer eigenständigen Entwicklung der afrikanischen Gesellschaft im lokalen Kontext geben.
Die Arbeitsmethoden sind dem lokal verwurzelten Menschen angepasst und ermöglichen gleichzeitig Verbindung und Austausch mit der ›modernen‹, ›westlichen‹ Gesellschaft. Der Mensch wird befähigt, in der gegenwärtigen Situation mit ihrer Vergangenheit und ihren Verflechtungen neue Wege zu eröffnen und zu beschreiten; damit wird der Mensch zum Akteur, der seine eigene Entwicklung verantwortlich voran bringt und sein Umfeld, seine Umwelt selbst gestaltet.

Die Entwicklung eines Konzepts vom ›fliegenden‹ Architekten/Stadtplaner in Analogie zum sowohl zentral als auch dezentral operierenden Personals des Projekts von Tokombere führt zu einer besonderen Variante des Architekten als Berater, wobei auch der Kontext zu berücksichtigen ist, den ein ganzes Projekt wie das genannte bietet.

Folgendes Arbeitsschema könnte so entstehen:

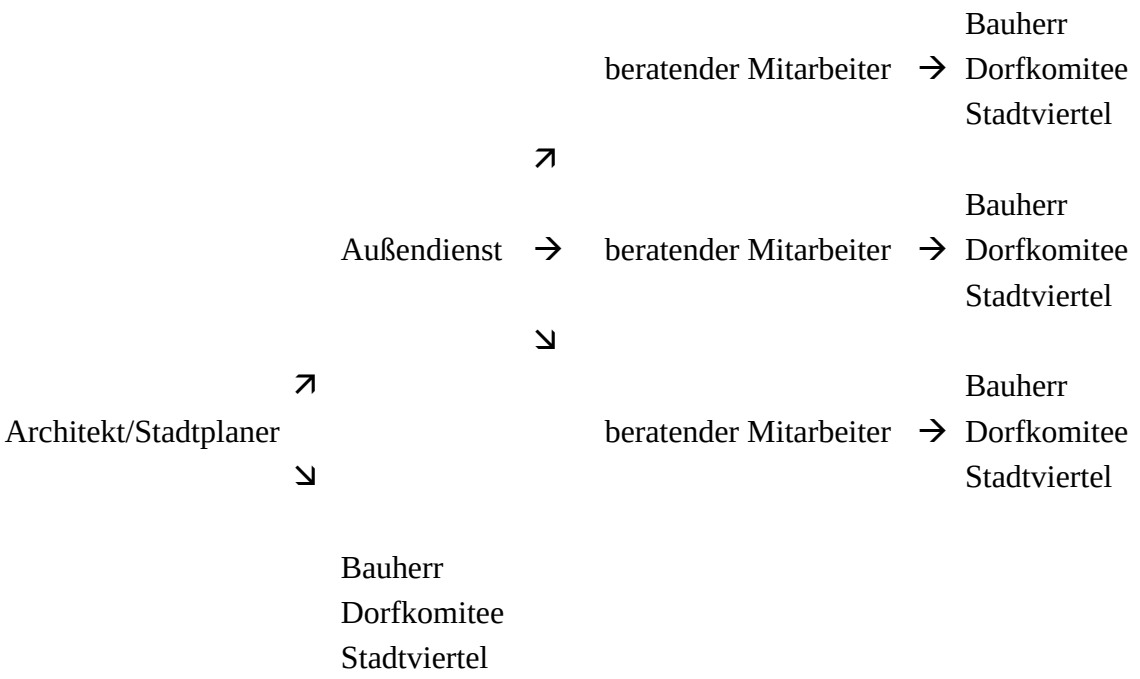
(1) Schema einer direkten Organisation (zentrale Struktur)

	↗	Dorfkomitee
Architektur/Stadtplaner	→	Bauherr
	↘	Stadtviertel

Hier wird deutlich, dass es für einen einzelnen Architekten/Stadtplaner unmöglich wäre, eine ganze Region, Stadt oder Viertel auf diese Weise zu beraten.
Um sich bekannt zu machen und seine Dienste wirklich den Menschen zur Verfügung stellen zu können, muss der Architekt/Stadtplaner oder sein Büro selbst ein hohes Engagement entwickeln und sich tatsächlich für einen bestimmten Sektor verantwortlich zeigen, wobei eine hohe Sensibilität gegenüber den Menschen gleichermaßen erforderlich ist. Es sind also Strukturen erforderlich, die eine Arbeitsweise nach dieser Zielsetzung zu ermöglichen. Auch hier weist der Blick auf das Beispiel von Tokombere die Richtung: eine denkbare dezentrale Partnerstruktur könnte eine funktionierende *Dorfgemeinschaft* darstellen.
Der Schritt über die Einrichtung stabiler, handlungsfähiger Strukturen sollte eine Voraussetzung dafür sein, dass eine wirklich ›ambulante‹ Arbeitsweise erfolgreich und befriedigend umgesetzt werden kann. Ohne solche Strukturen läuft der ambulant arbeitende Architekt oder Stadtplaner Gefahr, sich in einer Sisyphusarbeit mit hohem Aufwand ohne tatsächliche Wirksamkeit zu verausgaben.
Dagegen ist es erfolgversprechender, mit Gemeinschaften zu arbeiten und sie selbst zu einem

Engagement im Bereich des Bauens zu befähigen[98]. Eine Voraussetzung hierfür ist jedoch, dass es gelingt, die Bewohner eines Dorfes oder Viertels tatsächlich in einer (strukturierten) Gemeinschaft zu vereinen[99].
Um dies zu erreichen und das Interesse der Gemeinschaft an Fragen des Bauens und der Stadtplanung zu wecken, könnte sich zunächst eine kleine Gruppe oder ein Komitee aus der Gemeinschaft bilden, welches diese repräsentiert und gegenüber dem Architekten/Stadtplaner oder der Stadtverwaltung vertritt bzw. als Bezugsgruppe fungiert. Damit wird gleichzeitig die traditionelle Struktur der Gemeinschaft respektiert und gestärkt, sie wird selbst in die Lage versetzt, sich mit den Belangen der Entwicklung des Habitat zu befassen. Der Kontakt des ›Experten‹ (Architekten/Stadtplaners) mit dieser Struktur kann direkt oder indirekt erfolgen: direkt in dem Fall, dass es ihm möglich ist, unmittelbar mit der Gemeinschaft oder der Gruppe in permanentem Kontakt zu arbeiten; indirekt in dem Fall, dass es in der Region keinen oder nur einen einzelnen Architekten/Stadtplaner gibt; dann ist ein Bindeglied zwischen ihm und der Gemeinschaft oder Gruppierung/Komitee denkbar – auch in Person einer angelernten Kraft als *agent itinérant*, als beratender Mitarbeiter im Außendienst[100].

(2) Schema einer indirekten Organisation (dezentrale Struktur)



[98] Hier ist wiederum auf die schon erwähnten Autoren N. Hamdi und G. Reinhard (1997) hinzuweisen, in deren Konzept die Befähigung (*enablement*) ein zentrales Element bildet
[99] In den Dörfern der Provinz sind die traditionellen Strukturen der Gemeinschaft noch sehr lebendig; auf der Basis dieser Strukturen könnten sich die genannten neuen entwickeln. Mit ihren effektiven Strukturen und ihrer Organisation verfügt die traditionelle Gesellschaft insofern über ein Potenzial, aus dem auch neues wachsen kann.. ein positiver Rückgriff auf diese Strukturen würde auch das traditionell Gewachsene und die Werte der Bevölkerung anerkennen.
[100] Vgl. wieder das Beispiel von Tokombere, wobei die a.i.s (agents itinérants) hier ausgebildetes medizinisches Personal unterschiedlicher Niveaus sind

Die Verantwortlichen in den Dörfern, Vierteln und Gemeinschaften hätten die Aufgabe der Sensibilisierung und der Beratung der Bevölkerung im Bereich des Bauens sowie eine Art Wächterfunktion in diesem Bereich, indem sie Entwicklungen erkennen und verfolgen könnten. Sie müssten demnach im gegebenen Milieu gefunden werden und müssten dort als Repräsentanten und Vertrauenspersonen anerkannt sein.
Voraussetzung für ein solches Arbeitsschema ist auch das Vertrauen der Bevölkerung vor Ort und umgekehrt der Respekt der ›professionellen‹ Mitarbeiter auf allen Ebenen gegenüber der Bevölkerung mit ihren Traditionen und Werten.
Die *agents itinérants* als Verbindungsleute zwischen den Gemeinschaften vor Ort und dem Architekten/Stadtplaner können als technische Berater der Bevölkerung betrachtet werden und hätten letztendlich zwei Arbeitsfelder: zum ersten in den Dörfern und zum zweiten im Architektur-/Stadtplanungsbüro.
Es dürfte sich so eine dauerhafte Zusammenarbeit auf allen Ebenen entwickeln. Für ihre Arbeit müssten diese *agents itinérants* aus- und ständig weitergebildet werden, was unter anderem eine Aufgabe für das Architektur-/Stadtplanungsbüro als zentrale Struktur darstellte. Jedoch wären auch Ausbildungszentren mit entsprechenden Lehrkräften und Lehrinhalten zu schaffen. In diesen Zentren könnten neben der Ausbildung der *agents itinérants* auch ihre Weiterbildung gesichert, eine Plattform der Weiterbildung und des Austauschs der Dorfverantwortlichen wie der Architektur-/Stadtplanungsbüros eingerichtet werden.
Diese Strukturen würden es ermöglichen, aus einfachen Architektur-/Stadtplanungsbüros solidere und besser organisierte Einheiten zu machen, die in der Lage wären, neue Strukturen der Zusammenarbeit zwischen Architekten/Stadtplanern und Dorfgemeinschaften einerseits, aber auch andererseits zwischen Architekten/Stadtplanern, den Verwaltungsorganen und anderen betroffenen Partnern wie NROs, Banken, Tontines usw. aufzubauen und zu unterhalten.
Damit wäre ein Ansatz zur Lösung mehrerer ungelöster Probleme entwickelt, den Fragen nach:

– der Mitwirkung des Architekten/Stadtplaners und seiner Tätigkeit in dem Umfeld, in dem er sich befindet;
– seiner Handlungsfähigkeit auch gegenüber den Organen der Verwaltung (auf allen Ebenen).

Finanzierung

Die Variante, die Friedman (1978) für die Finanzierung der Architekten als Berater vorschlägt (s.o.) – die Finanzierung über Honorare ähnlich der Ärzte und Rechtsanwälte – wäre für die hier entwickelte dezentrale Form mit den angedachten vielfältigen Aufgabenbereichen nicht praktikabel. Diese Aufgabenbereiche wären

– Forschung;
– Aus- und Weiterbildung der beteiligten Akteure;
– Organisation und Koordination;
– Initiativen anregen und begleiten usw..

Dies wäre realistisch nur mit einer Unterstützung von außen zu verwirklichen, in Form von Zuschüssen, die von verschiedenen Seiten kommen könnten:

– vom Staat
– von NROs
– von privater Seite
– von Banken/Tontines (s.o.),

wobei nach Möglichkeit auch die Menschen, um die es geht, beteiligt werden sollten.

IV.6.5. Zusammenfassung

Bei dieser Analyse, in der wir uns vom Konzept des Architekten/Stadtplaner als Berater hin zum Architekten/Stadtplaner als zentralem Element in einem dezentralisierten System bewegt haben, blieb die Zielsetzung dieses Abschnitts leitend: Die Notwendigkeit und die Möglichkeit eines Wandels aufzuzeigen, der in Bezug auf die Tätigkeit des Architekten/-Stadtplaners (im Kontext Afrikas) herbeigeführt werden müsste, so dass diese einen wirklichen Beitrag zum Aufbau der Städte und Dörfer leisten könnten, was jedoch nur mit Respekt vor dem sozialen Umfeld mit seinen traditionellen Strukturen, die sich schon in unterschiedlichem Maße Neuerungen geöffnet haben, möglich ist, und ebenso die Orientierung auf den Aufbau verantwortungsvoller Beziehungen erfordert. Indem das einfache Architektur-/Stadtplanungsbüro in die lokale Gesellschaft eingebettet ist, erweitert sich das Aufgabenfeld und der Handlungsspielraum des Architekten/Stadtplaners, der gegenwärtig kaum direkten Einfluss auf die Entwicklung des Habitat hat, um ein vielfaches; wenn eine konkrete Zusammenarbeit mit der Bevölkerung möglich wird, kann Bewegung in die gegebene Situation gebracht werden, ein Wandel wird möglich. Die Bevölkerung ihrerseits wird sich dann ihrer Bedeutung und ihrer Verantwortung für die Zukunft ihres Lebensumfeldes bewusst werden.

Für die Organe der Verwaltung würde eine so strukturierte und dezentralisierte Zusammenarbeit zwischen Architekten/Stadtplaner und Bevölkerung vor Ort eine neue Qualität der Amtsausübung ermöglichen. Fundierte Informationen über die Verhältnisse vor Ort wären leicht zugänglich und weiter zu vermitteln, so dass auch eine angepasstere Gesetzgebung daraus resultieren könnte, die den Menschen des Landes tatsächlich nützte – und damit auch dem Staat, da dessen Aufgabe ja zuvörderst der Dienst am Menschen ist.

Damit wäre es möglich, konkrete Lösungswege und Antwortmöglichkeiten auf die Probleme und Erfordernisse im Bereich des Bauens zu entwickeln, und die gegenwärtige Praxis der Staatsorgane, diese Probleme mit Hilfe exogener Akteure und kraft Gesetzes ›von oben‹ aus der Welt schaffen zu wollen, wäre überwunden: Eine echte Kooperation zwischen beiden Seiten, ermöglicht durch neue Strukturen, könnte entstehen. Eine neue Wohnungsbau- und Stadtentwicklungspolitik wäre möglich, in der die Menschen und die Gemeinschaften, in denen sie leben, nicht mehr ›Faktoren‹ oder Objekte sind, sondern Akteure, die selbst – mit Hilfe eines Beraters – festlegen**,** was für sie notwendig und wichtig ist; dem Staat käme dann unter anderem die Aufgabe des strukturellen Enabling (Hamdi u.a. 1997) zu, die Überwachung der Einhaltung von Regeln sowie die Förderung und Motivation der Menschen und Gruppen zur Initiative.

V. Zusammenfassung und Schlussfolgerung

Wenn die Kultur, wie es einige kamerunische Sprachen nahe legen, als unsere Art zu Leben gefasst werden kann, oder wenn, in der Diktion von Serge Latouche von einer ›kulturalen‹ Kultur die Rede sein soll, so wird der Begriff der ›kulturreflexiven Entwicklung‹ mit Bedeutung gefüllt, indem versucht wird, Antworten auf folgende Fragen zu finden:

– Wie haben wir/unsere Vorfahren gelebt?
– Wie leben wir heute?
– Wie wollen wir in Zukunft leben?

In Übereinstimmung mit Hempel[101], der beim XXI Weltkongress der Architektur 2002 in Berlin sagte: „[...] Architektur als kulturelles Leitmedium ist ein Fundament der Kulturgesellschaften. Kulturgesellschaften wurzeln in regionalen Landschaften und Stadtgesellschaften [...]“, kann diese Reflexivität in der Entwicklung des Habitats in den Ländern des Südens nur den Versuch einer Wiederherstellung und eine Neubelebung verschiedener Baukulturen – im Zusammenhang mit der Entwicklung der verschiedenen Gesellschaften in diesen Ländern sowie mit der globalisierten Welt – bedeuten.

Die Gegenwart ist dadurch geprägt, dass, wie noch nie zuvor, Menschen unterschiedlicher Kulturkreise einander begegnen können; die Kontakte und der Austausch von Informationen werden durch neue Transport- und Kommunikationsmittel einfach, schnell und mit einer hohen Intensität ermöglicht.
Wenn der Geist der Moderne (mit Wissenschaft und Technik) diese Situation herbeigeführt hat, die auch seiner Logik entspricht, so bedeutet dieser ›Erfolg‹ dennoch nicht, dass damit auch das Streben der einzelnen Menschen und der Völker nach Glück und Erfüllung befriedigt wäre. Eine Tatsache ist, dass ein wachsender Reichtum auch breiter Bevölkerungsschichten in einigen Ländern der Welt nicht ausreicht, um die flächendeckende und sich ausbreitende Armut in großen Teilen derselben Welt zu verdrängen. Trotz der Transport- und Kommunikationsmittel bleibt eine scheinbar unüberbrückbare Kluft bestehen: Arm und Reich sind getrennt.
Unsere jeweilige Art zu leben wird dadurch beeinflusst; eine Gestaltung der Zukunft wird Bemühungen um eine Korrektur dieser Situation beinhalten müssen. Durch die ›Globalisierung der Welt‹ erleben wir eine noch nie da gewesenen Sehnsucht nach Gemeinsamkeiten bei Erhaltung und Fortentwicklung wertvoller Unterschiede.
Die UNESCO (2001) drückte dies in ihrer *Universal Declaration on Cultural Diversity* aus, mit der eine Grundlage geschaffen werden sollte, um die Globalisierung zu Humanisieren. Dadurch wurden Kunst und Architektur im weltweiten Dialog wieder ins Bewusstsein

[101] Andreas Gottlieb Hempel, Architekt, Kongresspräsident des XXI. UIA Weltkongresses für Architektur, Berlin 2002, und 1. Vizepräsident UIA.

gebracht („*elevating cultural diversity to the rank of common heritage of Humanity and make its protection an ethnical imperative, inseparable from respect for human dignity*“ – zit. in Hempel 2002, Berlin), und als Leitmedien der Kultur erkannt.

Technik und der Rationalismus können eine Humanisierung nicht bewirken. Eine Gemeinschaft in der Diversität kann nur durch den guten Willen entstehen, und wenn Liebe und Solidarität weithin handlungs- und lebensbestimmend, wenn das Denken und Tun der Menschen von diesem Geist durchdrungen sind. ›Humanisieren‹ wird heißen, eine Kultur der Liebe und der Solidarität mit zu gestalten

Der Begriff der ›kulturreflexiven Entwicklung‹ ist auf diese Weise gefasst; sie vollzieht sich im Bewusstsein von und in einer Verpflichtung auf ein kulturelles Erbe, in Kenntnis und unter kritischem Einbezug des ›Modernen‹, mit Zielrichtung hin auf eine Liebe, die Einheit schafft, ohne jedoch zu vereinheitlichen, die die Bedürfnisse des Anderen in allen Dimensionen des Menschseins berücksichtigt. Im Zusammenhang mit dem Habitat bedeutet dies die Wiederentdeckung der traditionellen Baukultur mit dem Ziel, eine reflexive Baukultur zu entwickeln und zu stärken.

Die erschreckenden Phänomene der Elendsviertel und der Obdachlosigkeit bleiben bestehen, auch wenn die betreffenden Weltorganisationen (z.B. PNUD[102], ONUDI[103]) versuchen, in diesen Bereichen Lösungen zu finden – u.a. auf den Konferenzen Habitat I und Habitat II; in den entsprechenden offiziellen Erklärungen werden diese Probleme benannt und globale Lösungsansätze vorgeschlagen (zu Habitat II, Konferenz in Istanbul: vgl. Vereinte Nationen, 1996); dazu gehört auch eine intensive Zusammenarbeit mit den besonders betroffenen Ländern (vgl. ebd., §5). Am Beispiel der Zusammenarbeit von Kamerun mit UNDP (*PNUD*) und ONUDI (vgl. Kap. III dieser Arbeit) wird deutlich, wie weit man in der Realität noch davon entfernt ist, den Bedürfnissen der Menschen wirklich entsprechen zu können.
Der Beitrag dieser Arbeit besteht in Vorschlägen für eine neue Entwicklungsstrategie des Habitats in den Ländern des Südens, die am Beispiel von Kamerun erarbeitet worden sind.

Dieser Dreischritt spiegelt sich auch in der Gliederung der vorliegenden Arbeit wieder.

Im ersten Teil wurde versucht, das Erbe der traditionellen Architektur in der Provinz *Extrême Nord* von Kamerun zu beschreiben; dabei wurde die Vielfalt herausgearbeitet, die hier vorzufinden ist, und es wurden Gemeinsamkeiten und Unterschiede untersucht.

Der zweite Teil der Arbeit hatte den Wandel und den Verfall der traditionellen Architektur zum Gegenstand; dabei wurden die Einflüsse unterschiedlicher Faktoren thematisiert – dazu

[102] *Programme des Nations Unies pour le Développement*
[103] *Organisation des Nations Unies pour le Développement Industriel*

gehört der Wandel im Bereich der Religion (die Einführung von Islam und Christentum) und im weitesten Sinn der ›Moderne‹ und den damit verbundenen politischen, wirtschaftlichen und ökologischen Transformationen. Das Beispiel von Kaele bezüglich der Einführung einer ›modernen‹ Stadtplanung im ländlichen Raum führte in den Bereich der Stadtentwicklung. Hierfür wurde mir vom Ministerium für Stadtplanung und Habitat (MINUH) der Leitplan zur Stadtentwicklung von 1974 (PSUK) zur Verfügung gestellt. Ein Feldaufenthalt in Kaele im Jahr 1999 ermöglichte eine Exploration der ›Realität‹. Ergänzend zu Beobachtungen und visuellen Dokumentationen wurden Interviews mit 20 in Kaele ansässigen Personen durchgeführt. Es zeigt sich, dass die Realitäten dem Leitplan weitgehend nicht entsprechen; die Bereiche, in denen ein Einfluss sichtbar wird, machen beinahe unmittelbar auch die Problematik deutlich, die dieser ›von oben‹ verordnete Entwurf in sich birgt – er stellt ein Beispiel für das Gegenteil einer kultur-reflexiven Stadtplanung dar.

Auf dieser Grundlage entstand der dritte Teil der Arbeit, in dem zunächst ein Überblick über die kamerunische Wohnungsbau- und Stadtplanungspolitik gegeben wurde; hier wurde deutlich, dass der ländliche Raum in den Projekten deutlich vernachlässigt worden ist. Dies betrifft nicht nur den Mangel an einem finanziellen Engagement zur Durchführung von Projekten, sondern auch die Einführung und Promotion von Stadtentwicklungsplänen, die sich vollkommen am ›westlichen‹ Vorbild orientieren – was auch den Habitat und seine Form betrifft. Die Bedürfnisse der ländlichen Bevölkerung wurden dabei nicht berücksichtigt. Mehr noch: die Gefahr eines Verlusts der traditionellen Baukultur wurde nicht gesehen.
Ansätze für die Verbesserung des Wohnens, wie sie sich in jüngeren Bestrebungen der kamerunischen Wohnungsbaupolitik im Zusammenarbeit mit der UNDP (*PNUD*) und der ONUDI zeigen, wurden untersucht. Dies betrifft

- Von Seiten der Regierung (MINUH): „Die Verbreitung lokaler Baustoffe als Ersatz für importierte Ware; deren Preise steigen ständig“ (vgl. PNUD: Dossier 1999, S. 12).
- Von Seiten des UNDP (*PNUD*): „Die Förderung der kleinen und mittleren Betriebe im Sektor mit dem Ziel, sie zum Zusammenschluss in Vereinigungen zu bewegen, ihre Führungskräfte verantwortungsbewusst zu machen und ihr ‚Image’ bei potentiellen Partnern zu verbessern, insbesondere den nationalen und internationalen Banken“ (vgl. ebd.).
- Durch die ONUDI : „Technische Unterstützung der (produzierenden) kleinen und mittleren Betriebe durch Transfer von know-how, zur Verbesserung der Qualität ihrer Produkte, um so die Integration lokaler Baustoffe in das nationale System der Industrie zu ermöglichen“ (vgl. ebd.).

›Importierte‹ Materialien sollen also durch ›lokale‹ ersetzt werden. Hinter dieser positiv erscheinenden Absicht verbirgt sich jedoch merkwürdiges: Die ›importierten‹ Stoffe werden in Kamerun gewonnen und durch große Industriebetriebe verarbeitet (z.B. Kalk zu Zement durch CIMENCAM – Bauxit zu Aluminium durch ALUCAM); die nun zu fördernden ›lokalen‹ Baustoffe – BTC, Lehm-, Ton- und Betonziegel – sind nicht ›lokaler‹ als erstere, können aber eher von den erwähnten kleinen und mittleren Betrieben dezentraler hergestellt werden.

Der angesprochene ›Technologietransfer zur Verarbeitung lokaler Stoffe‹ – lässt die Frage nach der Herstellung der Geräte, die zu dieser Verarbeitung erforderlich sind, unbeantwortet. Diese sollen z.B. aufgrund von Einfuhrerleichterungen wiederum importiert werden. Die Mittel, die zur angestrebten Verbreitung der ›lokalen‹ Baustoffe eingesetzt werden, scheinen so praktisch gegen die Zielrichtung zu laufen.
Damit zeigt sich dass diejenigen, die von dem Projekt profitieren, bis heute hauptsächlich in den gut verdienenden Gesellschaftskreisen des Landes zu suchen sein dürften.

Es ist unverzichtbar, die Aufmerksamkeit auf die Teile der Bevölkerung zu richten, die von den Problemen im Bereich des Habitat am meisten betroffen sind, die im gegenwärtigen Finanzsystem keine Berücksichtigung finden und keine Hilfe beim Bau eines Hauses zu erwarten haben. Gleichzeitig ist es der Teil der Bevölkerung, der noch am meisten Zugang zum angesprochenen kulturellen Erbe – dem traditionellen Habitat, den traditionellen Baustoffen und der traditionellen Bauweise – besitzt. Das Potenzial, über das diese Menschen verfügt, sollte heraus gearbeitet werden.

Dies betrifft zunächst auch den finanziellen Bereich, für den das lokale System der Tontines betrachtet wurde; dieses System birgt in sich das Potenzial, Finanzierungsmöglichkeiten auch im Bereich des Bauens diesen Bevölkerungsteilen zugänglich zu machen.

Einen weiteren, besonders wichtigen Bereich stellte die Analyse der Verbesserungsmöglichkeiten bezüglich des traditionellen Habitat dar – seine ›Entwicklung› – unter besonderer Berücksichtigung der Tendenzen, die sich aus den Interviews mit Bewohnern der Kleinstadt Kaele ergeben (hinsichtlich der eingeschätzten Vor- und Nachteile des traditionellen bzw. ›modernen‹ Bauens und bezüglich der eigenen Wünsche und Vorstellungen).

Auf diese Weise wurden einige Elemente der traditionellen Bauweise identifiziert, die (teilweise in verbesserter Form) dazu dienen könnten, einen Habitat zu entwickeln, der den Bedürfnissen der Menschen der Gegenwart gerecht werden könnte, ohne den Bezug zur Vergangenheit völlig aufzugeben

Den Abschluss der Arbeit bildet eine Betrachtung der Rolle, die der Architekt/Stadtplaner in diesen Transformationsprozessen spielt. Der ›klassische‹ Architekt/Stadtplaner wirkt vielfach als Vertreter und Transporteur für eine ›westliche‹ Baukultur. Die soziokulturellen Gegebenheiten, auf die er in den Ländern des Südens jedoch trifft, machen ihn zu einem Fremden in diesem Milieu. Diese Fremdheit wird bestimmt durch den Inhalt seiner Arbeit und seine Arbeitsweise. Um eine positive Entwicklung des Habitat fördern zu können, sind in beiden Bereichen Reflexionen über Neuerungen und verbesserte Möglichkeiten anzustellen. Zu diesen Aspekten wollte diese Arbeit einen Beitrag leisten:
Inhalt einer (kulturreflexiven) Tätigkeit als Architekt/Stadtplaner muss der traditionelle Habitat, seine Transformationen, seine Potenziale und eine Vision für die Zukunft auf dieser Basis sein (Kap. II-IV).

Bezüglich der Arbeitsweise des Architekten/Stadtplaners ist ein Paradigmenwechsel erforderlich. Ein niedergelassener Architekt/Stadtplaner in einer ländlichen Region sollte – teils auf Honorarbasis, teils durch externe Förderung finanziert – dort als ›fliegender Architekt/Stadtplaner‹ oder ›Barfußarchitekt‹ (Schütz 1987) tätig sein, als Berater einzelner Personen oder ganzer Personengruppen (z.B. Dorfgemeinschaften). Damit könnte der Architekt/Stadtplaner auch zum Gelenkstück zwischen der staatlichen Wohnungsbau- und Regionalplanungspolitik mit ihren Fördermöglichkeiten einerseits und den Menschen vor Ort andererseits werden.
Eine solche Neudefinition der Tätigkeit des Architekten/Stadtplaners hat Voraussetzungen. Diese bestehen darin, dass der Architekt/Stadtplaner Möglichkeiten finden muss, um sich bekannt zu machen. Er muss sich selbst bilden, in Bezug auf den vorhandenen Habitat, seine Wurzeln und die Entwicklungspotenziale, die in ihm verborgen sind.

Neuerungen finden heute schon statt und werden von den einzelnen Menschen getragen.
Hinweise auf solche Neuerungen finden sich sowohl in den Wohnvierteln afrikanischer Städte, also auch in den Dörfern und in den ländlichen Regionen. Dabei steht der städtische Bereich eher für eine Dynamik; in den Städten sind unzählige Versuche unternommen worden, auch unter den schwierigen Bedingungen finanzieller Knappheit und verloren gehendem Wissen über die traditionelle Baukultur Lösungen zu entwickeln – einerseits z.B. in den hybriden Bauformen, andererseits im System der Tontines, in dem auch der Versuch gesehen werden kann, ein anderes System als das des weltweiten Kapitalismus zu entwickeln.

Der Auflösung traditioneller Organisationsformen und Strukturen unter dem Einfluss einer zunehmenden Verwestlichung kann teilweise durch Maßnahmen zur Wiederbelebung und Stärkung der traditionellen Bräuche entgegen getreten werden.

Was allgemein für die soziokulturellen Aspekte des gesellschaftlichen Lebens zutrifft, gilt auch für den Habitat. Die Beziehung zwischen Habitat und Kultur (vgl. Kap. I dieser Arbeit) ist sehr stark. Die hybriden Formen des Habitat – die erfunden wurden – verweisen auf ›die Art, wie die Menschen leben‹, also die kulturelle Atmosphäre, die gegenwärtig – bewusst oder nicht – einen Schwebezustand zwischen Tradition und Moderne darstellt. Beide Elemente gehören heute zur afrikanischen Gesellschaft, und nur unter ihrer Berücksichtigung ist es möglich, von ›Entwicklung‹ zu sprechen.
Eine ›Reflexivität‹ in der Entwicklung muss sich somit auf beide Aspekte beziehen; dabei liefert die Tradition die Wurzel und die Substanz – die Moderne liefert die Dynamik; und so ist es fast unmöglich, von einer (echten) ›Entwicklung‹ des Habitat zu sprechen, die nicht ›kulturreflexiv‹ wäre.

Wenn auch bisher der Habitat im ländlichen Bereich eher wenig öffentliche Beachtung gefunden hat, so liegt doch genau hier der Schlüssel für eine mögliche Redynamisierung und Neuorientierung in der Entwicklung des Habitat in Kamerun und letztlich Afrikas. Eine solche Entwicklung kann nur von allen Beteiligten getragen werden – der Bevölkerung selbst,

den Architekten/Stadtplanern als professionell in dem Bereich Tätigen und schließlich auch der (Wohnungsbau- und Regionalplanungs-)Politik, insofern sie Rahmenbedingungen setzt. Die hier untersuchte gegenwärtige Situation erfordert vielfältige konkrete Verbesserungen und eine grundlegende Re-Orientierung. Gleichzeitig ist aber auch eine aktive Rolle der staatlichen Organe gefordert, die im Sinne eines ›Enabling‹ wirken müsste.

Der Begriff der ›Entwicklung‹ ist – wie in Kap. I dargelegt – heute mit der ›westlichen‹ Kultur aufs Engste verknüpft und beinhaltet somit von seiner Wurzel her eine Tendenz zur ›Universalisierung‹. Diese lässt sich im Ursprung mit dem Auftrag Jesu an seine Jünger verbinden, in die Welt hinaus zu gehen und die Gute Nachricht von der Liebe Gottes zu verkünden. Heute wirkt – davon losgelöst – mit Macht die profanisierte Form wirtschaftlicher Globalisierung.
Versucht man, Ideen zu einer ›reflexiven‹ Entwicklung zu entwerfen, so ist der Rückgriff auf die Wurzeln unumgänglich, und diese weisen eine eindeutige Richtung auf und können Impulse für Bemühungen um eine neue Kultur – eine Kultur der Liebe – geben.

Aus dieser Sicht wird diese Zukunft dann eine positive Richtung nehmen, wenn Traditionen, Wissenschaft und der Geist der Liebe (der nach christlichem Verständnis der Geist Gottes selbst ist) und der Solidarität in Interaktion treten und so gemeinsam zu Ergebnissen gelangen.

A. Anhang

Allgemeines

Kamerun erstreckt sich im westlichen Zentralafrika, etwas nördlich des Äquators, in Form eines Dreiecks vom Golf von Guinea bis zum Tschadsee. Das Land befindet sich zwischen 2° und 13° nördlicher Breite[104] was einer Ausdehnung von ca. 1.200 km von Nord nach Süd entspricht, und zwischen 8°28´und 16°15´ östlich von Greenwich, was hier eine Ausdehnung von ca. 725 km bedeutet. Kamerun ist im Westen vom Atlantischen Ozean und Nigeria begrenzt, im Norden durch den Tschadsee, Tschad und die Republik Zentralafrika, im Süden durch den Kongo, Gabun und Äquatorialguinea**,** und es birgt in sich – hinsichtlich seiner klimatischen Vielfalt, seines Oberflächenprofils, der Bevölkerung und der Kultur – fast die ganze Vielfalt des afrikanischen Kontinents.

Sozioökonomische Indikatoren (vgl. CIA: World Factbook 2002 –- Cameroon)

Gesamtfläche:	475.440 km^2	
Bevölkerungsstruktur:	ca. 16.184.748 Einwohner (Schätzung CIA 2002): mit einer Wachstumsrate von ca. 2,36 % (vgl. ebd.).	
Altersstruktur:	bis 14 Jahre	42,1 %
	15 – 64 Jahre	54,5 %
	über 64 Jahre	3,4 % (vgl. ebd.).

Wirtschaft

– Bruttoinlandsprodukt: ca. 26,4 Mrd. Dollar (Schätzung CIA 2002 für 2001)
– Wachstum des Bruttoinlandprodukts: 4,9 % (ebd.)
– Anteile am Bruttoinlandsprodukt (Schätzung CIA 2002 für 2000):
  - Landwirtschaft: 44 %
  - Industrie: 20 %
  - Dienstleistungen: 36 % (ebd.)
– Inflationsrate: 2 % (Schätzung für 2000, ebd.; nach der Abwertung im Jahr 1994 erreichte die Inflationsrate eine Spitze von ca. 48 %)
– Währung: Franc CFA. 6.000 F.CFA entspr. ca. 10 Euro
– Kamerun ist in erste Linie ein Agrarland, ca. 70 % der erwerbstätigen Bevölkerung leben von der Landwirtschaft (Schätzung CIA 2002).
  Die wichtigsten Produkte sind: Kaffee, Kakao, Ölpalmen, Kautschuk, Bananen, Ananas, Baumwolle, Weizen, Zuckerrohr, Reis, Erdnüsse, Avocado, Mais, Hirse...

[104] Encyclopedia Universalis 1990, Bd.4, S.817

Die drei wichtigsten Rohstoffe, die exportiert werden, sind Erdöl, Holz, Aluminium. Die Industrie im Land wurde nach 1960 ergänzt durch den Aufbau einer Aluminium- und Zementindustrie, die Agrarproduktion bleibt jedoch dominant.

Die Energie wird über Wasserkraftwerke erzeugt. Derzeit gibt es drei Wasserkraftwerke für das ganze Land, in Edea, Song-Loulou, und in Lagdo.

Verkehrsstruktur

Kamerun besitzt ein unzureichendes Straßennetz, obwohl es zum Teil relativ dicht ist. Der Zustand der Straßen ist in vielen Orten schlecht, die wenigsten sind geteert. Besonders in der Regenzeit sind einige Strecken nicht befahrbar. Was zur Folge hat, das die allgemeine Mobilität erschwert wird, und die Absatzmöglichkeiten der landwirtschaftlichen Produkte begrenzt sind.

– Länge des Straßennetzes ca. 34.300 km insgesamt
– Davon geteert ca. 4.288 km
– Ungeteert/Pisten ca. 30.012 km (Schätzung CIA 2002 für 1995)

Luftverkehr, Wasserstraßen sowie Bahnverkehr sind ausbaufähig.

Soziale und technische Infrastruktur

Schulbildung

– Quote der Alphabetisierung (Anteil der Bevölkerung über 15 Jahren, die Lesen und Schreiben kann): gesamt 63,4 %
männlich 75,0 %
weiblich 52,1 % (Schätzung CIA 2002 für 1995)
– Universitäten: Es gibt zehn im ganzen Land, davon sechs staatliche und vier private, was nicht ausreicht und (besonders in den technischen Fächern) viele Studenten zwingt, sich im Ausland ausbilden zu lassen.

Gesundheitswesen

Die Versorgung bleibt unzureichend mit einer Sterblichkeitsrate bei Kindern von 68,79/1000 lebendgeborenen (für 2002, ebd.) und einer durchschnittlichen Lebenserwartung von 54,36 Jahren.

Verwaltung

Hauptstadt	Yaounde
Unabhängigkeit	seit 1. Januar 1960 (früherer französischer Teil) seit Oktober 1961 (früherer englischer Teil)
Vereinigung	20. Mai 1972
Offizielle Landessprachen	französisch/englisch
Verwaltungsstruktur	10 Provinzen (*Départements*, *Arrondissements* und *Districts)*

Oberflächenprofil

– Ebenen im Küstenbereich,
– Hochebenen in Mittelkamerun und in der Provinz Adamaoua;
– der höchster Berg ist der (vulkanische) Mount-Kamerun: 4095 m

– Ebenen und Gebirge in den Provinzen *Nord* und *Extrême Nord*

Klima

– tropisch, regional sehr unterschiedlich:
– Regenwald im Süden
– Wald und feuchte Gebirgslandschaft im Westen
– Feuchtsavanne im Adamaoua (Provinz und gleichnamiges Mittelgebirge)
– Trockensavanne in den Provinzen *Nord* und *Extrême Nord*
– Bepflanzte Steppe in der Provinz *Extrême Nord*

Religionen

– Christen 40 %
– Moslems 20 %
– Stammesreligionen 40 % (vgl. ebd.)

Ethnien und Sprachen

– mehr als 200 ethnische Gruppen
– 24 größere einheimische Sprachgruppen, darunter Bantu, Semi-Bantu und sudanesische
– offizielle Verkehrssprachen sind französisch und englisch.

Ergebnisse der Interviews mit 20 Einwohnern von Kaele (durchgeführt im August 1999)

(1) Beschäftigung

10	Angestellte, davon	7 Angestellte in der SODECOTON
		1 Staatsangestellter
		1 Hausangestellter
		1 Angestellter in der Apotheke
7	Beamte	
3	Selbständige, davon	1 Bauer
		1 Händlerin
		1 Apotheker

Von den 20 Personen sind also 50 % Angestellte; 35 % Beamte und 15% Selbständige.

(2) Alter

10	Personen	25 – 35 Jahre
9	Personen	36 – 45 Jahre
1	Person	59 Jahre

95 % der befragten Personen sind zwischen 25 und 45 Jahren alt.

(3) Geschlecht

1	Person	weiblich	5 %
19	Personen	männlich	95 %

Da nur berufstätige Personen befragt wurden, stimmt auch dies in etwa mit der Realität überein, dass nur wenige Frauen in der Berufswelt präsent sind. Sie sind meistens im Haushalt beschäftigt.

(4) Ethnien

6	Personen	Mundang	30 %
9	Personen	Tupur	45 %
1	Person	Guisiga	5 %
1	Person	Fulbe	5 %
1	Person	Musgum	5 %
1	Person	Mafa	5 %
1	Person	Gambaye	5 %

Die dominierenden Ethnien sind die Tupur und die Mundang; diese Zahl ist nicht für die gesamte Bevölkerung von Kaele repräsentativ, aber sie entspricht doch annähernd den Verhältnissen in der Bevölkerung. Die Mundang bilden die alteingesessene Bevölkerungsgruppe und dominieren daher in der Realität, nach ihnen folgen die Tupur, die große Wanderungsbewegungen vollzogen haben; sie leben in Nachbarschaft mit den Guisiga und Fulbe; ihre Anzahl in der Gegend ist sehr hoch, da sie eine große ethnische Gruppe sind und neues Land suchen für Landwirtschaft und Viehzucht oder auf der Suche nach Arbeitsmöglichkeiten umgesiedelt sind.

Es zeigt sich auch, dass 19 Personen, dass heißt 95 % der Personen aus der Provinz *Extrême Nord* stammen, und 1 Person kommt aus dem Nachbarland Tschad:

(5) Geburtsort

4	Personen	Kaele
1	Person	Lara
1	Person	Boboyo
1	Person	Guidiguis
1	Person	Mindif
1	Person	Midjivin
1	Person	Goundai
1	Person	Djiguilao
1	Person	Touloum
4	Personen	Doukoula
1	Person	Pouss
1	Person	Mokolo
1	Person	Garoua
1	Person	Bafoussam

Von den 20 Personen sind vier in Kaele-Stadt geboren (20%), und es sind ins gesamt elf Personen im *Département* Mayo–Kani geboren, und insgesamt 18 Personen in der Provinz

E.N., das heißt 90 % der Personen sind in der Provinz geboren. In der Nachbarprovinz (Norden; Garoua) ist eine Person geboren, und dem Punkt 4 nach stammt dieser aus dem Tschad, d.h. die Eltern sind von dort in die Provinz des Nordens von Kamerun gewandert. Eine Person ist in Bafoussam geboren, dass heißt im Westen Kameruns, aber seine Abstammung zeigt, dass er Tupur ist und aus Doukoula kommt. Seine Eltern waren umgesiedelt, sie sind jedoch in ihre Heimatprovinz zurückgekehrt.

(6) Ankunft in Kaélé

5	Personen	stammen aus Kaele
1	Person	vor 1970
0	Personen	zwischen 1970 und 1980
5	Personen	zwischen 1980 und 1990
9	Personen	zwischen 1990 und 1999

Diese Welle von 14 Personen zwischen 1980 und 1999 ist weniger darauf zurückzuführen, dass es einen Sprung in der Wirtschaft gegeben hätte, sondern entspricht mehr dem Lebensalter der Befragten und einer neuen Generation in der Arbeiterklasse (siehe Punkt 2).

(7) Familienstand, Lebensform und religiöse Zugehörigkeit

16	Personen	sind verheiratet	80 %
1	Person	ist geschieden	5 %
3	Personen	sind ledig	15 %

Von den 16 verheirateten Personen sind:

14	Personen	monogam
2	Personen	polygam

Von den 20 befragten Personen sind:

11	Personen	sind Christen	55 %
4	Personen	sind Moslems	10 %
5	Personen	gehören Naturreligionen an	25 %

(8) Zahl der Kinder

2	Personen	haben kein Kind
1	Person	hat 1 Kind
5	Personen	haben 2 Kinder
1	Personen	haben 3 Kinder
3	Personen	haben 4 Kinder
2	Personen	haben 5 Kinder
1	Personen	haben 6 Kinder
1	Person	hat 6 Kinder, von denen nur noch 4 leben

2 Personen	haben 7 Kinder	
1 Person	hat 10 Kinder, von denen nur noch 5 leben	
1 Person	hat 13 Kinder	

Der Durchschnitt der Kinderzahl (Geburten) pro Frau in Kamerun liegt bei ca. fünf Kindern (4,72; vgl. CIA 2002), das heißt, dass in einer Familie durchschnittlich sechs bis sieben Menschen zusammen leben.

(9) Einkommensquellen

6 Personen	erhalten ein Gehalt		30 %
11 Personen	leben von Gehalt-Landwirtschaft-Tierzucht, davon		55 %
1 Person	erhält ein Gehalt und betreibt ein kleines Geschäft		5 %
2 Personen	sind Bauern und betreiben ein kleines Geschäft		10 %

Von den 11 Personen, die von der Landwirtschaft/Tierzucht leben, betreiben:

4 Personen	die Landwirtschaft <u>oder</u> Viehzucht
7 Personen	die Landwirtschaft <u>und</u> Viehzucht

Nur 30 % der befragten Personen leben von ihrem Gehalt allein und 70 % versorgen sich zusätzlich selbst.

(10) und (11) monatliches Einkommen in F.CFA und Sparverhalten

2 Personen	unter 10.000	10 %
1 Person	10.000 – 39.000	5 %
2 Personen	39.000 – 69.000	10 %
4 Personen	69.000 – 79.000	20 %
2 Personen	79.000 – 89.000	10 %
2 Personen	89.000 – 99.000	10 %
2 Personen	99.000 – 129.000	10 %
3 Personen	129.000 – 159.000	15 %
2 Personen	159.000 – 339.000	10 %

niedrigstes Einkommen	unter 39.000	entspricht	15 %
mittleres Einkommen	39.000 – 99.000	entspricht	50 %
höheres Einkommen	100.000 – 339.000	entspricht	35 %

Ergebnisse für das Sparen: Sparverhalten – Sparpotenziale

1 Person	spart 2.000 F.CFA/Monat, also 24.000 F.CFA/Jahr	5 %

1	Person	spart 8.000 F.CFA/Monat, also 96.000 F.CFA/Jahr	5 %
8	Personen	sparen 10.000 – 20.000, also etwa 15.000 F.CFA/Monat, das sind 180.000 F.CFA/Jahr	40 %
6	Personen	sparen 30.000 – 50.000, also etwa 40.000 F.CFA/Monat, das sind 480.000 F.CFA/Jahr	30 %
4	Personen	sparen überhaupt nicht. (Dies heißt nicht unbedingt, dass die Möglichkeit dazu nicht vorhanden wäre. Vielmehr kann es sich hierbei um eine persönliche organisatorische Unfähigkeit handeln.)	40 %

(a)	niedrigste jährliche Sparsumme	24.000 F.CFA
(b)	niedrige jährliche Sparsumme	96.000 F.CFA
(c)	mittlere jährliche Sparsumme	180.000 F.CFA
(d)	höhere jährliche Sparsumme	480.000 F.CFA

(12) Aktuelle Wohnverhältnisse

(12.1) Hausgröße (siehe Grundrisse, Ergebnisse nach Personen unten)
(12.2) Baujahr und
(12.3) Typ der Konstruktion

traditionelle Konstruktion :

2	Häuser	10 bis 15 Jahre alt	10 %

Seit 10 Jahren gibt es keinen Neubau in der traditionellen Form mehr.

hybride Konstruktion :

2	Häuser	älter als 20 Jahre	10 %
1	Häuser	15 Jahre alt	5 %
3	Haus	10 Jahre alt	15 %
2	Häuser	unter 10 Jahre	10 %

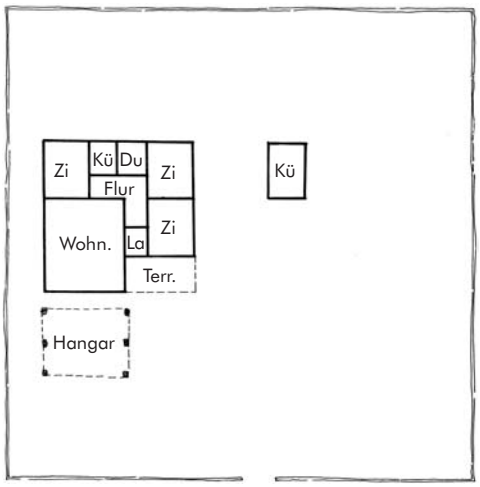
moderne Konstruktion :

2	Häuser	älter als 20 Jahre	10 %
1	Haus	15 Jahre alt	5 %
5	Häuser	10 Jahre alt	25 %
2	Haus	unter 10 Jahre	10 %

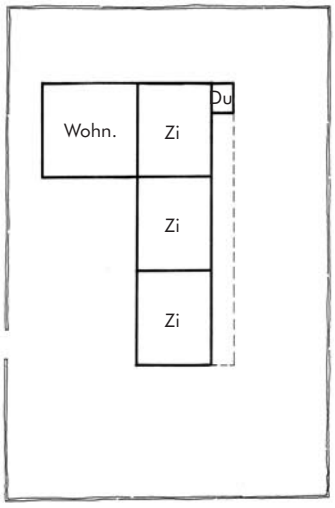
Es lässt sich ablesen, dass die traditionelle Bauform abgenommen hat und verschwinden könnte; bei der gemischten Bauform gab es in unserer kleinen Gruppe zunächst einen hohen Anteil, der dann eher ab-, und nun wieder etwas zugenommen hat. Bei den ›modernen‹ Häusern gab es eine deutliche Zunahme, aber im letzten Zeitabschnitt war es nur noch ein Neubau in dieser Form. Diese Aussagen lassen sich kaum verallgemeinern, könnten aber doch auf eine Tendenz hindeuten.

Daraus lassen sich Informationen gewinnen bezüglich der Entwicklung der Wohnsituation in Kaele während der vergangenen 20 Jahre, der Entwicklung in der Verwendung der Baustoffe,

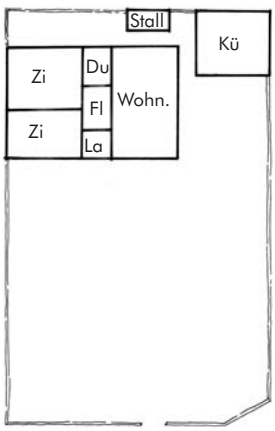
Lagepläne der Häuser der interviewten Personen aus Kaele (M 1:400)



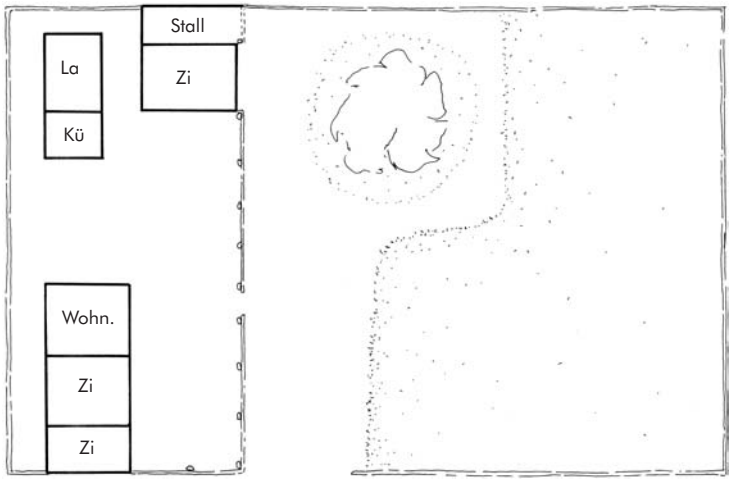
Haus 1



Haus 2



Haus 3



Haus 4

des Baustils und zeigt so auch den Zusammenhang mit der Entwicklung der Wirtschaftslage im Ort während dieses Zeitraumes.

traditionelle Konstruktion:	mit traditionellen Baustoffen (Lehm, Holz, Strohdach, Matte, usw.); in traditionellem Baustil und Bauform aus der Region;
gemischte Konstruktion:	mit traditionellen und modernen Baustoffen (Lehm, Zement, Holz, Matte, Aluminiumwellblechdach, usw.); Baustil nicht ›traditionell‹ oder ›modern‹ sondern in einer ›Hybridform‹;
moderne Konstruktion:	mit modernen Baustoffen (Zement, Lamellenfenstern aus Glas, Holz, Türen aus Metall, Holz, Glas; usw.).

(12.4) Wohneigentum

11	Personen	eigene Wohnung	55 %
8	Personen	Mietwohnung	40 %
1	Person	mietfreie Wohnung	5 % (Sonderfall)

Die Tendenz zu einem eigenen Haus ist sehr hoch, die Anzahl mit 55 % zeigt es deutlich, außerdem ergibt sich aus den Interviews, dass sechs der acht Personen, die eine Wohnung mieten, noch nicht länger als acht Jahre in Kaele sind. Dies kann eine Erklärung dafür liefern, weshalb, sie kein eigenes Haus besitzen. Die meisten von ihnen besitzen jedoch schon ein Grundstück, so dass die Frage des Bauens eine Frage der Zeit ist und dies hängt wiederum mit dem Sparen zusammen.

Die Möglichkeit ein Grundstück zu besitzen ist für diejenigen, die ein regelmäßiges Einkommen haben, sehr gut. Die Miete für ein modernes Wohnhaus beträgt zwischen 12.000 – 40.000 F.CFA.

(12.5) Grundriss (s. Pläne)

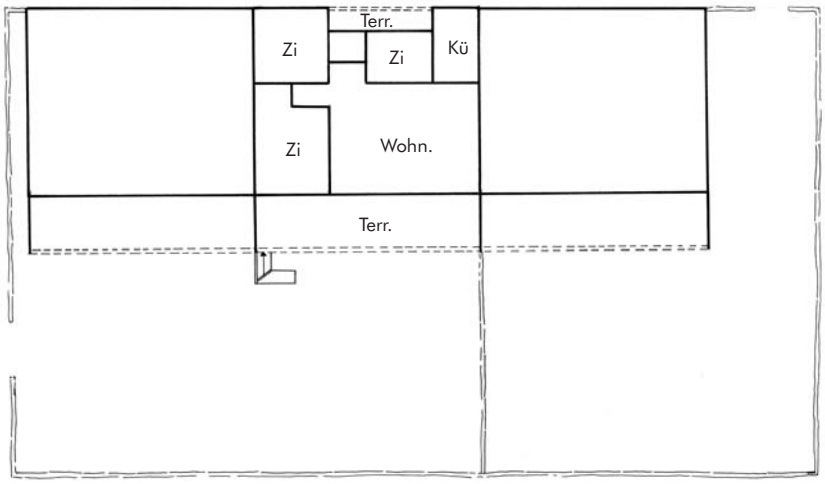
(13) Versorgung – Entsorgung – Grünanlage

(13.1) Wasserversorgung

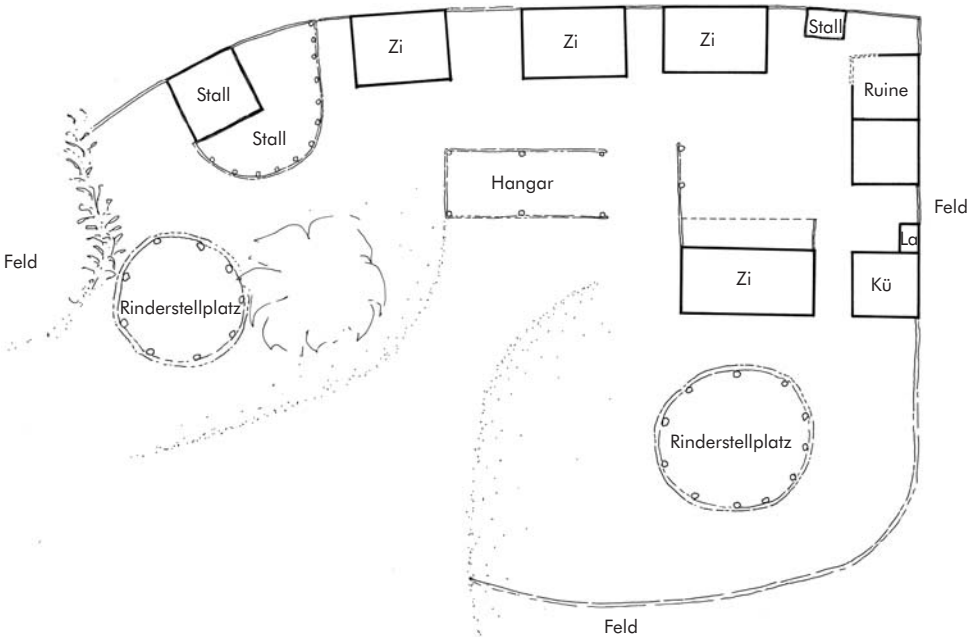
1	Haus	Leitungswasser aus einem Tiefbrunnen mit Filter (Haus der SODECOTON)
8	Häuser	Wasser aus eigenen Brunnen
4	Häuser	Wasser aus Brunnen der Nachbarn
3	Häuser	Wasser wird bei den Händlern gekauft
4	Häuser	Trinkwasser wird fern abgeholt (Die Entfernung liegt zwischen 50 m und 1 km.)

Es gibt keine öffentliche Trinkwasserversorgung in der Stadt; die Brunnen werden von den Personen selbst gebaut, von der Kommune oder von Nicht-Regierungsorganisationen.

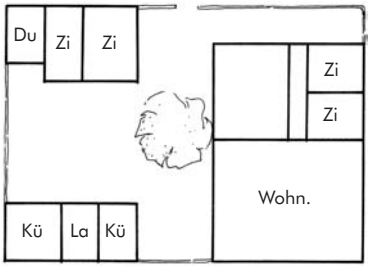
Es gibt ein großes Wasserproblem in Kaele, ein erhöhtes Krankheitsrisiko durch unreines Wasser; in der Trockenzeit sind einige Brunnen leer, und man muss große Entfernungen zurücklegen um Trinkwasser zu finden.



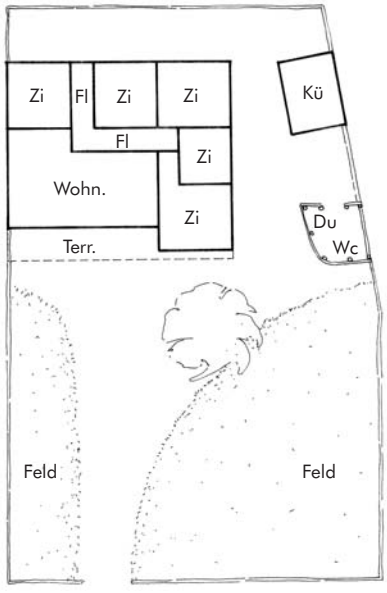
Haus 5



Haus 6



Haus 8



Haus 9

Regenwasser-Speicherung

1	Haus	besitzt einen Regenwasserspeicher	5 %
19	Häuser	haben keinen Regenwasserspeicher	95 %

Daraus resultiert, dass die Speicherung vom Regenwasser noch unterentwickelt ist.

(13.2) Abwasserentsorgung

In ganz Kaele durch Versickerung des Wassers:

3	Häuser	haben ein entwickeltes System mit Versickerung durch eine Kanalisation	15 %
17	Häuser	haben ein einfaches Versickerungssystem durch eine direkte Versickerung im Boden	85 %

Daraus ergeben sich große Probleme in dichtbesiedelten Wohnvierteln, besonders auch bezüglich der Trinkwasserqualität.

(13.3) Stromversorgung

11	Häuser	verfügen über einen Stromanschluss	55 %
6	Häuser	sind ohne Stromanschluss	30 %
3	Häuser	sind noch ohne Stromanschluss, aber dieser ist geplant	15 %

Strom ist noch ein teures Gut in Kamerun; 45 % von den 20 Personen verwenden für die Beleuchtung die Petroleumlampe

(13.4) Abfallentsorgung

11	Personen	Entsorgung auf dem eigenen Grundstück		55 %
		davon		
9	Personen	durch Verbrennung	45 %	
2	Personen	durch Kompostierung	10 %	
9	Personen	werfen die Abfälle einfach weg		45 %
		davon		
6	Personen	auf einem nahe gelegenen Grundstück	30 %	
2	Personen	auf der Straße	10 %	
1	Person	im Flussbett	5 %	

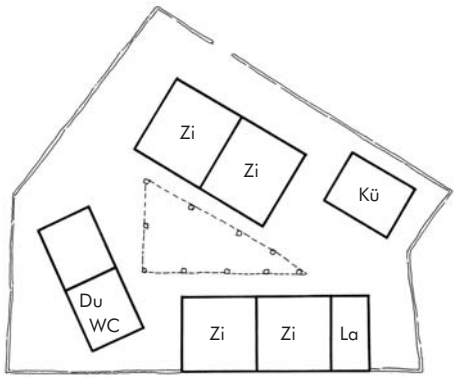
(13.5) Grünanlagen

11	Häuser	mit Gartenanlage (Gemüsegarten)	55 %
1	Haus	mit Gartenanlage (Pflanzen)	5 %
15	Häuser	mit Grünanlage (Bäume)	75 %
4	Häuser	ohne Grünanlage	20 %

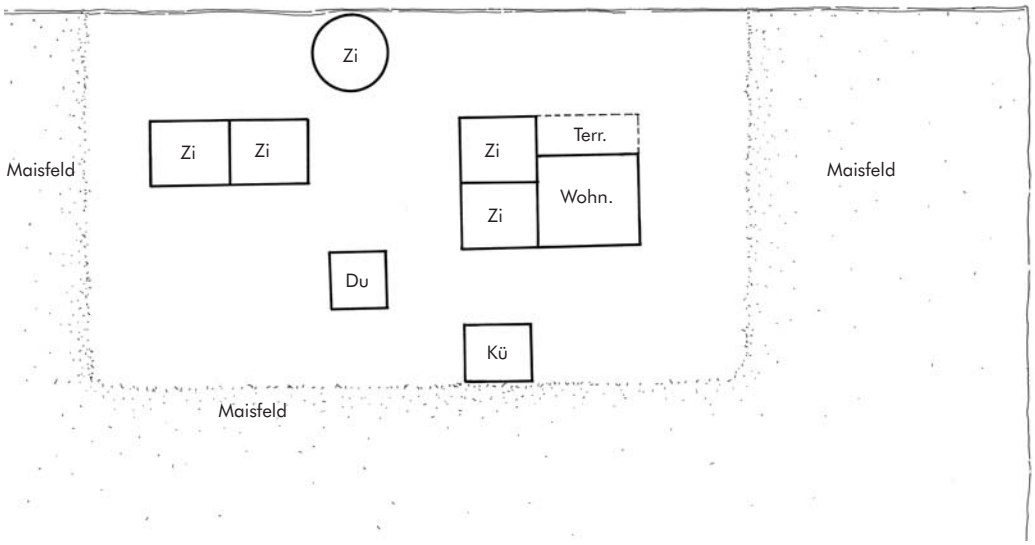
(14) Wohnen in der Zukunft

(14.1) Wie möchten Sie wohnen?

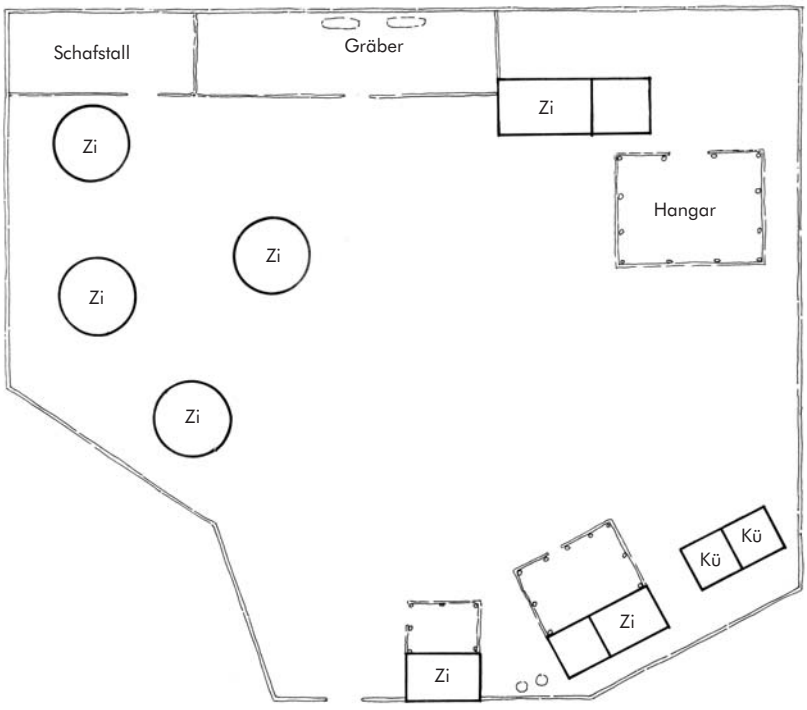
2	Personen	wollen traditionell wohnen	10 %



Haus 10



Haus 11



Haus 12

1	Person	will ›modern‹ wohnen ohne konkrete Vorstellung	5 %
15	Personen	wollen ›modern‹ wohnen	75 %
2	Personen	wollen in beiden Wohnformen wohnen	10 %

(14.2) genannte Vorteile und Nachteile

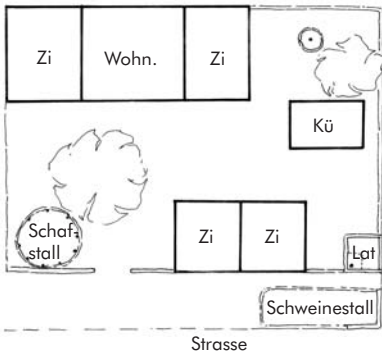
Traditionelles Wohnen:

a) Vorteile

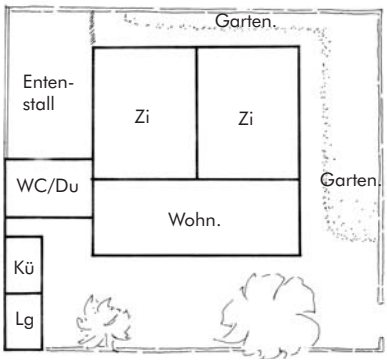
Keine Hitze, gutes Klima, kühl, wenn es heiß draußen ist
Kein Lärm, ruhig
Jeder hat sein Häuschen für sich (Selbstbestimmung)
Freiheit durch die Gestalt von Häuschen und Höfen,
Unabhängigkeit vom übrigen Wohnbereich,
Einfachheit
Erholsam
Verbindet mit der eigenen Kultur
Keine Mietkosten
Wasser kostenlos (Brunnen)
Sehr sparsam
Baumaterial kostenlos
Baumaterial preiswert
Boden und Mauer – aus Naturstein gebaut – sind stabil
Extra erbauter Vorratspeicher bleibt im Brandfall verschont
Im Fall eines Krieges bremst der Lehm die Kugel ab
Die Konstruktion ist leicht zu ersetzen
Lokale Baumaterialien werden verwendet
Beim Einsturz kann der Lehm wieder verwendet werden

b) Nachteile

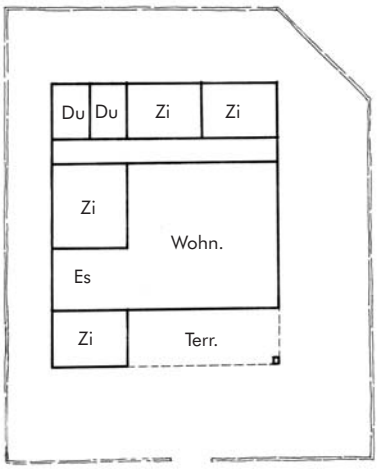
Brandgefahr sehr hoch wegen des Strohdachs
das Häuschen fällt schnell zusammen
Unzureichende Belüftung
Die Konstruktion braucht viel Platz
Mangel an Komfort
Keine modernen Installationen (Dusche, Innen-WC, Wohnzimmer, Strom, Leitungswasser usw.)
Nicht genug Sicherheit
Baumaterialien halten nicht lange
Kinder können in den Brunnen fallen – große Unsicherheit
Die Baumaterialien bieten keine Stabilität – drohender Einsturz des Hauses
Hauspflege schwierig; Strohdach hält nicht lange, muss alle ein bis vier Jahre erneuert werden
Es gibt Vorurteile gegenüber dieser Wohnform



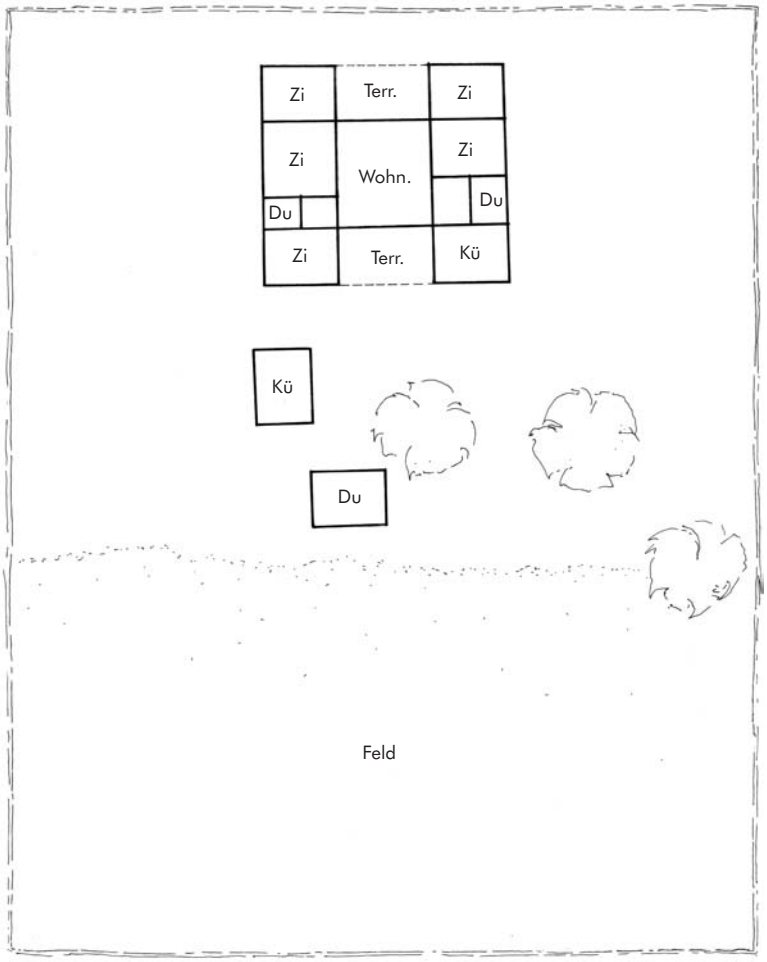
Haus 13



Haus 15



Haus 16



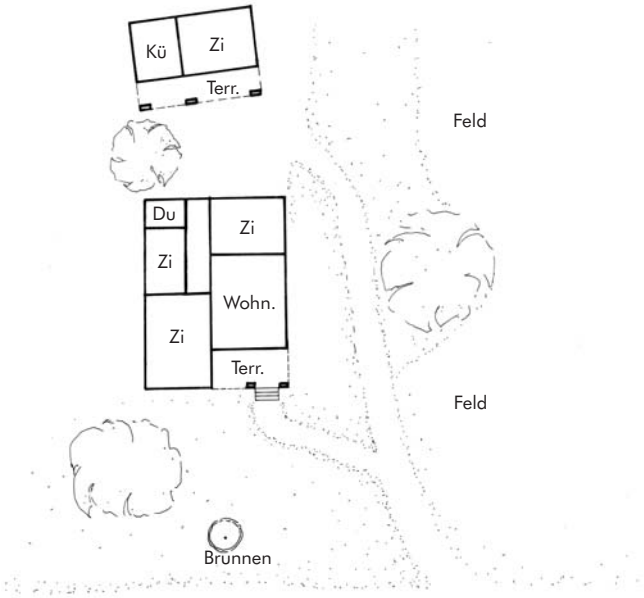
Haus 17

Mangel an Bequemlichkeit
Termiten sind eine ständige Gefahr für Lehm und Strohdächer
Mangelhaftes Fundament
Wenn der Bau nicht sorgfältig durchgeführt wird, entstehen Schäden durch den Wind, Brandgefahr, Termiten
Wenn es kalt draußen ist, wird es Innen noch kälter
Geringes Platzangebot

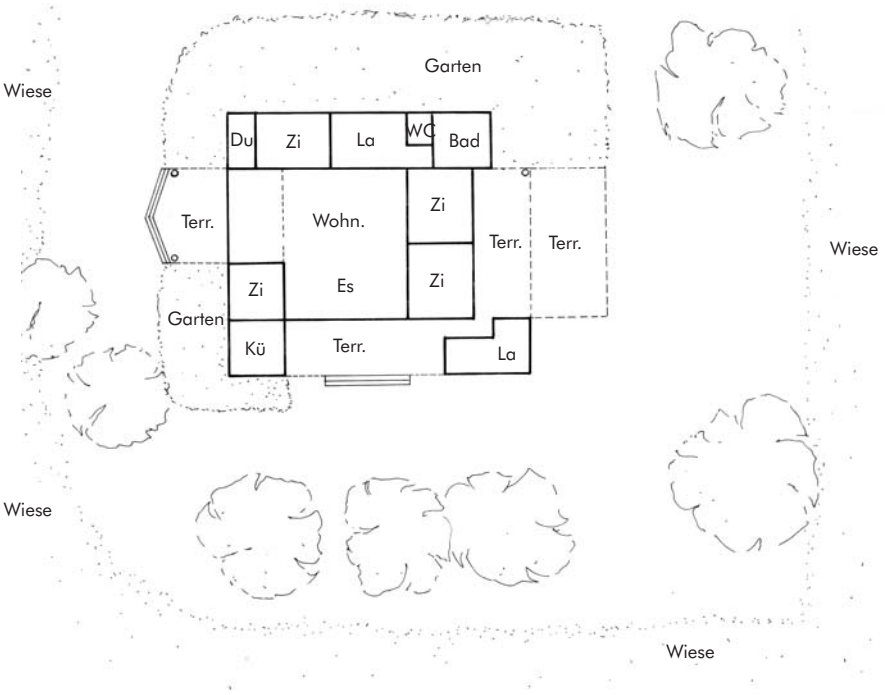
Modernes Wohnen:

a) Vorteile
Alle modernen Installationen vorhanden (Strom, Leitungswasser, Innen-Dusche/WC, Wohnzimmer usw.)
Sauberkeit
Fortschritt – mit dem Nachbarn gleich ziehen
Komfort – Bequemlichkeit – Sicherheit – Wohlfühlen
Mehr Licht durch große Fenster
Terrasse am Wohnzimmer
Haltbarkeit des Gebäudes –
Beständigkeit bei Naturkatastrophen
Schutz vor Überschwemmung
Schutz vor Brandgefahr
Mehr Platz im Haus, Möglichkeit große Räume zu schaffen
Die Baunormen müssen eingehalten werden
Dauerhaftigkeit des Gebäudes
Alle sind im selben Haus
einfache Gliederung des Hauses

b) Nachteile
Baukosten sehr hoch
Unterhaltskosten sehr hoch (Strom, Wasser usw.)
Baumaterialien sind sehr teuer
Haus benötigt Klimaanlage
Alles wirkt künstlich (Mangel an Natürlichkeit)
Keine Verbindung zur eigene Kultur
Der Zement verliert seine Eigenschaften bei hoher Hitze – es entstehen immer große Risse am Gebäude
Bei Brand bleibt kein Teil des Hauses verschont
Einsturzgefahr
Zement, Sand, Kies können bei Einsturz nicht wieder verwendet werden, auch das Aluminiumwellblechdach kann nicht wieder verwendet werden, wenn es reißt oder bricht
Viel Lärm (Aluminiumwellblechdach) –
man kann sich nicht zurückziehen



Haus 18



Haus 19

Ventilator notwendig
Das Wasser kann durch das Fenster dringen

(14.3) Präferenz für einen Haustyp

14	Personen	wollen gern in einem modernisierten traditionellen Haus wohnen	70 %

Begründung: Keine Hitze, kein Lärm, wichtig ist die Baukonstruktion, Verbindung mit der Kultur der Vorfahren, Haltbarkeit, Sauberkeit mit Außen-WC und -Dusche, Schönheit, mehr Ruhe vorhanden, man findet sich in seinen natürlichen Milieu, kein Heimweh mehr.

2	Personen	wollen gern in einem westlichen modernen Haus wohnen	10 %

Begründung: schöner, leben wie die ›Weißen‹

4	Personen	wollen gern in beiden Hausformen wohnen	20 %

Begründung: westliches, modernen Haus gehört zur Stadt, das modernisierte traditionelle Haus gehört zum Dorf. Die Baukosten sind entscheidend.

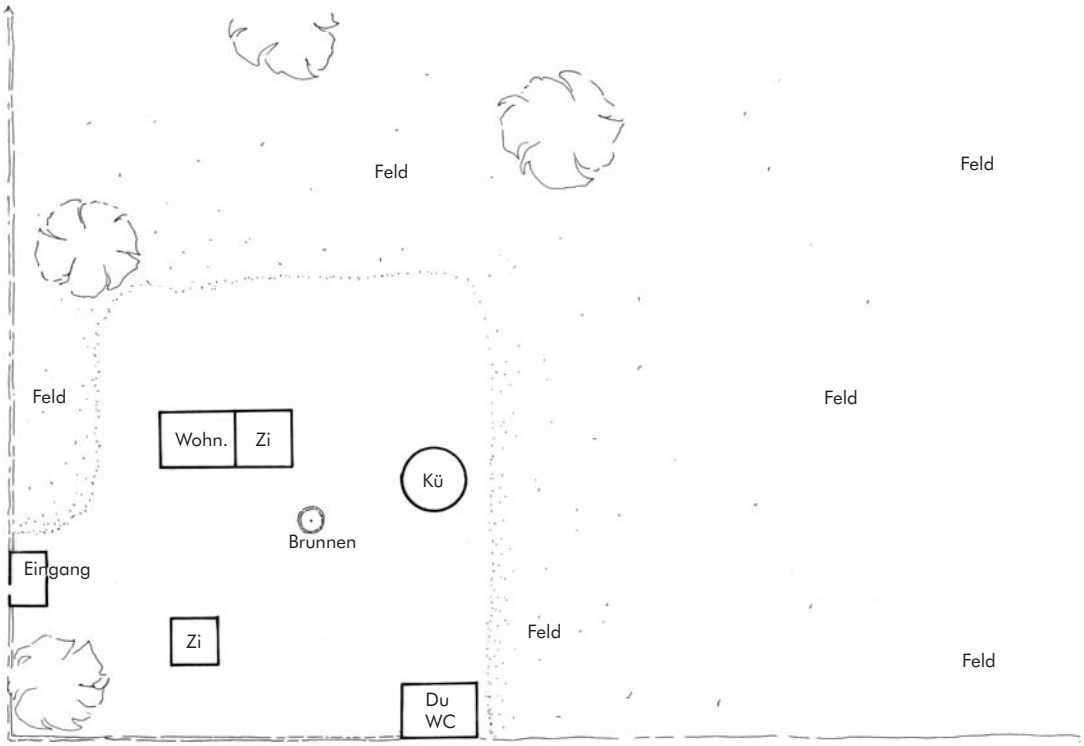
(15) Perspektive („Was würden Sie tun, wenn Sie 1.000.000 F.CFA hätten?“)

4	Personen	wollen sich ein Haus bauen	20 %
4	Personen	wollen Unternehmer sein (kleines Geschäft, kleiner Betrieb, Vierzucht)	20 %
2	Personen	wollen zuerst Unternehmer sein und sich dann ein Haus bauen	10 %
7	Personen	wollen sich zuerst ein Haus bauen und dann Unternehmer sein	35 %
3	Personen	gaben keine Antwort	15 %

Das bedeutet, dass insgesamt 65 % der Personen angaben, sich ein Haus bauen zu wollen.

Ziele der CFC (CFC 1997, S. 17/18):

„ – den Zugang benachteiligter Haushalte zu Grundbesitz mit einem Minimum an Ausstattung zu ermöglichen, worauf – mit Hilfe angepasster Kredite – ein dem Niveau des Einkommens entsprechendes Haus gebaut werden kann;
– den Grundstücksmarkt durch die Schaffung von Bauland – zu günstigem Preis erhältlich – positiv zu beeinflussen;
– langfristig den Aufbau eines hochwertigen Immobilienparks sicherzustellen, der den Bedürfnissen der Mittelschicht gerecht wird;
– die Erschließungsarbeiten von Baugrundstücken zu finanzieren;
– Finanzierungsmöglichkeiten für Immobiliengesellschaften und die Wohnbauförderung zu erarbeiten und zu aktivieren;


Feld
Feld
Feld
Feld
Wohn.
Zi
Kü
Brunnen
Eingang
Zi
Feld
Feld
Du
WC

Haus 20

– Sparguthaben von natürlichen oder juristischen Personen zusammen zu führen, um so den Zugang zu Immobilienbesitz zu erleichtern“ (vgl. CFC, S. 17).

Die Aufgaben der CFC liegen entsprechend in verschiedenen Bereichen (CFC, S. 17):

a) In der Finanzierung mittels ›klassischer‹ Kredite für ›klassischen‹ Grundbesitz (*Prêt Classique/Foncier Classique*)
„– für natürliche Personen zum Erwerb von Baugrund und dem Hausbau
– für juristische Personen: Kredite werden an Immobiliengesellschaften vergeben (z.B. SIC), an Erschließungs- und Planungsgesellschaften (z.B. MATEUR) oder auch an Unternehmen, die für ihre Angestellten Baumaßnahmen durchführen wollen“ (ebd.).

b) In einer Funktion als Bausparkasse (*Prêts Épargne Logement/Foncier Épargne Logement*);
„Der Gewährung eines Kredits geht die Konstitution eines Sparguthabens voraus; die ausgezahlte Geldsumme dient dem Kauf von Baugrund, Hausbesitz oder dem Bau eines Hauses; dabei kann ein Kredit bis zu einer Höhe des fünffachen Wertes des Sparguthabens gewährt werden“ (ebd.).

c) Die Vergabe kurz- und mittelfristiger Kredite (*Foncier Confort* – vgl. CFC, S. 18):
„ – kurzfristige Kredite werden nach einer Sparzeit von nur drei Monaten gewährt, haben eine Laufzeit von höchstens 5 Jahren und können das Zehnfache der Spareinlage nicht übersteigen (max. 3.000.000 F.CFA[105]). Ziele sind
– Kauf von Baugrund
– Verbesserung von Bausubstanz
– Ausstattung (*équipement*)
– mittelfristige Kredite haben zum Ziel:
– Kauf von Baugrund
– Verbesserung von Bausubstanz oder Hausbau
Die Höchstsumme beträgt 6.000.000 F.CFA, Höchstlaufzeit ist 60 Monate“ (ebd.).

d) Kredite zum Bau kommunaler Einrichtungen (ebd.):
„Sie dienen zur Umsetzung von Projekten im Bereich der kommunalen Einrichtungen, die der Kommune Einnahmen ermöglichen können und gleichzeitig eine Verbesserung der städtischen Infrastruktur darstellen: Märkte, Terminals für Überlandbusse, Schlachthöfe, die Parzellierung usw. Diese Kredite werden seit 1989 vergeben. Ihre maximale Höhe ist auf 50.000.000 F.CFA begrenzt, und die Eigenbeteiligung der Kommunen an den Projektkosten sollte mindestens 20% betragen [...].“

e) weitere Dienstleistungen (ebd.):

[105] Wechselkurs im Jahr 2003: 6.000 F.CFA entspr. ca. 10 EUR

„Seit 1988 bietet die CFC weitere Dienste im Finanzbereich an: kurz-, mittel- und langfristige Kredite, Führung von Giro- und Sparkonten, sowie die ganze Bandbreite an Leistungen einer Bank. Ziel ist die Weiterentwicklung und die Expansion der CFC.“

f) Aktivitäten – „Die Jahre 1978-1984 stellen die Phase des Aufbaus der Aktivitäten im Bereich der langfristigen Immobilien-Kredite dar; wobei 15% der Kredite eines Zeitraums von 20 Jahren in diese Phase fallen. Die größte Dynamik hat sich im Bereich der Privatkunden entwickelt, die auf eigenem Grundstück ihr Haus bauen wollen. Im Jahr 1982 entstanden so die ersten Siedlungen in Douala und Yaounde [...]“;
- die Jahre 1984-1990 bilden die Phase intensiver Tätigkeit in allen Bereichen des Geschäfts mit Privatkunden, 65% der Kredite im 20-Jahres Abschnitt wurden in dieser Phase vergeben.
„Diese Entwicklung lässt sich mit dem Abschluss des Aufbaus von Zweigstellen in allen Provinzen im Jahr 1984 erklären. Ebenso fällt in diese Phase eine intensive Aktivität der SIC, die große Objekte in Yaounde, Douala, Garoua und Maroua verkaufte [...]“;
- „In den Jahren 1990-1996 ist ein Abfall in der Kreditvergabe an Privatpersonen zu verzeichnen, es wurden ca. 13 Mrd. F.CFA vergeben, was ca. 20% der Geschäftssumme im 20-Jahres-Zeitraum darstellt.
Diese Abkühlung hat ihre Ursache in der wirtschaftlichen Krise des Landes; sie schwächte die potenziellen Kunden der Banken (Unternehmen wurden geschlossen, die Löhne und Gehälter sanken, die Baukosten stiegen infolge der Abwertung des Franc CFA)“ (ebd., S. 21).
Diese Phase stellt auch ein Wendepunkt in den Geschäften mit juristischen Personen dar. „Angesichts dieser sozioökonomischen Krise konnten große städtebauliche Maßnahmen nicht durchgeführt werden. Die SIC stellte ihre Aktivitäten im Immobilienbereich fast vollständig ein; die MATEUR konzentrierte sich stärker auf die Schaffung von Parzellen bescheidener Größe“ (ebd., S. 23).
Die CFC finanzierte in dieser Zeit die Erschließung von 830 Baugrundstücken in Yaounde, die Entstehung der Viertel Nsimeyong II B und II C.
„Aufgrund der Abnahme im Geschäft mit den Partnerinstitutionen, der SIC und MATEUR, erschloss sich die CFC einen neuen Geschäftsbereich: die Finanzierung von rentablen, kommunalen Infrastrukturmaßnahmen wie der Schaffung von Marktplätzen, Terminals für Überlandbusse usw.
[...] Seit 1984 haben die 10 Provinzen Zugang zu den Diensten der CFC; dieser Geschäftsbereich stieg auf ein Volumen von 8.662.000.000 F.CFA an“ (ebd., S. 23/24).

A.1. Abbildungsverzeichnis

Kapitel II. Traditionelle Architektur in der Provinz *Extrême-Nord* (Äußerster Norden), Kamerun

Abb. II.1 Das Land Kamerun
Quelle: L. Marthaler

Abb. II.2 Die Provinz *Extrême-Nord*, Kamerun
Quelle: L. Marthaler; Karte nach Beauvilain 1989, Bd. 2 (o.S.)

Abb. II.3 Bevölkerungswachstum und Bevölkerungsdichte
Quelle: L. Marthaler; nach Beauvilain 1989, Bd.2, S. 579

Abb. II.4 Bauformen in der Übersicht: Häuschen – Haus – Speicher
Quelle: L. Marthaler

Abb. II.5 Lokale Zuordnung der Ethnien der Mandara-Berge, und der Mandara- Hochebenen
Quelle: Seignobos 1982, S. 19

Abb. II.6 Lokale Zuordnung der Ethnien der Mandara-Berge und der Mandara-Hochebenen
Quelle: L. Marthaler

Abb. II.7 Vergleich der Speicher und Häuschen
Quelle: Seignobos 1982, S. 38

Abb. II.8 Vergleich der Trockenplätze für das Getreide
Quelle: Seignobos 1982, S. 34

Abb. II.9 Dorf der Mafa (Massiv von Djingliya)
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. II.10 Gehöft der Mafa *gay* (Djingliya)
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. II.11 Gehöft der Mafa: Grundriss – Schnitt (Massiv von Koza)
Quelle: Seignobos 1982, S. 39

Abb. II.12 Grundriss – Ansicht (Region von Mokolo – Dorf Mandaka)
Quelle: Seignobos 1982, S. 40

Abb. II.13 Mauern aus trockenem Naturstein
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. II.14 Kuhstall (Kammer)
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. II.15 Schnitt des Speicherhäuschens und – Details zur Montage der Lehmkuppel
Quelle: Seignobos 1982, S. 41

Abb. II.16 Spitzendachkonstruktion der Mafa aus Hirsestroh (Massiv von Djingliya)
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. II.17 Innenansicht
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.18 Gehöft der Hide: Grundriss – Schnitt (Ride)
Quelle: Seignobos 1982, S. 51
Abb. II.19 Gehöft der Mofu (Massiv von Gemzek)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.20 Häuschen der Mofu (Massiv von Gemzek)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.21 Gehöft der Mofu: Ansicht – Grundriss (Massiv von Ndokolo)
Quelle: Seignobos 1982, S. 44
Abb. II.22 Detailansicht: Wand – Dach; die Wände sind mit Stängeln aus Hirsestroh geschützt, die Dächer sind aus Schilfstroh (Gemzek)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.23 Detailansicht: Speicher – Dachkonstruktion
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.24 Detailansicht: Dach – Innenkonstruktion
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.25 Das Speicherhäuschen *Dalahay* der Mofu (Massiv von Duvangar)
Quelle: Seignobos 1982, S. 45
Abb. II.26 Trockenstelle für das Getreide (Gemzek)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.27 Gehöft der Molko: Anblick – Grundriss – Schnitt (Region von Dulek)
Quelle: Seignobos 1982, S. 53
Abb. II.28 Gehöft der Tchuvok: Ansicht – Grundriss – Schnitt (Ndaure)
Quelle: Seignobos 1982, S. 58
Abb. II.29 Gehöft der Uldeme: Anblick – Grundriss – Schnitte;
Chef des Viertels
Quelle: Seignobos, 1982, S. 60
Abb.II.30 Gehöft der Podokwo: Grundriss – Schnitt – Ansicht des Häuschens (Massiv von Udjila)
Quelle: Seignobos 1982, S. 46
Abb. II.31 Gehöft der Muktele: Grundriss (Massiv von Malika)
Quelle: Seignobos 1982, S. 47
Abb. II.32 Dorf der Muktele
Quelle: Seignobos 1982, S. 47
Abb. II.33 Gehöft der Kirdi Mora – in einem Hirsefeld, Regenzeit (Mora)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.34 Gehöft der Kirdi Mora: Grundriss (Dime)
Quelle: Seignobos 1982, S. 63
Abb. II.35 Gehöft eines *Chefs* der Vame: Grundriss – Schnitt
Quelle: Seignobos 1982, S. 63

Abb. II.36 Gehöft der Gelebda: Grundriss – Schnitt
Quelle: Seignobos 1982, S. 64
Abb. II.37 Gehöft der Mabas: Ansicht – Grundriss – Schnitt der Häuschen (Viertel von Bago)
Quelle: Seignobos 1982, S. 102
Abb. II.38 Gehöft der Wula: Ansicht – Grundriss (Karantchi)
Quelle: Seignobos 1982, S. 103
Abb. II.39 Gehöft der Kortchi: Grundriss – Ansicht (Tsudok)
Quelle: Seignobos 1982, S. 104
Abb. II.40 Dorf der Kapsiki (Rumsiki)
Quelle: Seignobos 1982, S. 107
Abb. II.41 Gehöft der Kapsiki (Sir – Viertel Tlaka)
Quelle: Seignobos 1982, S. 105
Abb. II.42 Eingang des Gehöftes – Schnitt (Sir)
Quelle: Seignobos 1982, S. 106
Abb. II.43 Gehöft der Daba: Grundriss – Schnitt (Massapay)
Quelle: Seignobos 1982, S. 111
Abb. II.44 Gehöft der Daba: Grundriss (Mandama)
Quelle: Seignobos 1982, S. 113
Abb. II.45 Konstruktion der Speicher (Daba)
Quelle: Seignobos 1982, S. 114
Abb. II.46 Gehöft der Dimeo: Grundriss – Ansicht (Zimbowak)
Quelle: Seignobos 1982, S. 109
Abb. II.47 Gehöft der Budum: Grundriss des Gehöftes eines Adeligen
Quelle: Seignobos 1982, S. 110
Abb. II.48 Gehöft der Hina: Grundriss – Ansicht – Schnitt der Speicher
Quelle: Seignobos 1982, S. 110
Abb. II.49 Lokale Zuordnung der Ethnien am Ufer des Logone
Quelle: L. Marthaler
Abb. II.50 Dorf der Musgum um 1940
Quelle: L. Marthaler, 1999; Reproduktion nach einem Foto ohne Urheber
Abb. II.51 Gehöft der Musgum (Pouss)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.52 Häuschen der Musgum: Innenhof
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.53 Häuschen der Musgum: Außenansicht
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.54 Eingang des Häuschens
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.55 Eingang des Häuschens und Innenwand
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. II.56 Übergangstür zwischen zwei Häuschen
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.57 Lichtquelle und Rauchabzug (von außen)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.58 Lichtquelle und Rauchabzug (von innen)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.59 Gehöft der Massa (Region von Yagoua)
Quelle: Seignobos 1977, S. 43
Abb. II.60 Häuschen der Massa – verschiedene Türen
Quelle: Seignobos 1977, S. 42
Abb. II.61 Gehöft der Tupur (Region von Doukoula)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.62 Grundriss eines Gehöftes
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.63 Häuschen der Tupur aus *secco* und mit Strohdach
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.64 Konstruktion des Daches
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.65 Speicher im Bau
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.66 fertiger Speicher mit Stroh geschützt
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.67 Lokale Zuordnung der Ethnien in der Umgebung des Tschadsees
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.68 Luftaufnahme der Logone-Gana (Kotoko)
Quelle: Lebeuf, Annie M.D. 1969, Cliché von M. Griaule, Fig.1
Abb. II.69 Stadtstruktur von Logone-Gana
Quelle: Lebeuf, Annie M.D. 1969, Cliché von M. Griaule, S. 86
Abb. II.70 Dorf der Kotoko (Kousseri)
Quelle: Seignobos 1977, S. 58
Abb. II.71 Grundrisse und Schnitt eines Hauses der Kotoko (Kousseri)
Quelle: Seignobos 1977, S. 48/49
Abb. II.72 Der Turm (*gudu*) von Goulfrei
Quelle: Lebeuf, Annie M.D. 1969, S. 92
Abb. II.73 Siedlung der Choa-Araber (Makari)
Quelle: Seignobos 1977, S. 47
Abb. II.74 Häuschen der Choa-Araber: Grundriss – Schnitt (Makari)
Quelle: Seignobos 1977, S. 45
Abb. II.75 Lokale Zuordnung der Ethnien zwischen Tiefebene und Gebirge
Quelle: L. Marthaler
Abb. II.76 Gehöft der Fulbe (Bogo)
Quelle: Seignobos 1977, S. 51

Abb. II.77 Gehöft der Guisiga: Grundriss (Moutouroua)
Quelle: Seignobos 1977, S. 36
Abb. II.78 Gehöft der Guisiga: Der Bereich einer Frau
Quelle: Seignobos 1977, S. 37
Abb. II.79 Gehöft der Mundang: Innenansicht
Quelle: L. Marthaler, nach einem Bild von Tankoua 1996/1997, S. 31
Abb. II.80 Gehöft der Mundang: Außenansicht
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.81 Dachterrasse eines Mundang-Häuschens (bei Kaele)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.82 Häuschen und Speicher der Mundang (bei Kaele)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.83 Ästhetik. Wandmalerei der Musgum
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. II.84 Ansehen. Gehöft der Mofu
Quelle: Seignobos 1982, S. 92

Kap III. Wandel des Habitats und der Siedlungen

Abb. III.1 Hybride Form (Tokombere im Tal der Mandara Berge)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.2 Hybride Form (Mora)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.3 Hybride Form (Kaele)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.4 Ansicht eines Kolonialhauses zum Vergleich (Kaele)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.5 Dunkelheit im Innenhof eines Mafa-Gehöftes
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.6 Angelegte Vegetation zur Verteidigung bei den Mokong
Quelle: Seignobos 1982, S. 27
Abb. III.7 Der Turm (*guti*) und die Moschee der Kotoko (Kousseri)
Quelle: Lebeuf, Annie M.D. 1969, S. 94
Abb. III.8 Wandel des Dorfes der Musgum – Typ Kotoko (Pouss)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.9 Wandel des Häuschens der Musgum – Typ Fulbe; nur die Wanddekorationen sind Musgum geblieben (Region von Maga)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.10 Wandel des Habitat der Fulbe – Typ Haussa
Quelle: Seignobos 1977, S. 66/67

Abb. III.11 Gehöft christianisierter Mofu Duvangar, angesiedelt in der Ebene Kiluo: Vater – Söhne
Quelle: Seignobos 1982, S. 85
Abb. III.12 Gehöfte christianisierter Mafa (Dorf Kuftar)
Quelle: Seignobos 1982, S. 88
Abb. III.13 Das Haus des deutschen Gouverneurs in Maroua, um 1900
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.14 Zwangswanderung: Die Ebene am Fuße der Mandara-Massive
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.15 Zwangswanderung: Mafa am Fuß eines Massivs (Region von Mokolo)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.16 Zwangswanderung: Kleinstadt Tokombere am Fuße der Mandara-Massive
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.17 Wandel des Habitat der Mafa durch die Zwangswanderung (Ebene von Kosa)
Quelle: Seignobos 1982, S. 87
Abb. III.18 Wandel des Häuschen und der Speicher der Mafa durch die Zwangswanderung (Kuftar)
Quelle: Seignobos 1982, S. 88
Abb. III.19 Leerer Marktplatz (Doukoula)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.20 Marktplatz (Doukoula)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.21 Marktplatz – Tante Emma-Läden (Kaele)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.22 Verkauf von Brennholz für die Küche (Doukoula)
Quelle: L. Marthaler, 1998
Abb. III.23 Die Früchte des Ronier sind Nahrungsmittel, die Blätter werden verwendet zur Herstellung von Matten, Körben usw., der Stamm bei der Konstruktion der Terrassendächer der Kotoko
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.24 Abholzung: auf dem Weg zum Markplatz (Region von Makari)
Quelle: Abba Kachi
Abb. III.25 Wiederaufforstung durch die ONAREF bei Kaele
Quelle: L. Marthaler, 1998
Abb. III.26 Die erste katholische Kirche von Maroua – Europäische Bauform
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.27 Katholische Kirche von Mayo Uldeme – Anpassung an die lokale Bauform
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.28 Die Erfindung von neuen Dachformen durch Mofu-Jugendliche wegen Mangels an Stroh
Quelle: Seignobos 1982, S. 84

Abb. III.29 Das Haus des P. Aurenche in Tokombere – modernisierte Mofu Bauweise
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.30 Moderne Architektur: Blick auf das Zentrum von Yaounde
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.31 Moderne Architektur in Douala – Wohnhaus
Quelle: Abba Kachi
Abb. III.32 Konstruktion einer Villa in Kaele
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.33 Moderne Bauweise: Fenster aus Lamellenglas (Kaele)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.34 Detailansicht: Modernes Haus in Kaele – Aluminiumwellblechdach mit Unterdecke aus Holzplatten
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.35. Der Schulhof dient als Raum für eine traditionelle Zeremonie (Initiation)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.36 Überreste der traditionellen Bauweise in der Stadt Kaele
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.37 Einbezug traditioneller Bauelemente im Hinterhaus (Kaele)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.38 Haustyp modernes Einfamilienhaus (Kaele)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.39 Haustyp Reihenhäuser – Mietswohnungen (Kaele)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.40 Hybride Formen. Zone mit hoher Bevölkerungsdichte (Kaele)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.41 Haustyp: Zone mittlere Bevölkerungsdichte (Kaele)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.42 Haustyp: Zone geringere Bevölkerungsdichte (Kaele)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.43 Traditionelle Bauweise am Rand der Stadt Kaele
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.44 Straße in Kaele
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.45 Äußere Erscheinung in Kaele. *Quartier Fonctionnaire*
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.46 Äußere Erscheinung in Kaele. Viertel Guzugoy
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.47 Äußere Erscheinung in Kaele. Viertel Murgurong
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.48 Äußere Erscheinung in Kaele. Viertel Pugoy-Pugoy
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. III.49 Äußere Erscheinung in Kaele. Viertel Gedame
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.50 Äußere Erscheinung in Kaele. Viertel Kaele Centre
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.51 Alltag: Wasserversorgung an einem Brunnen
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.52 Seltener Wasserspeicher – Gymnasium von Kaele
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.53 Offene Kanäle entlang der Strasse (Kaele)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.54 Röhren, gelagert für den Kanalbau (Kaele)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.55 Offene Leitung für die Stromversorgung (Kaele)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.56 Lagerung von Abfällen auf einem privaten Grundstück
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.57 Die Moschee von Kaele
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.58 Der Marktplatz von Kaele
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.59 Die einzige Teerstrasse von Kaele – die Nationalstrasse Nr.6
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.60 Blick auf eine Strasse in Kaele
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. III.61 Blick auf eine Strasse in Kaele
Quelle: L. Marthaler, 1999

Kap IV. Potenziale für eine kulturreflexive Entwicklung der Architektur in Kamerun

Abb. IV.1. Sogenannte soziale Wohnbauten der SIC in Douala (Viertel Bonamusadi)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.2 Sogenannte soziale Wohnbauten der SIC in Douala (Viertel Bonamusadi)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.3 Sogenannte soziale Wohnbauten der SIC in Maroua
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.4 Elendsviertel (q*uartiers populaires*) im Zentrum von Yaounde; im Jahre 1975 schon stark entwickelt.
Quelle: B. Gerull 1986, S. 182
Abb. IV.5 Mauern aus Betonhohlblocksteinen in Maroua
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.6 Dach aus Zementfaser in Douala
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. IV.7 Ziegeldach mit Gaupe in Douala
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.8 Villa Typ 1 in Douala (Viertel Kotto)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.9 Villa Typ 2 in Douala (Viertel Ndokoti)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.10 Villa Typ 3 in Douala (Viertel Bonamusadi)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.11 Gehöft der Musgum
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.12 Haus der Kotoko
Quelle: Seignobos 1977, S. 48/49
Abb. IV.13 Gehöft der Mofu
Quelle: Seignobos 1982, S. 44
Abb. IV.14 Traditionelles/modernisiertes Haus des P. Aurenche in Tokombere
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.15 Traditionelles/modernisiertes Haus einer Hotelanlage in Maroua
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.16 Modernes Haus in Kaele
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.17 Modernes Haus in Yagoua
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.18 Aluminiumwellblechdach nach einem Unwetter – Marktplatz von Kaele
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.19 Strohdachkonstruktion (Tokombere)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.20 Konstruktionsdetail
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.21 Strohdach: ohne Innenverkleidung – Träger aus Bambustangen (Tala-Mokolo)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.22 Strohdach: Innenverkleidung aus Holzplatten (Tokombere)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.23 Bäume: traditionelle Sorte als Schattenspender
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.24 Bäume: schnellwachsende *Nimmier* als Schattenspender (Maroua)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.25 Wände aus Lehm (Pouss)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.26 Wände aus Naturstein (Tokombere)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.27 Mauern aus Naturstein (Tokombere)
Quelle: L. Marthaler, 1999

Abb. IV.28 Nutzung des *Secco*: Wand aus Lehm und *Secco* (Tala-Mokolo)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.29 Strohdach: Innenverkleidung *Secco* und Holzträger (Tokombere)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.30 Verbesserte traditionelle Toilette (Tokombere)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.31 Moderne Dusche und Toiletten-Anlage (Tokombere)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.32 Bsp. Grundriss der Mafa
Quelle: Seignobos 1982, S.85
Abb. IV.33 Bsp. Grundriss eines modernes Haus in Yagoua
Quelle: Simon. Taibe
Abb. IV.34 Wohnhaus der SIC Maroua – westliche (uniformisierte) Bauweise
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.35 Detailansicht von Balkon und Küche: Zerstörung durch die Anpassung traditioneller Lebensformen an die westliche Bauweise
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.36 bis Abb. IV.39 Zum Vergleich: moderne und modernisierte traditionelle Häuschen (Tokombere)
Quelle: L. Marthaler, 1999
Abb. IV.40 Moderne Stadt: (geplantes) Zentrum von Yaounde
Quelle: Abba Kachi
Abb. IV.41 Moderne Stadt: (ungeplantes) Zentrum von Yaounde – *Quartiers populaires*
Quelle: Abba Kachi

A.2. Kartenverzeichnis

Karte 1	Arrondissement von Kaele – Ethnien Quelle: CEGET/CNRS. Zeichnung von Ekani Abdon
Karte 2	Stadtentwicklungsstruktur von Kaele Quelle: L. Marthaler 1999
Karte 3	Arrondissement von Kaele – Bevölkerungsdichte Quelle: CEGET/CNRS. Zeichnung von Amougou Jean-Pierre
Karte 4	Arrondissement von Kaele – Landwirtschaft Quelle: CEGET/CNRS. Zeichnung von Jules M. Bidima
Karte 5	Siedlungsstruktur von Kaele Quelle: L. Marthaler nach Plan von der Delegation MINUH Kaele 1999
Karte 6	Kaele *Centre.* Alte Dorfstruktur, mit neue Erschließungen von der Stadtverwaltung Quelle: L. Marthaler 1999
Karte 7	Kaele – Siedlungen mit organischen parzellierten Strukturen Quelle: L. Marthaler 1999
Karte 8	Kaele – Parzellierung des *Quartier fonctionnaire* 1994 Quelle: L. Marthaler nach Plan von der Delegation MINUH Kaele 1999
Karte 9	Kaele – Parzellierung von der Stadtverwaltung 1994 Quelle: L. Marthaler nach Plan von der Delegation MINUH Kaele 1999
Karte 10	Kaele – Parzellierung von der Stadtverwaltung 1999. Viertel Pugoy-Pugoy Quelle: L. Marthaler nach Plan von der Delegation MINUH Kaele 1999
Karte 11	Kaele – Marktplatz Quelle: L. Marthaler nach Plan von der Delegation MINUH Kaele 1999
Karte 12	Kaele – Straßennetz Quelle: L. Marthaler nach Plan von der Delegation MINUH Kaele 1999
Karte 13	Kaele – Grünflächen – Wasser Quelle: L. Marthaler nach Plan von der Delegation MINUH Kaele 1999

A.3. Literaturverzeichnis

Zur Wiedergabe im Dokument: sämtliche französischsprachigen Zitate wurden von der Autorin ohne weitere Kennzeichnung ins Deutsche übersetzt.

Acquier, Jean-Louis: Le Burundi. Marseille: Éditions Parenthèses, 1986

Alexander, Christopher/Ishikawa,Sara/Silverstein, Murray u.a.: A pattern language. New York/Oxford: Oxford University Press, 1977

Alexander, Christopher/Davis, Howard/Martinez, Julio/Corner, Donald: The Production of Houses. New York/Oxford: Oxford University Press, 1985

Altvater, Elmar/Mahnkopf, Birgit: Grenzen der Globalisierung: Ökonomie, Ökologie und Politik in der Weltgesellschaft. Münster: Westfälisches Dampfboot, 4. Aufl. 1999

Atangana, Nicolas: Problématique du développement en Afrique tropicale. Yaounde: Éditions Clé, 1978

Atteslander, Peter/Hamm, B. (Hrsg.): Materialien zur Siedlungssoziologie. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1974

Augel, Johannes/Hillen, Peter/Ramalho, Luiz (Hrsg.): Die verplante Wohnmisere – Urbane Entwicklung und ‚armutsorientierter' Wohnungsbau in Afrika und Lateinamerika. Saarbrücken/Fort Lauderdale: Breitenbach, 1986

Aurenche, Christian: Sous l'arbre sacré. Paris: Cerf, 1987

Aurenche, Christian: Tokombere au Pays des grands prêtres. Paris: Les Éditions de l´Atelier, 1996

Balthasar, Hans Urs von: Die Wahrheit ist symphonisch. Aspekte des christlichen Pluralismus. Einsiedeln: Johannes Verlag, 1972

Baskouda, Jean-Baptiste: Baba Simon – le père des Kirdis. Paris: Cerf, 1988

Bauerochse, Lothar: Miteinander leben lernen. Zwischenkirchliche Partnerschaften als ökumenische Lerngemeinschaften. Erlangen: Verlag der Ev.-Luth. Mission, 1996

Beauvilain, Alain: Nord-Cameroun, Crises et peuplement, 2 Bände. Rouen: Thèse de Doctorat des Lettres et Sciences Humaines auprès de l'université de Rouen, 1989
Beck, Ulrich: Risikogesellschaft – Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1986

Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott: Reflexive Modernisierung – Eine Kontroverse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1996

Belloncle, Guy: Le chemin des villages. Formation des hommes et développement rural en Afrique. Paris: Éditions L'Harmattan-ACCT, 1979

Bericht der Südkommission: Die Herausforderung des Südens. Über die Eigenverantwortung der Dritten Welt für dauerhafte Entwicklung. Hrsg. v. d. Stiftung Entwicklung und Frieden (SEF). Bonn-Bad Godesberg: SEF 1991

Besenval, Roland: Technologie de la voûte dans l'orient ancien, 2 Bände. Paris: Éditions Recherche sur les civilisations, 1984

Bierschenk, Thomas/Elwert, Georg (Hrsg.): Entwicklungshilfe und ihre Folgen – Ergebnisse empirischer Untersuchungen in Afrika**.** Frankfurt a.M./New York: Campus, 2. Aufl. 1997

Biya, Paul: Pour le liberalisme communautaire. Lausanne: Éditions Pierre-Marcel Favre/Paris: ABC, 1987

BMZ (Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung): Umweltgerechte Stadtentwicklung. Entwicklungspolitik-Materialien Nr.86. Bonn: Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, Referat Presse und Information, 1993

BMZ (Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung: Projektauswahl – Grameen Bank, Bangladesh. Homepage des BMZ: 2002; http://www.bmz.de/themen/projekte/pr3.html, eingesehen am 16.7.2002

Bouda, Paul-Walter: Wohnungsbaugenossenschaftliches Siedlungsprojekt in der Republik Senegal. Entwicklungsprojekt in Zusammenarbeit mit dem Zentrum der Vereinten Nationen UNCHS-Habitat. Stuttgart: IRB Verlag, 1993

Bourdieu, Pierre/Sayad, Abdelmalek: Le déracinement: La crise de l'agriculture traditionnelle en Algérie. Paris: Éditions de Minuit, 1964

Bourdieu, Pierre: Wie die Kultur zum Bauern kommt. Über Bildung, Schule und Politik. Hamburg: VSA Verlag, 2001

Braam, Werner: Stadtplanung: Aufgabenbereiche – Planungsmethodik – Rechtsgrundlagen. Düsseldorf: Werner-Verlag, 2. Aufl. 1993

Bremm-Gerhards, Ursula: Chancen solarer Kochkisten als angepasste Technologie in Entwicklungsländern. Saarbrücken/Fort Lauderdale: Breitenbach, 1991

Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen, Städtebau: Habitat 2 – Abschlussdokumente. Bonn: Bundesministerium, 1997

Burckhardt, Gisela: Frauen im städtischen informellen Sektor in Rwanda. Hamburg: Institut für Afrika-Kunde, 1995

CDI/CRATerre (Houben, Hugo/Rigassi, Vincent/Garnier, Philippe): Blocs de terre comprimée: Equipements de production. Série technologies 5. Bruxelles: CDI/CRATerre-EAG, 2ème éd. 1996

CDI/CRATerre-EAG (Boubekeur, S./Houben, H).: Blocs de terre comprimée: Normes. Série technologies 11. Bruxelles: CDI/CRATerre-EAG, 1998

CIA: The World Factbook. Homepage der CIA, 2002.
Internetquelle: www.odci.gov/cia/publications/factbook/geos/cm.html; eingesehen 3/2003

Courtney-Clarke, Margaret: Die Farben Afrikas. München: Frederking und Thaler, 9. Aufl. 1998

CRATerre: Le bloc de terre comprimé: Elements de base. Eschborn: GATE/GTZ, 1991

CRATerre (éd.): Traité de construction en terre. Étude sur les méthodes de construction en terre. Marseille: Éditions Parenthèses, 2ème éd. 1995

Daffa, Paulos/Dredder, Johannes/Färber, Jost/Haile, Thomas/Klocke, Sabine/Lange, Jörg/Michel, Ralf/Sunday, Uwe/Walter, Johann (Hrsg.): Muss das reiche Afrika hungern? Saarbrücken/Fort Lauderdale: Breitenbach, 1986

Dechow, Tobias/Dorsch, Amadeus/Vorwerk, Jörg/Wunderlich, Matthias/Zeichardt, Michael: Kassioum – eine Spontansiedlung in Damaskus. Dresden: Professur für Städtebau TU Dresden – Prof. Schellenberg, 2001

Deutsche Kommission Justitia et Pax: Gerechtigkeit für alle. Zur Grundlegung kirchlicher Entwicklungsarbeit. Bonn: Eigenverlag, 1993

Deutsche UNESCO-Kommission: Unsere kreative Vielfalt: Bericht der Weltkommission ‚Kultur und Entwicklung'. Bonn: Deutsche UNESCO-Kommission, 2. Aufl. 1997

Diop, Cheikh Anta: Nations Nègres et Culture. Paris/Dakar: Éditions Présence Africaine, 2. Aufl. 1979 (Orig. 1954)

Diop, Cheikh Anta: L'Afrique Noire Précoloniale. Paris/Dakar: Éditions Présence Africaine, 2. Aufl. 1987 (Orig. 1960)

Diop, Cheikh Anta: Alerte sous les tropiques. Articles 1946-1960. Culture et Développement en Afrique Noire. Paris: Éditions Présence Africaine, 1990

Diop, Cheikh Anta: Antériorité des civilisations nègres: Mythe ou vérité historique? Paris: Éditions Présence Africaine, 2. Aufl. 1993 (Orig. 1967)

Dujarric, Patrick: Maisons sénégalaises – habitat rural; Bd.1. Dakar: Centre africain pour l'architecture/Paris: UNESCO (Établissements humains et environnement socio-culturel), 1986

Eblinghaus, Helga/Stickler, Armin: Nachhaltigkeit und Macht: zur Kritik von Sustainable Development. Frankfurt a.M.: IKO, 1996

Ela, Jean-Marc: La plume et la pioche – Réflexion sur l'enseignement et la société dans le développement de l'Afrique Noire. Yaounde: Éditions Clé, 1971

Ela, Jean-Marc: Mein Glaube als Afrikaner: das Evangelium in der schwarzafrikanischen Lebenswirklichkeit. Freiburg i.Br. u.a.: Herder, 1987

Ela, Jean-Marc: Refus du Développement ou Échec de l'Occidentalisation? Les voies de l'afro-renaissance. Homepage Le Monde Diplomatique, Oct. 1998.
Internetquelle: www.monde-diplomatique.fr/1998/10/Ela.html, eingesehen am 1.3.2002

Eleb-Vidal, Monique/Chatelet, Anne-Marie/Mandoul, Thierry: Penser l'habiter – Le logement en question. Liège: Pierre Mardaga éditeur, 1988

Encyclopedia Universalis, Bd.4. Paris: Encyclopedia Universalis France, 1990

Fathy, Hassan: Construire avec le peuple. Paris: Éditions Sindbad, 1970

Friedman, Yona: Pour l'architecture scientifique. Paris: Pierre Belfond Editions, 1971

Friedman, Yona: L'architecture de survie – Où s´invente aujourd'hui le monde de demain. Paris-Tournai: Casterman, 1978

Frobenius, Léo: Peuples et sociétés traditionnelles du Nord-Cameroun. Wiesbaden/Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 1987

Frobenius, Leo: Kulturgeschichte Afrikas. Prolegomena zu einer historischen Gestaltlehre. Wuppertal: Hammer-Verlag/Frobenius-Institut, 1993 (Orig. 1933)

Fukuyama, Francis: Das Ende des Menschen. Stuttgart/München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2. Auflage 2002

Galtung, Johan: Die andere Globalisierung: Perspektiven für eine zivilisierte Weltgesellschaft im 21. Jahrhundert. Münster: Agenda-Verlag, 1998

Gardi, René: Auch im Lehmbaus lässt sich's leben. Graz (Austria): Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, 1973

Gardi, René: Maisons Africaines. Paris: Elesvier/Bruxelles: Séquoia, 1974

Gemeinsame Konferenz Kirche und Entwicklung (GKKE) (Hrsg.): Entwicklung als internationale soziale Frage. Dokumentation der internationalen ökumenischen Konsultation zum Dialogprogramm der Gemeinsamen Konferenz Kirche und Entwicklung. Materialien zum GKKE-Dialogprogramm Heft D1. Bonn: GKKE, 2. Aufl. 1996

Gemeinsame Konferenz Kirche und Entwicklung (GKKE)/Kirchliches Forschungsheim Wittenberg (Hrsg.): Globalisierung der Nachhaltigkeit oder nachhaltige Globalisierung: Vorträge des 6. Wittenberger Fachgesprächs zur Nachhaltigkeit am 24. und 25. Januar 2001 in Berlin. Materialien der GKKE Heft D25. Berlin/Bonn: GKKE, 2001

Gerull, Bodo: Zur Frage des Erfolges eigenständiger Realisierung von ‚Site and Services' Projekten durch lokale Träger in Ländern der 3. Welt in besonderem Hinblick auf die Berücksichtigung der Grundbedürfnisse unterer Einkommensgruppen. Darmstadt: Diss., TH Darmstadt, 1986

Guindani, Silvio/Doepper, Ulrich: Architecture Vernaculaire – Territoire, Habitat et activités productives. Lausanne (Suisse): Presses polytechniques et universitaires romandes, 1990

Guillard, Joanny: Golonpui. Analyse des conditions de modernisation d'un village du Nord-Cameroun. Paris/La Haye: Mouton&Co, 1965

Guillaud, Hubert/Joffroy, Thierry/Odul, Pascal/CRATerre-EAG: Blocs de terre comprimée: Volume II. Manuel de conception et de construction. Braunschweig: Vieweg, 1995

Gutting, Ernst: Für eine menschlichere Welt. Aufsätze – Ansprachen – Interviews. Hrsg. v. Klaus Haarlammert. Speyer: Pilger-Verlag, 1994

Hahn, Eckhart: Ökologischer Stadtumbau – Konzeptionelle Grundlegung. Frankfurt a.M.: Verlag Peter Lang, 2. Aufl. 1993

Hamdi, Nabeel: Housing without Houses. Participation, Flexibility, Enablement. New York: Van Nostrand Reinhold: 1991

Hamdi, Nabeel/Goethert, Reinhard: Action Planning for Cities. A Guide for Community Practice. Cichester/New York: John Wiley&Sons, 1997

Hangarter, Ekkehard: Grundlagen der Bauleitplanung: der Bebauungsplan. Düsseldorf: Werner-Verlag, 2. Aufl. 1992

Harborth, Hans-Jürgen: Sustainable Development – dauerhafte Entwicklung. In: Nohlen, Dieter/Nuscheler, Franz (Hrsg.): Handbuch der Dritten Welt. Bd.1: Grundprobleme – Theorien – Strategien. Bonn: J.H.W. Dietz Nachf., 3. Aufl. 1993, S. 231-247

Hempel, Andreas Gottlieb: Fragen unserer Zeit. Rede zum Neujahrsempfang der Architektenkammer Thüringen, 2. Teil, gehalten am 14.1.2002. Homepage der Architektenkammer Thüringen, 2002.
Internetquelle: http://www.architekten-thueringen.org/cgi-bin/nachrichten/details.php?news_id=270; eingesehen 1/2003

Hengsbach, Friedhelm: Die andern im Blick – Christliche Gesellschaftsethik in den Zeiten der Globalisierung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2001

Henry, Alain/Tchente, Guy Honoré/ Guillerme-Dieumegard, Philippe: Tontines et banques au Cameroun: les principes de la société des amis. Paris: Ed. Karthala, 1991

Herrle, Peter: Vom Mandala zum Flächennutzungsplan. Die Einführung moderner Stadtplanung in eine außereuropäische Stadtkultur: der Fall Kathmandu, Nepal. Stuttgart: Diss., Universität Stuttgart, 1983

Holtkamp, Thomas: Dezentralisierung und Partizipation in Ghana: Neue Ansätze der Regionalentwicklung. Saarbrücken/Fort Lauderdale: Breitenbach, 1993

Imfeld, Al (Hrsg.): Verlernen, was mich stumm macht: ein Lesebuch zur afrikanischen Kultur. Zürich: Unionsverlag, 1980

Jain, Uttam C.: Regionalism – What Regionalism? In: Architecture + Design, Nov-Dec 2000, S. 34-38

Johannes Paul II.: Sollicitudo rei socialis. Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 82. Bonn: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), 1987

Johannes Paul II.: Ecclesia in Africa. Nachsynodales Apostolisches Schreiben. Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 123. Bonn: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), 1995

Kabou, Axelle: Weder arm noch ohnmächtig: Eine Streitschrift gegen schwarze Eliten und weisse Helfer. Basel: Lenos, 1993

Kandil, Fuad: Globalisierung der Moderne aus der Sicht traditionaler Kulturen. In: Weber, Hermann (Hrsg.): Globalisierung der Zivilisation und überlieferte Kulturen. Bonn (KAAD): 1995; S. 152-166

Kéré, Basile: Architecture et cultures constructives du Burkina Faso. Etablissements humains et environnement socio-culturel, Bd. 46 (UNESCO). Villefontaine Cedex: CRATerre-EAG, 1995

Keupp, Heiner/Ahbe, Thomas/Gmür, Wolfgang/Höfer, Renate/Mitzscherlich, Beate/Kraus, Wolfgang/Straus, Florian: Identitätskonstruktionen – Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt, 2. Aufl. 2002

Kessler, Wolfgang: Wirtschaften im dritten Jahrtausend. Oberursel: Publik-Forum Verlagsgesellschaft, 1996

Koch, Wilfried: Baustilkunde. München: Orbis Verlag, 1990

Krauß, Annette/Guggemoos, Claudia: Menschliche Entwicklung braucht Begegnung. Perspektiven für die pastorale Arbeit mit den Menschen. Erfahrungen aus philippinischen Gemeinden. Schriftenreihe Gerechtigkeit und Frieden der Deutschen Kommission Justitia et Pax (Hrsg.), Arbeitspapier 92. Bonn: Eigenverlag, 2001

Kur, Friedrich: Bauen und Wohnen mit Naturbaustoffen. München: Compact Verlag, 1990

Lamunière, Jean-Marc/Marchand, Bruno (éds): L'urbain et le rural. Cheseaux: le cas d'une commune périurbaine, essais recueillis par Jean-Marc Lamunière et Bruno Marchand. Lausanne: Éditions Payot, 1994

Larson, Anita/Larson Viera: Traditional Tswana Housing – A study in four villages in eastern Botswana. Swedish Council for Building Research (Hrsg.). Stockholm: Spangsbergs Tryckerier AB, 1984

Latouche, Serge: La Planète Uniforme. Quercy-Cahors: Climats, 2000

Lauber, Wolfgang (Hrsg.): Deutsche Architektur in Kamerun 1884-1914. Stuttgart: Krämer Verlag, 1988

Lebeuf, Annie M. D.: Les principautés Kotoko – Essai sur le caractère sacré de l' autorité. Paris: Édition du Centre National de la Recherche scientifique, 1969

Lebeuf, A./Lebeuf, Jean-Paul: Monuments symboliques du palais royal de Logone-Birni (Nord-Cameroun). In: Journal de la Société des Africanistes Tome XXV, 1955. Paris:Société des Africanistes, 1955, S.25-34

Leisinger, Klaus M./Hösle, Vittorio (Hrsg.): Entwicklung mit menschlichem Antlitz. Die Dritte und die Erste Welt im Dialog. München: Beck, 1995

Lembezat, Bertrand: Les populations païennes du Nord-Cameroun et de l'Adamaoua. Paris: Presses universitaires de France, 1961

Lippsmeier, Georg: Tropenbau – Building in the Tropics. München: Verlag Georg D.W. Callwey, 2. Aufl. 1980

Lüdeking, Gert/Williams, Christopher: Poverty, Participation and Government Enablement. A summary of the Findings, Lessons Learned and Recommendations of The UNCHS (Habitat) /Institute of Social Studies Evaluation Research (1996-1998). Hompage d. Seattle Community Network (SCN), 1999.
Internetquelle: http://www.scn.org/ip/cds/cmp/iss00.htm; eingesehen am 9.1.01

Major, Máté: Geschichte der Architektur. Bd.3: Gesellschaft, Kultur und Architektur von der Mitte des 18. bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die Architektur Europas und ihr weltweiter Einfluss in der neuesten Zeit. Berlin: Henschelverlag, 1984

Markmiller, Anton: ‚Die Erziehung des Negers zur Arbeit': Wie die koloniale Pädagogik die afrikanischen Gesellschaften in die Abhängigkeit führte. Berlin: Reimer, 1995

Martin, Hans-Peter/Schumann, Harald: Die Globalisierungsfalle: Der Angriff auf Demokratie und Wohlstand. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt, 1996

Mathay, Klaus: Ökologische SONNENHÄUSER – Bauen im Einklang mit der Natur. Innsbruck: Edition Löwenzahn, 1994

Meadows, Dennis/Meadows, Donella/Zahn, Erich/Milling, Peter: Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt, 1973

Mehler, Andreas: Presse und politischer Aufbruch in Kamerun. Kommentierte Presseschau für das Jahr 1990. Hamburg: Institut für Afrika-Kunde, 1991

Mehler, Andreas: Kamerun in der Ära Biya. Bedingungen, erste Schritte und Blockaden einer demokratischen Transition. Hamburg: Institut für Afrika-Kunde, 1993

Mehlhorn, Dieter-Jürgen: Stadterhaltung als städtebauliche Aufgabe: Grundlage und Sicherung der Erhaltungsziele durch historisch-genetische Sicherungsanalyse und Bauleitplanung gem.BauGB. Düsseldorf: Werner-Verlag, 1988

Menon, A.G. Krishna: Interrogating modern Indian architecture. In: Architecture + Design, Nov-Dec. 2000, S. 24-28

Merschmeyer, Gerhard: Basic Know-How for the Making of Burnt Bricks and Tiles: Handbook for Village Brickmakers in Africa. Aachen: Misereor, 1989

Merton, Robert K.: Zur Sozialpsychologie des Wohnens. In: Atteslander, P./Hamm, B. (Hrsg.): Materialien zur Siedlungssoziologie. Köln: Kiepenheuer u. Witsch, 1974, S. 164-182

Mester de Parajd, Corine und Laszlo: Regards sur l'Habitat traditionnel au Niger. Cahiers de Construction traditionnelle. Nonette: Éditions CRÉER, 1988

Métangmo, Pierre-Marie: Développer pour libérer. L'exemple de Bafou: une communauté rurale africaine. Paris: Éditions L'Harmattan, 1986

Meyer-Bohe, Walter: Mauerwerksbau – Elemente des Bauens. Stuttgart: Verlagsanstalt Alexander Koch, 1973

Michler, Walter: Weißbuch Afrika. Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 2. Aufl. 1991

Minke, Gernot: Lehmbau-Handbuch: der Lehmbau und seine Anwendung. Staufen bei Freiburg: Ökobuch, 1994

Minke, Gernot: Experimentelles Bauen. Staufen bei Freiburg: Ökobuch, 1995

Müller, Hadwig: Leidenschaft: Stärke der Armen – Stärke Gottes. Theologische Überlegungen zu Erfahrungen in Brasilien. Mainz: Matthias-Grünewald-Verlag, 1998

Müller-Plantenberg, Clarita: Was bedeutet Nachhaltige Entwicklung? – Wirtschaftliche, Ökologische und Soziale Standards weltweit in der Bauxit-, Aluminat-, Energie- und Aluminiumproduktion. Materialien der GKKE Heft D23. Bonn: GKKE, 1999

Murray, Jocelyn (Hrsg.): Bildatlas der Weltkulturen – Afrika. Augsburg: Bechtermünz Verlag/Weltbild Verlag, 1998 (Orig.: Oxford: Andromeda, 1981)

Nations Unies: Déclaration sur les villes et autres établissements humains en ce nouveau millénaire. Dok. A/Res/S-25/2, Nr. 01 47019; Résolution adoptée par l'Assemblée générale (25ème session extraordinaire), Annexe; New York: 2001.
Internetquelle: http://www.un.org/french/ga/habitat/as257rev1fre.pdf; eingesehen am 20.7.2002

Ndoye, Mamadou: Globalization, Endogenous Development and Education in Africa. In: Prospects No 101, Vol. XXVII, No. 1 March 1997, S.79-84

Nebel, Sonja: Habitat, Verstädterung und kulturelle Identität. Entwicklungsbedingungen kulturspezifischer Wohnformen in Verstädterungsräumen von Entwicklungsländern – dargestellt am Beispiel von Lusaka/Samibia. Frankfurt a.M: IKO-Verlag, 1995

Njoh, Ambe J.: The Political Economy of Urban Land Reforms in a Post-Colonial State. In: International Journal of Urban and Regional Research Vol.22, Nr.3 1998, S.408-423

Nohlen, Dieter/Nuscheler, Franz (Hrsg.): Handbuch der Dritten Welt. Bd.1: Grundprobleme – Theorien – Strategien. Bonn: J.H.W. Dietz Nachf., 3. Aufl. 1993

Nolhier, Marc: Construire en plâtre. Paris: Éditions l'Harmattan, 1986

Nzenwa, Smart O.E.: Micro-Credit and development – poverty alleviation in Nigeria. Lagos: Centre for Development and Civic Education (CECODEC), 2000

Obimpeh, Antwi Peter: Wesentliche Aspekte endogener Entwicklungsplanung und – Strategien im Gebiet von Sefwiman (Ghana). Hannover: Diss. (Universität Hannover), 1987

Ochoa, Elena: Manuel de Production de Bloc de Terre Comprimée au Burundi. Grenoble: CRATerre/Aachen: Misereor, 1993

Orbaşli, Aylin: Tourists in Historic Towns. Urban Conservation and Heritage Management. London/New York: Tylor & Francis Books, 2000

Partant, François: La fin du Développement. Naissance d'une Alternative? Paris: Librairie F. Maspero, 1982

Peltzer, Roger: Erste Auswirkungen und Perspektiven der FCFA-Abwertung. In: africa spectrum. 29.Jg, Nr. 94/2, S. 207-215

Resch, Walther F.E.: Humaner Wohnungsbau in Entwicklungsländern. Stein/Nürnberg: Laetare Verlag/Freiburg i. Ue: Imba, 1973

Ribiero, António Sousa: Globalisierung und kulturelle Identität. In: Internetzeitschrift für Kulturwissenschaften, Nr.5, Juli 1998.
Internetquelle: http://www.adis.at/arlt/institut/trans/5Nr/ribiero.html; eingesehen am 2.11.1999

Riepe, Gerd/Riepe, Regina: Afrika erfahren. Aachen: Misereor, 3. Aufl. 1994

Rietsch, Britta-Joséphine: Nutzung und Schutz natürlicher Ressourcen in Kamerun. Historische Periodisierung und umweltpolitische Entwicklungstendenzen. Hamburg: Institut für Afrika-Kunde, 1992

Rigassi, Vincent/CRATerre-EAG: Blocs de terre comprimée. Volume I:. Manuel de production. Braunschweig: Vieweg, 1995

Rist, Gilbert/Sabelli, Fabrizio (éds.): Il était une fois le développement. Lausanne (Suisse): Éditions d'en bas, 1986

Schadel, Erwin: Musik als Trinitätssymbol. Frankfurt a.M.: Europäischer Verlag der Wissenschaften, 1995

Schattke, Walter: Das Reetdach – Natürliches Wohnen unter sanftem Dach von der Urzeit bis heute. Hamburg: Christians Verlag, 3. Aufl. 1993

Schelhasse, Libor/Nebel, Sonja: Komplementarität Innen-Außen: Kennzeichen einfachen Wohnens in Ballungsräumen des Südens. Hamburg: Lit-Verlag, 1998

Schempp, Dieter/Krampen, Martin/Möllring, Fred: SOLARES BAUEN – Stadtplanung – Bauplanung. Köln: Verlag Rudolf Müller, 1992

Schillberg, Klaus/Knieriemen, Heinz: Naturbaustoff Lehm: Moderne Lehmbautechnik in der Praxis – bauen und sanieren mit Naturmaterialien. Aarau (Schweiz): AT Verlag, 2. Aufl. 1996

Schmid, Peter: Bio-logische Architektur, ganzheitliches bio-logisches Bauen. Köln: Verlag Rudolf Müller, 1988

Schmitter, Jörg-Peter: Wohnungsbau in Westafrika – Untersuchungen zur Verbesserung des offiziellen Wohnungsbaus in Kamerun und Ghana. Darmstadt: Verlag für Wissenschaftliche Publikationen, 1984

Schütz, Eike J.: Städte in Lateinamerika – Barrio-Entwicklung und Wohnbau. Aachen: Misereor, 1987

Schulz, Manfred (Hrsg.): Entwicklung. Die Perspektive der Entwicklungssoziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1997

Schwarz, Ullrich: Reflexive Moderne. Perspektiven der Architektur am Beginn des 21. Jahrhunderts. Zur Ausstellung: Neue Deutsche Architektur. Eine reflexive Moderne. Berlin 2002/Mailand 2003. Homepage der Ausstellung, 2002
Internetquelle: http://www.neue-deutsche-architektur.de/moderne2.htm; eingesehen 1/2003

Seignobos, Christian/Iyébi-Mandjek, Olivier: Atlas de la Province Extrême-Nord Cameroun. Paris: IRD Institut de Recherche pour le Développement - Republique du Cameroun MINREST Ministère de la Recherche Scientifique et Technique, Institut National de Cartographie, 2000

Seignobos, Christian: L'habitat au Nord-Cameroun. Paris: Unesco, 1977

Seignobos, Christian: Nord Cameroun – Montagnes et hautes terres. Paris: Éditions Parenthèses, 1982

Sennett, Richard: Der flexible Mensch – Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Siedler Verlag, 5. Aufl. 2000

Sika, Jean-Marc/Strasser, Balz: (2000) Die Mikrofinanzrevolution – Tontines in Kamerun: Die Verknüpfung traditioneller und semi-formeller Finanzierungssysteme. In: E+Z, 41. Jg., 11/2000; S. 316-318

Sing, Horst (Hrsg.): 40 Jahre kirchliche Solidaritätsarbeit – 15 Jahre Studienschwerpunkt ‚Sozialarbeit in Entwicklungsländern/Ausländerarbeit' an der Fakultät für Sozialwesen an der Katholischen Universität Eichstätt. Dokumentation der Tagung und Ausstellung vom 14.02.1997 anläßlich der bundesweiten Eröffnung der Fastenaktion von Misereor in Eichstätt.

Schriften zur vergleichenden Sozialarbeitswissenschaft und zur interkulturellen/internationalen Sozialarbeit; Bd.1. Hrsg.: Institut für vergleichende Sozialarbeitswissenschaft und interkulturelle/internationale Sozialarbeit (ISIS) e.V., Eichstätt. Aachen: Verlag der Augustinus Buchhandlung, 1997

Streck, Bernhard: Sudan. Steinerne Gräber und lebendige Kulturen am Nil. Köln: DuMont, 2. Aufl. 1989

Stewig, Reinhard: Die Stadt in Industrie- und Entwicklungsländern. Paderborn/München u.a.: Schöningh, 1983

Tetu Acha, Simon: Entwicklungsprobleme des Siedlungsgebiets Moghamo in Kamerun und seine zukünftige Entwicklung mit Hilfe eines verbesserten Erschließungssystems. Berlin: Diss. (TU Berlin), 1986

Tévoédjrè, Albert: Armut – Reichtum der Völker. Wuppertal: Jugenddienst-Verlag, 1980

UNCHS (United Nations Centre for Human Settlements (Habitat)): The Istanbul Declaration and The Habitat Agenda, with subject index. Nairobi: UNCHS (Habitat), 1997a

UNCHS (United Nations Centre for Human Settlements (Habitat)): Shelter for All: The Potential of Housing Policy in the Implementation of the Habitat Agenda. Nairobi: UNCHS (Habitat), 1997b

UNCHS (United Nations Centre for Human Settlements (Habitat)) (ed.): Cities in a Globalizing World – Global Report on Human Settlements 2001. Nairobi: UNCHS (Habitat), 2001

UNESCO: Diversité culturelle et protection du patrimoine pour une compréhension mutuelle. Homepage der UNESCO, 2001.
Internetquelle: http://www.unesco.org/bpi/fre/unescopresse/2001/01-121f.shtml; eingesehen 1/2003;

U.S. Departement of State/Bureau of African Affairs: Background Notes: Cameroon. Homepage des U.S. Departement of State, 1999.
Internetquelle: http://www.state.gov/www/background_notes/cameroon_9912_bgn.htm; eingesehen am 22.5.2003

Vauthrin, Jak: Villes Africaines: Anarchie et raison d'une architecture. Paris: Éditions L' Harmattan et D.E.S., 1989

Vennetier, Pierre: Les villes d'Afrique tropicale. Paris: Masson (Collection Géographie tropicale), 1996

Verhelst, Thierry: Des racines pour vivre. Sud-Nord: identités culturelles et développement. Paris-Gembloux: Éditions Duculot, 1987

Volhard, Franz: Leichtlehmbau: Alter Baustoff – neue Technik. Heidelberg: C.F. Müller Verlag, 5. Aufl. 1995

Voss, Gerhard (Hrsg.): Sustainable Development – Leitziel auf dem Weg in das 21. Jahrhundert. Köln: Deutscher Instituts-Verlag, 1994

Warning, Claudia/Osner, Karl: Armutsbekämpfung in Ghana. Aufbau von Kooperationsbeziehungen zur selbsthilfeorientierten Armutsbekämpfung. Schriftenreihe Gerechtigkeit und Frieden der Deutschen Kommission Justitia et Pax (Hrsg.), Arbeitspapier 76. Bonn: Eigenverlag, 1996

Watzal, Ludwig: Entwicklungspolitik zwischen Immanenz und Transzendenz. Essays zur Entwicklungspolitik. Frankfurt am Main/Bern/New York: Peter Lang-Verlag, 1986

Weber, Franz: Gewagte Inkulturation: Basisgemeinden in Brasilien. Eine pastoraltheologische Zwischenbilanz. Mainz: Matthias-Grünewald-Verlag, 1996

Weber, Herrmann (Hrsg.): Globalisierung der Zivilisation und überlieferte Kulturen. Jahresakademie 28. April-30. April 1995. Bonn: Katholischer akademischer Ausländer-Dienst (KAAD), 1995

Weiss, Dieter: Kultur und Entwicklung. Die ökonomischen Erklärungsansätze reichen nicht aus. In: E+Z, 39. Jg. 2/1998, S. 40-44

Weiß, Roland: Wir haben mehr Geld – aber es geht uns schlechter. Über die Folgen der Entwicklungshilfe am Beispiel Burkina Faso. Saarbrücken/Fort Lauderdale: Breitenbach, 1986

Wellington, Henry Nii-Adziri: Zielsetzung einer künftigen integrierten ländlichen Entwicklung und deren Auswirkungen auf die Dorfplanung in einer feucht-warmen Klimazone Ghanas. Braunschweig: Diss. (TU Braunschweig), 1981

Wendorff, Rudolf: Dritte Welt und westliche Zivilisation: Grundprobleme der Entwicklungspolitik. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag: 1984

Wente-Lukas, Renate: Die materielle Kultur der nicht-islamischen Ethnien von Nordkamerun und Nordostnigeria. Wiesbaden: Fritz Steiner Verlag, 1977

Wesel, Reinhard: Das Konzept der ‚integrierten ländlichen Entwicklung': Neuansatz oder Rhetorik? – Saarbrücken/Fort Lauderdale: Breitenbach, 1982

Wienands, Rudolf: Die Lehmarchitektur der Pueblos – eine Lektion in ökologischem Bauen. Köln: Dumont, 1983

The World Bank: Housing – Enabling markets to work. Washington: The International Bank for Reconstruction/The World Bank, 1993

Zeitschriften

Afrika spectrum – Zeitschrift für gegenwartsbezogene Afrikaforschung. 29. Jg. Nr.94/2. Hamburg: Institut für Afrika-Kunde, 1994

Architecture + Design – a journal for the Indian Architect. Nov-Dec 2000. Bombay: Media Transasia, 2000

Dimension 3 – Périodique bimestriel du service Information de l'Administration Générale de la Coopération au Développement (AGCD). 11ème année, N°4 (Juillet/Août). Bruxelles: AGCD, 1985

E+Z Entwicklung und Zusammenarbeit. 39. Jg. 2/1998. Bonn: Deutsche Stiftung für internationale Entwicklung (DSE), 1994

E+Z Entwicklung und Zusammenarbeit. 41. Jg., 11/2000. Bonn: Deutsche Stiftung für internationale Entwicklung (DSE), 2000

International Journal of Urban and Regional Research. Vol.22, Nr. 3. Oxford (UK)/Boston (USA): Blackwell Publishers, 1998

Prospects – quarterly review of comparative education. No 101, Vol. XXVII, Nr. 1 March 1997. Geneva: UNESCO/Kluwer, 1997

Unveröffentlichte Dokumente

CFC (Crédit Foncier du Cameroun): 20e anniversaire. Yaounde: 1997

Cador, Grégoire: Annoncer la Parole de la Vie – Evangelisation et Développement. Tokombéré: 1999

Ela, Jean-Marc: Les villages de la peripherie de Yaounde en agonie? – Une église s'interroge. Yaounde: 1991

Marthaler, Thomas: Community Development – ein Fallbeispiel christlich motivierter Entwicklungsarbeit in einer Region Afrikas. Dresden: Diplomarbeit (TU Dresden), 2002

(PSUK) République Unie du Cameroun/Ministère de l'Equipement de l'Habitat et des Domaines, direction de l'urbanisme et de l'habitat: Plan Sommaire d'Urbanisme de Kaele – Rapport justificatif. Yaounde: JBG, 1974

(PSUK) République Unie du Cameroun/Ministère de l'Equipement de l'Habitat et des Domaines, direction de l'urbanisme et de l'habitat: Plan Sommaire d'Urbanisme de Kaele – Règlement du Plan d'Urbanisme. Yaounde: JBG, 1974a

République du Cameroun/Ministère de l'Urbanisme et de l'Habitat: Stratégie Urbaine du Gouvernement et Plan d'Action envisagé. Yaounde, o.J.

République du Cameroun: Ordonnance N° 73-20 du 29 Mai 1973 régissant l'Urbanisme en République Unie du Cameroun. Yaounde: 1973

République du Cameroun/Ministère du Plan et de l'Aménagement du Territoire: Indicateurs Démographiques sur le Cameroun. Yaounde, 1993

Republic of Cameroon (Ministry of the Plan and Regional Development): VIth Five Year Economic Social and Cultural Development Plan 1986-1991. Yaounde: 1986

PNUD: Dossier CMR/98/008/01/37 – Vulgarisation des matériaux locaux écologiquement durables et Promotion des PME au Cameroun. Yaounde: 1999

Schütz, Eike J.: Neue Aufgaben für einen alten Beruf oder: Die Rolle des Architekten im Habitat des Armen. Symposium ‚Planen und Bauen in Entwicklungsländern' in Stuttgart, 3.-4.6.1993 (zur Verfügung gestellt durch Misereor, 4/2003)

Service Provincial des Affaires Sociales du Littoral/Service Social de l'Urbanisme et de l'Habitat du Littoral: La Zone Nylon. Expérience de développement auto-centré. Douala: 1979

SIC. Secteur Régional du Nord (Garoua-Maroua): Règlement d'Habitation des Logements SIC/Tableaux (Frais d'Entrée/Parc Géré). Maroua Juli 1999

Tankoua: (1996/97): Architecture des Plaines de l'Extrême Nord Cameroun: Vers des Nouvelles Perspectives. Lomé (Togo): Diplomarbeit (EAMAU – École Africaine des Métiers de l'Architecture et de l'Urbanisme), 1996/97

A.4. Abkürzungsverzeichnis

ACDI :	Agence Canadienne pour le Développement International
ALUCAM :	Société d' Aluminium du Cameroun
BDEAC :	Banque de Développement des États de l' Afrique Centrale
BTP :	Bâtiment et Travaux Publics
BTS :	Brique de terre stabilisée
BTC :	Brique de terre comprimée
CCEY-CA :	Centre de Création des Entreprises de Yaounde – Conseil Associé
CFC :	Crédit Foncier du Cameroun
CFDT :	Compagnie Francaise de Développement Textile
CIMENCAM :	Société des Cimenteries du Cameroun
CNPS :	Caisse Nationale de la Prévoyance Sociale
CNR :	Caisse Nationale de Réassurance
CRATerre :	Centre International de la Construction en Terre
DGTG :	Direction des Grands Travaux du Cameroun
DTPS :	Délégation du Travail et de la Prévoyance Sociale
ENSP :	École Normale Supérieure Polytechnique
ENIEG :	École Normale d'Instituteurs d'Enseignement Général
FAO :	Organisation des Nations Unies pour l' Alimentation et l' Agriculture
FDI :	Fonds de Développement Industriel
HLM :	Habitation a loyer Modéré
IRA :	Institut des Recherches Agricoles
LABOGENIE :	Laboratoire National de Génie Civil
MAETUR :	Mission d' Aménagement et d' Équipement des Terres Urbaines et Ruraux
MCAC :	Mision de Coopération et d' Action Culturelle
MINEDUC :	Ministère de l' Éducation Nationale
MINREST :	Ministère de la Recherche Scientifique et Technique
MINUH :	Ministère de l' Urbanisme et de l' Habitat
MINPAT :	Ministère du Plan et de l' Administration Térritoriale
MINTP :	Ministère des Travaux Publics
MINSANTE :	Ministère de la Santé publique
MIPROMALO :	Mission de Promotion des Matériaux Locaux
NROs :	Nichtregierungsorganisation
ONAREF :	Office Nationale de la Régénération des Eaux et Forêts
ONU :	Organisation des Nations Unies
ONUDI :	Organisation des Nations Unies pour le Développement Industriel
PNUD :	Programme des Nations Unies pour le Développement
PSUK :	Plan Sommaire d'Urbanisme de Kaele. Rapport justificatif (1974)/Règlement du Plan d'Urbanisme (1974a)

PUD :	Plan d'Urbanisme Directeur. Règlement du plan d'urbanisme. République Unie du Cameroun/Ministère de l'Equipement de l'Habitat et des Domaines/Direction de l'urbanisme et de l'habitat. Yaounde: 1974
SEMRY :	Société d' Expansion et de Modernisation de la Riziculture de Yagoua
SIC :	Société Immobilière du Cameroun
SODECOTON :	Société de Développement Cotonnière du Cameroun
SPML :	Service de Promotion des Matériaux Locaux
SSB :	Services Sociaux de Base
UNCHS:	United Nations Centre for Human Settlements
4P/PPPP:	Programme Propriétaire de Promotion des PME au Cameroun